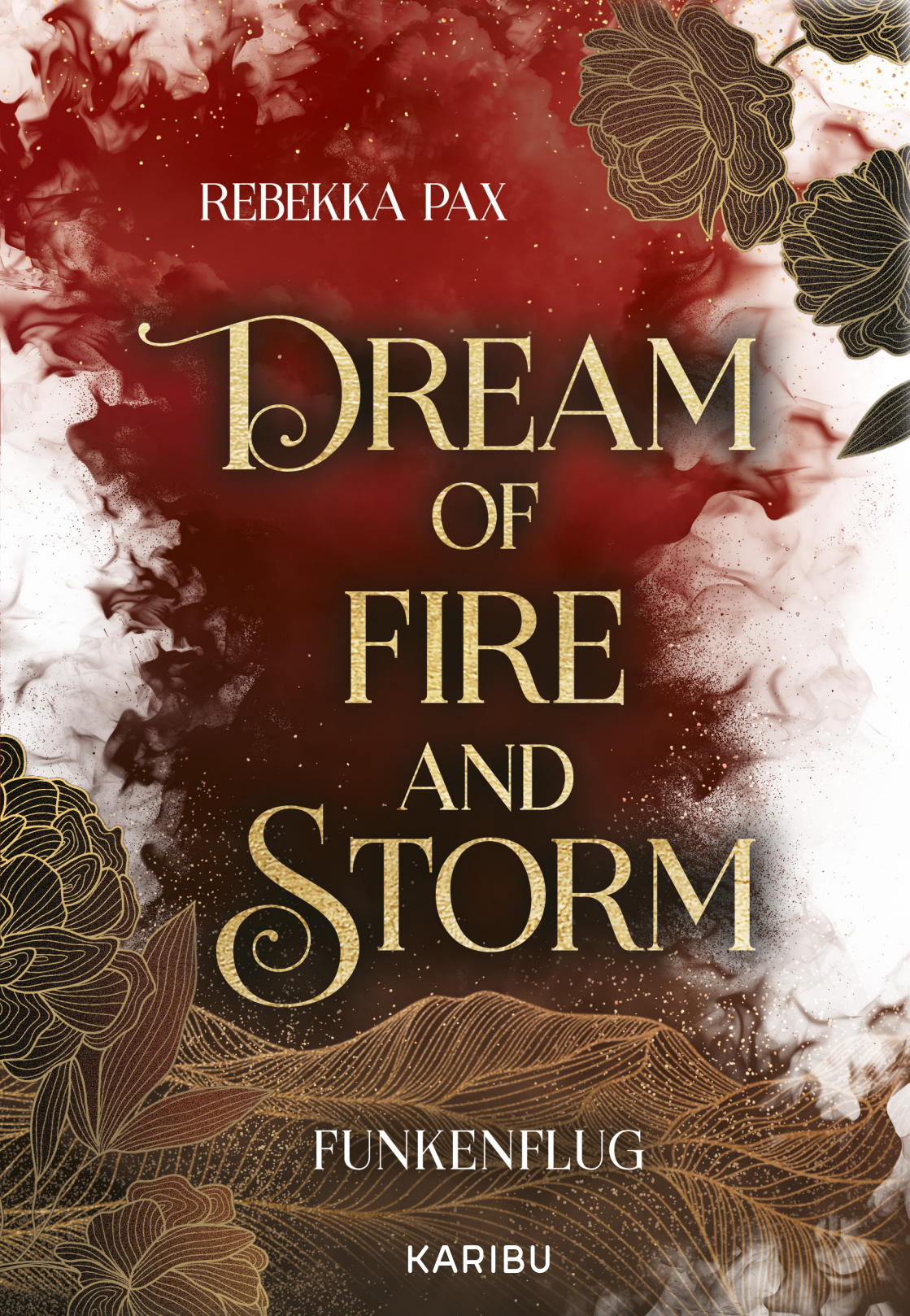




REBEKKA PAX

DREAM OF FIRE AND STORM

FUNKENFLUG

KARIBU

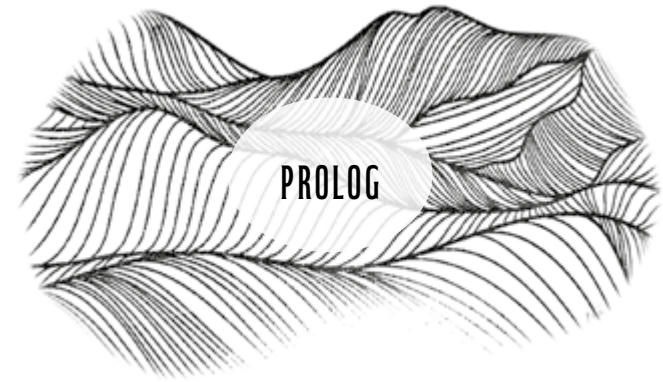
REBEKKA PAX

DREAM
OF
FIRE
AND
STORM

FUNKENFLUG

KARIBU

*Einst wandelten drei Götter durch lichtlose Weiten.
Foris, Hardan und Geedal.
Es gab weder Leben noch Tod,
weder oben noch unten.
Die Sonne war nicht geboren, noch die Schar der heiteren Sterne.
Foris, Hardan und Geedal, die Mächtigsten, die Ersten,
schufen eine weite Ebene sich zur Rast, Hvimkalja mit Namen,
und schieden so
Himmel und Erde.
Da sprach Geedal: Genug des Wanderns, hier will ich sein und
bleiben, und gab sich selbst Gestalt. Hell und licht, von loderndem
Kleid und glühendem Haar. Sie schuf ein gewaltiges Feuer und
wohnte darin.
Doch Hardan mochte das grelle Licht nicht leiden,
nahm ein Stück der Ebene und türmte es auf.
Zu Hardans Zinnen, dem ersten Gebirge.
In dessen Schatten saß nun der grüblerische Gott
und versank in Gedanken.
Foris aber wanderte weiter, nimmermüde, ewig schreitend ...*



Geedals Tempel

Nein! Nein, bei der ewigen Flamme! Sie ist tot! Die heilige Stimme ist tot!«, schrillte es durch die dunklen Hallen des Tempels.

Die Novizin, die der alten Seherin das Frühstück bringen sollte, weinte mit hochrotem Kopf und trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, bis in den Gemächern der Hohepriesterin Hektik ausbrach. Kurz darauf erschien Rubinai und fasste das Mädchen in der fast vollständig schwarzen Tracht an den Schultern. »Was ist geschehen? Beruhige dich.«

»Ausgebrannt! Ihre Augen ... Ich ... Ich ...«

»Genug«, herrschte die Hohepriesterin sie an und musste sich zugleich zwingen, die Fassung nicht zu verlieren. Wenn es der Wahrheit entsprach und die Seherin ohne eine Nachfolgerin gestorben war, dann war dieser Tempel dem Untergang geweiht.

Rubinai musste es mit eigenen Augen sehen.

Die langen Flure der großen Tempelanlage verschwammen zu einem raschen Wechsel aus Licht und Schatten. Sie lief, so schnell sie konnte, ohne zu rennen. Auf keinen Fall durfte sie noch mehr Aufmerksamkeit erregen.

Dann lag die schlichte Kammer, in der die alte Ysbell gelebt hatte, vor ihr, und Rubinai stockte der Atem. Schon jetzt fühlte sie die

Veränderung. Als stünde der Totengott Orrothan gleich auf der anderen Seite der Tür. Das Zimmerchen strahlte eine unheimliche Kälte aus. Das heilige Licht der Seherin, die Flamme, die in ihrer Seele besonders hell gebrannt hatte, war erloschen.

Wir sind verloren, raunte es unheilschwanger durch Rubinais Kopf. *Verloren!*

Sie gab sich einen Ruck und stieß die Tür auf. »Du bleibst zurück, Mädchen, und zu keinem ein Wort.«

Allein in dem Zimmer, den Rücken gegen die wieder geschlossene Tür gepresst, konnte sie den Blick nicht mehr abwenden. Dort saß Ysbell in ihrem Lehnstuhl, der Körper zusammengesunken, der Kopf in den Nacken gerutscht. Weißes Haar rahmte ihr Gesicht ein wie feiner Flaum. Ihr Mund stand offen ... doch was war mit ihren Augen geschehen?

Das musste sie sich näher ansehen.

Gegen einen inneren Widerstand kämpfend, trat Rubinai näher, bis sie die schwarz verkohlten, leeren Augenhöhlen ganz genau erkennen konnte. Ysbells im Todesschmerz gekrümmte Hände hielten die Holzlehnen noch immer gepackt und ähnelten in ihrem Aussehen dürrer Vogelklauen. Es roch nach kalter Asche.

Der Hohepriesterin trieb es einen eisigen Schauer über den Rücken. »Ysbell, was hat die Göttin dir nur für eine schreckliche Vision gesandt?«, fragte sie flüsternd und umkreiste die Tote. Der Stuhl, die Platzierung mitten im Zimmerchen – all das wirkte eher wie eine Hinrichtung als das natürliche Ende einer alten Priesterin ... Doch wer sollte es auf sie abgesehen haben?

Dort lag Papier. Es war ihr vom Schoß gerutscht und klemmte zwischen Hüfte und Armlehne. Rubinai nahm es mit spitzen Fingern und zog es vorsichtig heraus. Fassungslos starrte sie auf die wenigen Worte.

Die Welt wird brennen.

Alles Leben zu Asche!

Die ewige Flamme ist den Menschen Feind.

Hoffnung (unkenntlich) ein Bild magischer Schatten.

Nur sie!

Nur sie können das Feuer leiten,

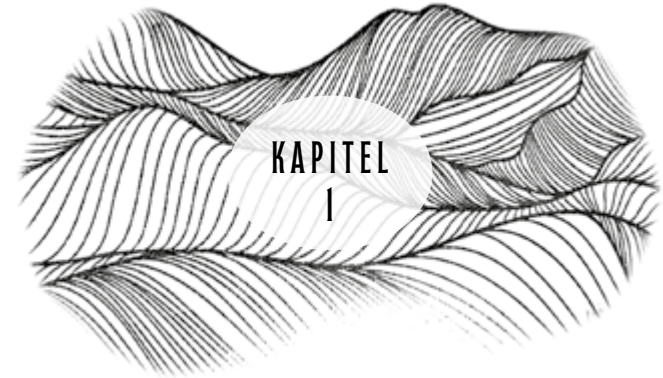
wenn Neltors Auge den weißen Berg erblickt.

Dann folgten Tintenkleckse. Sie wirkten nicht zufällig. Einer sah aus wie eine Schlange, ein anderer Spritzer glich einem Pfeil, der dritte war groß, rundlich und mit einer Ausstülpung versehen, die einem Maul voller spitzer Zähne glich.

Rubinai brach der kalte Schweiß aus. Sie musste der Wahrheit ins Auge blicken. Die Seherin war tot. Und statt eines Hinweises auf eine Nachfolgerin enthielt ihre letzte Prophezeiung unheilvolles Gestammel über einen nahenden Weltuntergang. Vielleicht war sie verrückt geworden ...

Doch das entsprach nicht der Wahrheit. Das spürte Rubinai mit den Instinkten einer erfahrenen Priesterin. Die Welt würde brennen.

»Geedal, steh mir bei«, murmelte sie und lehnte sich mit weichen Knien an eine Säule. »Steh mir bei und verschone uns vor deinem Zorn.«



VIROEL

Schon seit drei Tagen blies der Wind seinen heißen Atem aus Richtung Süden über das Land, als würde er direkt aus der Schmiede eines göttlichen Waffenmeisters kommen. Scharf, schneidend und erbarmungslos zu jenen, die ihn nicht kannten.

In Neridin hatten die Menschen einen besonderen Namen für ihn. *Schwester Glut*.

Sosehr ich das Wetter auch gewohnt war, verabscheute ich diesen Wind, denn er läutete die heißeste Jahreszeit ein. Zweimal würde der Gott Neltor noch sein blasses Mondauge öffnen und schließen, bevor ich auch nur anfangen konnte, auf die ersten Wolken zu hoffen.

Regenzeit. Derzeit war es nur ein geheimes Sehnen, still wie ein Gebet, das kaum jemand auszusprechen wagte, um sich nicht im nächsten Atemzug vor Augen führen zu müssen, wie lang es noch dauern würde.

Bis dahin mussten wir zusehen, wie das Wasser in den Zisternen täglich ein wenig tiefer sank. Wie der Wassermeister jeden Morgen mit Kohle einen neuen Strich ziehen würde, um an den kalkweißen Wänden der Bassins abzumessen, wie viele Tage uns noch blieben, bis es aufgebraucht war.

Die Felder würden eins nach dem anderen abgeerntet werden oder brachfallen. Die Dornbüsche ihre Blätter abwerfen und Schwester Glut diese davontragen wie kleine tote Körper.

Dass ich seit dem Morgen das Gefühl hatte, heute müsse etwas Schreckliches passieren, machte es nicht besser. Ganz im Gegenteil. Denn wenn ich an mein Gesellenstück dachte, das bis zum Abend fertig werden sollte, war das Schreckliche womöglich schon eingetreten.

»Viroel! Komm, sehen wir uns an, was du geschafft hast«, erklang die weiche Stimme meiner Meisterin Nelya Hoe aus dem Nebenraum. Trotz des freundlichen Tonfalls sorgten ihre Worte dafür, dass mir das Herz bis zum Hals klopfte.

Ich riss mich von dem Blick aus dem kleinen Fenster los und eilte die wenigen Schritte zu meinem großen Zeichentisch. Dort ausgebreitet lag mein Gesellenstück, an dem ich schon seit zwei Monaten in jedem freien Moment arbeitete, der mir zwischen den üblichen Aufträgen blieb.

Der Großteil der Zeit war damit vergangen, verschiedene Vorlagen zu vergleichen und die Maßstäbe anzupassen, um daraus schließlich meine eigene, komplexe Karte der westlichen Hälfte Neridins, der Küstenlinie und vorgelagerten Inseln zu schaffen.

Heute hatte ich mich letzten Details der Bergkette Tronn beschrieben, einer zerklüfteten Landschaft aus Gipfeln und engen Tälern, die ich selbst schon oft bereist hatte. Was allerdings dafür sorgte, dass ich mit meiner Arbeit nicht zufrieden war. Details, an die ich mich erinnerte und für wichtige Landmarken hielt, fehlten.

»Warum ziehst du so ein Gesicht, Viroel?« Lächelnd legte die Meisterin mir einen Arm um die Schulter und schob mich sanft, aber energisch in Richtung Tisch. »Warum bist du unzufrieden?«

Aus ihren honigbraunen Augen musterte sie mich mit der gleichen Intensität, mit der sie sich allem widmete, was ihr im Leben

begegnete. Kleine Lachfältchen wurden deutlicher, doch die tieferen, geraden Falten an ihrem Mund, die ihre Missbilligung zum Ausdruck brachten, lange bevor ein kritisches Wort fiel, zeigten sich nicht.

»Ich weiß es nicht, aber ...« Ich hob hilflos die Hände und trat endgültig an die Karte, die fast den gesamten Tisch einnahm. Einen Schritt hoch und anderthalb breit war sie. Derzeit schwebte ein langer, gepolsterter Balken darüber, auf dem ich mich beim Zeichnen und Kolorieren abstützen konnte, um nicht mit Armen oder Kleidung die Tinte zu verschmieren.

Meisterin Hoe beugte sich vor. Sie war von kurzer, kräftiger Gestalt, wie viele aus dem Steppenvolk, die ihre Wurzeln in den zerklüfteten Bergen Neridins hatten. Dennoch war sie biegsam wie ein Palmblatt und ebenso elegant in ihren Bewegungen. Und dass ich sie um fast einen Kopf überragte, änderte nichts daran, dass ich ihr kritisches Urteil fürchtete.

»Ich weiß, warum du unzufrieden bist. Die Frage ist, findest du es selbst heraus?«

Angestrengt versuchte ich zu sehen, was sie sah. Welche Stelle genau ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Der Schatten! Es war der Schatten.

Aufgeregt nahm ich eine Lampe aus dem Regal, drehte den Docht höher und ließ das Licht dann langsam von links nach rechts, von West nach Ost wandern.

In Nelya Hoes Werkstatt wurden nicht irgendwelche Karten hergestellt, sondern magische.

Aufgeregt und zugleich mit einem Stich der Scham im Herzen wies ich auf das enge Tal, in dem der Schatten in die falsche Richtung lief. So offensichtlich, als würden die Körner in einer Sanduhr rückwärts fließen. »Hier! Ich habe die falsche Schattentinte benutzt. Ich weiß nicht, wie das geschehen konnte, ich ...«

Sie machte eine wegweisende Handbewegung. »Das kann

jedem mal passieren. Wichtig ist, dass du den Fehler rechtzeitig findest und behebst.«

Ich nickte schnell und schwieg. Ja, ich hätte ihn selbst finden müssen, statt vom Beginn der Regenzeit zu träumen.

Nelya öffnete ein kleines Töpfchen, in dem sie eine weißliche Paste aufbewahrte, tupfte sich etwas auf den Finger und bestrich ganz dünn die fehlerhafte Stelle. Durch eine Lupe konnte ich erkennen, wie sich der magische Teil der Tinte auflöste und nur noch blasses Grau zurückblieb, das ich überzeichnen konnte. »Du wirst geduldig sein müssen. Es braucht ein wenig Zeit zum Trocknen.«

»Danke, Meisterin«, sagte ich zerknirscht. Alles in mir schrie danach, es sofort auszubessern.

»Vielleicht bedeutet es nur, dass du heute den Spruch lernen solltest, mit dem sich Schattentinte herstellen lässt. Das ist mein letztes großes Geheimnis, in das du noch nicht eingeweiht bist.«

Ungläubig sah ich sie an. Der letzte Lehrling hatte diese Kunst, erst drei Jahre nachdem er mit der Ausbildung fertig geworden war, erlernt. Und ich sollte das Glück haben, bereits heute ...? Dabei hatte ich doch einen Fehler gemacht!

»Du schaust mich an, als hätte ich vorgeschlagen, dich in die Sklaverei zu verkaufen!«

»Nein, nein, Meisterin, ich kann es kaum erwarten! Ich, ich verstehe nur nicht, warum mir diese Gunst jetzt schon zuteilwird.«

Sie lächelte geheimnisvoll. »Weil die Götter dir eine besondere Gabe in die Wiege gelegt haben. In der alten Zeit hätten sie dich dafür aus deinem Stand emporgehoben und in die Hauptstadt geschickt, damit du den Herrschern dienen kannst. Heute sind die Zeiten anders.« Sie seufzte. »Doch in unserer Zunft bedeutet es noch etwas, einen starken, lebendigen Schatten zu haben. Und deiner ist mächtiger als jeder andere, den ich mit eigenen Augen gesehen habe.«

Mein Herz begann bei diesen Worten heftig zu klopfen, und mein dunkler Begleiter spürte es und begehrte auf. Ich brauchte all meine Willenskraft, um ihn zu zwingen, ein blasser Schemen zu meinen Füßen zu bleiben. Seine Magie zupfte an dem eng gewebten Band, das uns miteinander verknüpfte.

Nelya beobachtete mich dabei genau, und ich war mir schlagartig sicher: Wenn ich jetzt die Kontrolle verlor, würde sie ihr geheimes Rezept für sich behalten.

Reiß dich zusammen!, fuhr ich meinen Schatten an. *Reiß dich zusammen, oder ich lasse dich in den nächsten Tagen nicht frei.*

Die Oberfläche der Dunkelheit kräuselte sich, doch er gehorchte ... gerade so.

Als Kind war es mir an manchen Tagen unmöglich gewesen, ihn zu kontrollieren, doch meine Großmutter hatte mir mit ihrer endlosen Geduld beigebracht, wie es ging.

In Neridin besaß jeder schon seit Menschengedenken einen lebendigen Schatten. Doch mit deren mächtiger Magie war viel Unheil angerichtet worden. Sie waren als Waffen eingesetzt worden, und als Mittel, um andere zu beherrschen und die Gesellschaft zu spalten. Denn die Götter hatten die Menschen ungerecht beschenkt.

Nachdem in unserem Nachbarland Abrelien auch noch ein Krieg ausgebrochen war, in dem ganze Landstriche und Städte der Vernichtung anheimfielen und die freigesetzte Schattenmagie den halben Kontinent zerriss, handelten die Neridier. Jene mit schwachen Schatten taten sich zusammen und lehnten sich gegen die wenigen Starken auf. Angesichts des Blutvergießens im Norden kam es schnell zu einer Einigung, und die Schatten und ihre Träger verloren ihre Bedeutung.

Mittlerweile galt es als unschicklich, seinem Schatten in Gegenwart anderer Menschen seinen Willen zu lassen. Wer über viel Magie verfügte, hielt es geheim, statt damit zu prahlen. Beinahe, als wäre es ein Makel.

An vielen Tagen hatte ich meinen dunklen Begleiter deshalb für seine Eigenwilligkeit verflucht. Nicht aber heute.

Denn heute sollte ich in das Geheimnis eingeweiht werden, wie ich seine Magie nutzen konnte, um Farbe damit zu erschaffen. Endlich! Ich konnte es kaum erwarten.

Stunden später

Es hatte lange gedauert, bis ich die ersten Tropfen Schattentinte hergestellt und probeweise in einer kleinen Skizze verwendet hatte. Schließlich hatte ich dann meinem Gesellenstück mit meiner eigenen Tinte den letzten Schliff verleihen und meinen Namen daruntersetzen können.

Nun sang mein Herz in den höchsten Tönen, und mein dunkler Begleiter zupfte und zerrte an unserer Verbindung. Er konnte es kaum erwarten, endlich der Enge der Werkstatt zu entfliehen. Denn seine Magie und Lebendigkeit durfte er im Inneren der Werkstatt keinesfalls zeigen. Nein, er musste wie ein ganz gewöhnlicher dunkler Schemen neben mir über den Boden kriechen, als wäre er ebenso leblos wie der Schatten von Stuhl und Tisch. So war es Brauch in Neridin und ungeschriebenes Gesetz, und er konnte es überhaupt nicht leiden.

Sobald ich nun jedoch die schwere, rot gestrichene Holztür aufdrückte, löste ich mein Versprechen ein und ließ ihn ziehen.

Blitzschnell erwachte er zum Leben und flitzte an mir vorbei ins Freie. Sand stob auf, als er im Zickzack zwischen Palmenstämmen hin und her huschte und sogar an der rauen Borke bis in die Krone hinaufflitzte.

Von der Hitze, die sich wie Backofenglut über die Felsenlandschaft legte, spürte er nichts.

Die Kartenmacherwerkstatt befand sich im Inneren eines Felsen-

doms. Von denen gab es hier so viele, dass kaum jemand in einem gemauerten Haus lebte, da es viel einfacher und auch angenehmer war, große Räume in die Sandsteinfelsen zu schlagen, die mal wie kleine Kegel, dann wieder wie versteinerte Dünen aus dem Sandboden ragten. Die meisten waren recht hell, doch manche wiesen gelbliche, viele von ihnen graue Bänder auf. Alle jedoch versprachen in ihrem Inneren eine angenehme Kühle, nach der ich mich jetzt schon ein wenig zurücksehnte.

Andererseits genoss ich wie jeden Abend den Weg nach Hause, vom größeren Ort Turan in das kleine, östlich gelegene Dorf Elaty. Ich lief zwischen mehreren anderen Domhäusern vorbei und begrüßte eine Gruppe Männer, die im Schatten eines Vordachs Werkzeuge reparierten.

Für diesen kurzen Moment schlich mein Schatten wieder neben mir her, wie es sich gehörte. Über uns raschelten die Palmen mit ihren langen, harten Blättern, zwischen denen sich Kolonien von Segeleichen häuslich eingerichtet hatten.

Der Weg verlief in weichen Kehren abwärts zum Wadi hin. Mal huschte mir mein Schatten voraus, mal tanzte er um meine Beine und hob spielerisch den Saum meines weiten Kleides, dessen blaues Blau an den Säumen fast zu Weiß ausgewaschen war.

Ich scheuchte ihn mit einer Handbewegung davon, und er ließ mich in einer kleinen Sandwolke hinter sich, während ich die Stufen zu den Zisternen zurücklegte, die unweit des fast vollständig leeren Flussbetts in den Boden gegraben worden waren. Aufgespannte Tücher sollten das kostbare Nass vor dem Verdunsten schützen, und für einen kurzen Abschnitt meines Heimwegs konnte ich die Kühle genießen, die von den algenbewachsenen Wänden aufstieg.

Dann breitete sich der leere Flusslauf vor mir aus, und ich wandte mich auf einem Trampelpfad ostwärts, der in einem ständigen Auf und Ab kleine Sandwehen querte.

Schwester Glut fuhr in die Körnchen und verwandelte sie in win-

zige, kochend heiße Pfeilspitzen. Unablässig prasselten sie gegen meine bloßen Knöchel und setzten sich in der Kleidung fest.

Sobald ich die erste Kuppe erreichte und richtig in den Wind kam, zog ich mir einen feinen, fast durchsichtigen Schal über den Kopf. Dennoch gelang es den Böen, mein Haar herauszuziehen und mir durchs Gesicht zu peitschen. Ich musterte die Strähnen kritisch. Seitdem ich die Tage in der Werkstatt verbrachte, blickte die Sonne das dunkle Braun nicht mehr so aus wie früher, und ich war nicht sicher, ob mir das gefiel. Ich drehte sie zu einem festen Zopf und schob sie unter meine Kleidung.

Dann machte ich mit einem Gedanken dem wilden Toben meines Schattens ein Ende.

Er huschte neben mich und nahm die Form an, die mir am liebsten war – ein langer Sandwurm, halb Schlange, halb mystische Drachengestalt, wie ich sie auf alten Felsenbildern und historischen Karten gesehen hatte. Er wand sich neben mir her, und als ich die Hand ausstreckte, glitten Schuppen unter meinen Fingern hinweg. Hart wie Keramik und glatt wie lackiert, dabei noch immer schattendunkel.

Ich ließ ihn von mir wegschnellen, bis ich deutlich das Band spüren konnte, dass uns untrennbar aneinanderkettete. Es war ein Ziehen in der Brust wie eine nie erfüllte Sehnsucht. Keiner von uns hielt es lange aus, doch hatte es in der alten Zeit als Zeichen von Stärke gegolten, wenn man seinen Begleiter so weit wie möglich von sich fortschicken konnte.

Vieles, was ich über jene ungleich aufregendere Zeit wusste, hatten mir meine Großeltern beigebracht, anderes war Stoff alter Legenden, die man Kindern erzählte.

Sandfische lösten sich aus einer Wehe und tauchten gleich wieder ab. Die kleinen blaugrauen Eidechsen erschienen stets in Schwärmen und fielen über Ameisen her, die nun am Abend in ihre Bauten zurückkehrten.

Endlich sank die Sonne tiefer und breitete ihr goldenes Licht über das Land. Ich konnte es kaum noch erwarten, meinen Großeltern zu berichten, dass mein Gesellenstück nun fertig war und ich endlich nach sechs Jahren meine Ausbildung beendet hatte.

Das goldene Abendlicht zeichnete selbst die härtesten Konturen weich. Sogar die karstigen grauen Berge im Süden sahen nun beinahe wie Dünen aus.

Vor mir reihten sich Scharrdornbäume hintereinander und markierten, wo sich in der Regenzeit für die Dauer weniger Tage das Wasser sammelte.

Ach, wenn es doch schon so weit gewesen wäre! Ich zog den Schal enger, doch der Wind drückte seine Gluthitze mühelos durch den Stoff von Tuch und Kleid.

Ich beugte mich ein wenig vor und versuchte, im sandigen Treiben zu meinen Füßen die Sandfische zu erkennen, die mindestens genauso flink waren wie mein Schatten.

Dann endlich erreichten wir das schmaler werdende Ende eines Einschnitts, durch den sich der Fluss Omre kämpfte, wenn er denn mal Wasser führte. Der Wind ließ schlagartig nach, und sofort schob ich den Schal über dem Kopf zurück, sodass er lose um meine Schultern baumelte.

Wer hier entlangkam, musste sich unter mehreren toten Bäumen hindurchducken, die der Omre irgendwo ausgerissen und hier zwischen den Felsen verkeilt hatte.

Die Menschen aus meiner Siedlung nutzten solches Holz traditionell zum Bauen und die kleineren Äste fürs Kochfeuer. Auch ich suchte im leeren Wadi regelmäßig nach Zunder und Feuerholz. So spät im Jahr waren in der Schlucht jedoch nur noch Stämme übrig, die kaum erreichbar waren.

Mein Schatten war ruhiger geworden und wand sich nun an meiner Seite über Fels und Sand. Ich merkte gar nicht, wie ich stehen blieb, um seine geschmeidigen Bewegungen zu beobachten. Erst

als er innehielt und fragend den Echsenkopf nach mir umwandte, wurde es mir bewusst.

Dort, wo bei einem echten Lebewesen die Augen gewesen wären, schimmerten zwei hellgraue Knöpfe. Ungeduld stand in ihnen ... dabei war der Schatten nicht viel mehr als ein Spiegel meiner selbst, der sich auf diese magische Weise manifestierte.

»Ich komme ja«, sagte ich laut, und meine Stimme schlug schaurige Echos in der Klamm.

Ein kurzer Aufstieg über Stufen, die vor Urzeiten in den Fels gehauen worden waren, dann weitete sich das Flussbett wieder. Sandwehen standen wie erstarrte Wellen über glatten Flusskieseln und leuchteten rotgolden im Abendlicht. Auch die Scharrdornbäume waren wie verzaubert. Die raue Borke der dicken Stämme sah aus wie flüssiges Eisen, und der Eindruck, den der Sonnenuntergang schuf, war so real, dass ich Rauch zu riechen meinte. Nicht den von Herdfeuern, sondern einen beißend metallischen, wie er in Schmieden typisch war.

Mein Schatten, der soeben eine kleine Düne hinaufgeschlängelt war, hob seinen dornigen Kopf. Dann lief ein Zittern durch den glatten Schlangenleib. Es sah ein wenig aus wie bei einer Katze, die vor Angst das Fell sträubte.

Konnten sich Schatten fürchten?

Und wenn, wovor?

Das Gefühl nahenden Unheils kehrte mit aller Macht zurück. Mein nächster Schritt war vorsichtiger. Lauerte da etwas auf mich? Ein Mensch? Ein Tier?

Rotschakale durchstreiften die Wüste in kleinen Rudeln, doch von erwachsenen Menschen hielten sie sich fern ... zumindest sagte man das.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken, und das, obwohl der Wind nach wie vor seinen Glutatem über das Land schickte. Erst Stunden nach Sonnenuntergang würde das aufhören. Mir wurde

ein wenig flau, und ich fasste nach dem kleinen Messer an meinem Gürtel.

Was auch immer da lauerte, ich war bereit, es mit ihm aufzunehmen. Aber eine andere Wahl blieb mir auch gar nicht, allein, wie ich war. Niemand würde mir zu Hilfe kommen.

In mir rebellierte es. *Kommt nur! Ich habe keine Angst!*

Aber das stimmte nicht. Ich hatte Angst, und meine Stimme würde es preisgeben. Also hielt ich den Mund, während ich jede Faser meines Körpers anspannte.

Mein Schatten zitterte keine zwanzig Schritt von mir entfernt. Angeblich wurden die dunklen Begleiter im Norden jenseits der Meerenge von Ferant noch immer zum Kämpfen benutzt. Ich wusste nicht, wie man das machte, denn diese Praktik existierte in Neridin nicht.

Der große, dornige Echsenkopf pendelte zu mir zurück, als traute sich mein Schatten nicht weiter.

»Geh voran!«, würgte ich an den Steinen in meiner Kehle vorbei, die sich genauso verkantet hatten wie das ausgebleichene Treibholz in der Schlucht.

Wie flüssiges Gold schimmerten die letzten Sonnenstrahlen auf meinem Schatten – dann zuckte er plötzlich. Das weite Echsenmaul riss auf, er schnappte nach der Helligkeit und schnellte augenblicklich zurück. Schwärze kräuselte sich über dem flackernden Gold, und mein Herz geriet aus dem Takt.

Feuer! Es war Feuer! Mein Schatten brannte!

Für einen Moment war ich wie erstarrt, während sich der Schlangenkörper in die Sandwehe grub, um die Flammen abzustreifen wie eine zu eng gewordene Haut. Doch es gelang nicht. Unter den Schuppen saßen glimmende Kohlen, scheinbar im Schattenleib gefangen.

Bei den Göttern! Was geschah da nur? Was griff da meinen dunklen Begleiter an? *Aufhalten!* Ich musste es aufhalten, doch wie?

Hektisch riss ich meine Wasserflasche aus der Schlaufe am Gürtel und zerrte den Korken heraus.

Als der Echsenkopf wieder aus der Düne tauchte, flackerte das Feuer auch zwischen den Dornen, die er meist glatt an den Hals legte, nun aber aufstellte.

Sofort goss ich das Wasser darüber, doch es verdampfte schlagartig. Das konnte doch nicht wahr sein!

Zuckend und sich windend kämpfte er immer panischer gegen die Flammen, während mein Herz so heftig raste, dass ich kaum noch Luft bekam.

Was sollte ich jetzt tun? Was auch immer meinen Schatten angriff – ich war keine ebenbürtige Gegnerin. Aber ich konnte nicht anders, als meinem dunklen Begleiter helfen zu wollen, denn in mir riss das Schattenband an meiner Seele. Ich meinte, Schmerzen zu spüren, die nur von ihm kommen konnten. Eine Hitze, so gewaltig wie in einem Brennofen.

Mein Schatten wich von mir fort, rollte sich über den Boden wie ein panisches Tier, wand seinen Körper zu Schlingen, löste sich auf, nahm wieder Form an.

Doch die Glut war unerbittlich. Sie folgte ihm in jede Form, brannte sich zwischen seine Schuppen und riss Lücken hinein. Und was ... was war das? War das Blut?

Schwarze, ölige Flüssigkeit quoll aus den Verletzungen hervor und troff auf den Sand.

Ich schrie.

Das musste aufhören, sofort!

Hektisch zerrte ich meinen Schal von den Schultern, um damit die Flammen zu ersticken. »In den Sand, in den Sand mit dir!«, schrie ich, dabei war der Großteil seines Leibes bereits in der Wehe begraben, und selbst durch den Sand drang Rauch, schlugen gelbgoldene Flammen aus dem Boden.

Ich stürzte hinzu, drückte den Kopf meines Schattens nach unten

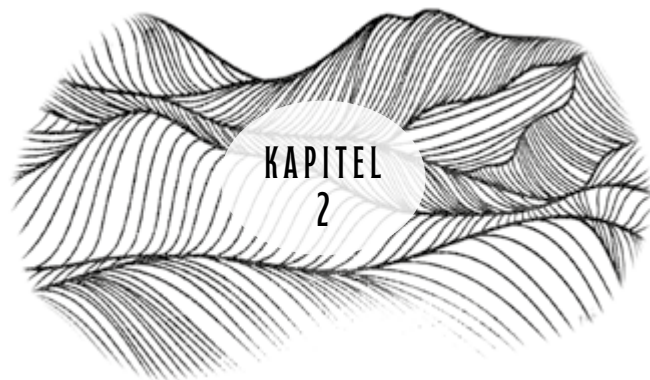
und bedeckte ihn mit dem Schal. Sofort hüllte mich pechschwarzer Rauch ein und fraß sich wie ätzende Säure in meine Augen.

Was ich tat, war unvernünftig, grenzte an Wahnsinn. Aber ich musste etwas tun! Ich konnte doch nicht dabeistehen, während mein Schatten verbrannte! Er war ein Teil von mir!

Meine Hände fühlten sich an, als hätte ich sie in einen Backofen gesteckt. Alles brannte und glühte, beißende Hitze fraß sich bis auf meine Knochen hinunter.

Wenn ich jetzt meine Hände gesehen hätte ... Aber das konnte ich nicht, alles war schwarz und voller Qualm. Der Schmerz schlang sich um meinen Magen und zog sich ruckartig zusammen, betäubte meine Ohren mit einem schrillen Fiepen und einem dumpfen Druck.

Schließlich gaben meine Knie nach. Ich sackte abwärts, Sand konnte hart sein. Meine Schulter krachte auf die Düne, und mein Schrei erstarb zu einem gequälten Keuchen. Glatte Schattenschuppen rieben unter mir durch den Sand, dann verschwand auch das, und ich meinte, in einen Glutofen zu fallen, der keinen Boden besaß.



ARAN

Nordküste von Darrah

Du bist ein Dummkopf, Aran, und langweiliger als der älteste Großvater!«, stieß Baro hervor.

Mühelos tauchte ich unter seinem Faustschlag hinweg, der auf meine Schulter gezielt hatte. Jeden anderen hätte die kleine Attacke wohl unvorbereitet getroffen, doch ich litt seit neunzehn Jahren unter seinen Launen und verfluchte meinen großen Bruder wohl an fast ebenso vielen Tagen wie die, an denen ich mich glücklich schätzte, ihn an meiner Seite zu wissen.

Seit Wochen lieferten wir uns diese Gefechte, bei denen wir uns die Köpfe heißredeten, versuchten, vernünftig zu argumentieren, und uns am Ende doch nur beschimpften.

»Wann kapierst du es endlich, Baro? Ich habe keine Lust, auf hoher See zu ersaufen!«

Er fasste mich an den Schultern und sah mir beschwörend in die Augen. Seine waren von einem bläulichen Grau, das an ein heraufziehendes Unwetter erinnerte. »Du bist ein Claavi! In unserer Familie ertrinkt man nicht auf See. Wir drücken die Wogen wie

eine Geliebte an unsere Brust! Wir reiten den Sturm, als wäre er ein heißblütiges Ross!«

Ich verzog in gespielmtem Ekel den Mund. »Dann musst du allein reiten.«

»Versteh doch, ohne dich ist meine Reise zum Scheitern verurteilt.«

Ich musterte ihn. Wild sah er aus mit seinem roten Haar und dem dichten Bart. Alles an ihm war grob und ein wenig zu groß. Er überragte mich und fast jeden anderen in Stora Gley um einen halben Kopf. Seine Schultern waren so breit, dass er sich durch manche Tür seitlich bewegen musste. Die Hände waren Pranken, die Stimme auf eine mühelose Art laut, als wäre er es von klein auf gewohnt, Befehle über ein Schiffsdeck zu brüllen.

Doch der äußere Eindruck täuschte. Die wenigen Fahrten, die er bislang unternommen hatte, waren bei gutem Wetter in Sichtweite der Küste erfolgt. Na ja, vielleicht waren ein paar Fischzüge bei stürmischer See dabei gewesen. Aber nichts, wirklich gar nichts rechtfertigte, dass er aussah wie ein Held aus alten Legenden und ich ... nun ja. Eher wie eine Bohnenstange, solange er neben mir stand.

Scheinbar hatten meine Eltern nur ein Felsenungeheuer zeugen können. Für ein zweites hatte es nicht gereicht. Mein Haar war nicht ganz so wild und von einem dunkleren Rot als Baros. Und wo mein Bruder stets jedes Problem mit dem Kopf voran anging wie ein Stier, dachte ich lieber nach. Wenn er zur Kriegsaxt griff, war meine Waffe der Bogen – wobei wir allerdings beide noch keinen ernstlichen Kampf gesehen hatten.

Nun wollte er von mir hören, dass ich mich seinem Willen beugen würde. Doch in dieser Sache blieb ich eisern. Ich mochte das Meer und die raue Küste unserer gottvergessenen Insel Darrah, aber auf Schiffe ging ich nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Und keine noch so starke Bruderliebe konnte mich davon überzeugen, mich diesem wahnwitzigen Vorhaben anzuschließen.

Warum musste ausgerechnet er es sein, der die alten Handelsrouten wieder aufleben ließ, die im dunklen Jahrhundert vergessen worden waren? Sechzig Jahre waren seit dessen Ende verstrichen, und kein Seefahrer des kleinen Küstenreichs von Darca Aben hatte es je für nötig gehalten, wieder in den Süden zu fahren. Alte Seekarten gab es nicht mehr, sie waren verloren, verfault, vergessen.

»Aber die Götter wollen es!«, grollte Baro in einem letzten Versuch, doch seine Hände lagen längst nicht mehr bleischwer auf meinen Schultern. Er merkte, dass er auch diese Runde verloren hatte.

Enttäuschung huschte durch seine Miene. Als wäre es ein Unding, dass ich ihm in dieser Angelegenheit die brüderliche Treue versagte. So fest glaubte er, von den Göttern für Großes auserwählt worden zu sein, dass meine Weigerung die Grundfesten seiner Pläne ins Wanken brachte. Warum war er nur so besessen von dem Gedanken, das Glück seines Abenteuers sei an mich geknüpft?

Diesen großen Kerl, einen Mann wie ein Fels, derart niedergeschmettert zu sehen, tat mir in der Seele weh. Und dann sagte ich plötzlich etwas, das ich wohl lange, lange bereuen würde: »Warte ab, bis das Herbstfest vorbei ist und ich den Goden meine Bögen vorgeführt habe. Dann frag mich noch einmal, und meine Antwort könnte anders ausfallen.«

Licht huschte durch seinen Blick, dann verfinsterte er sich gleich wieder. »Nach dem Herbstfest kommen die Stürme, dann ist es zu spät, um aufzubrechen.«

»Aber das Frühjahr ist nur noch ein halbes Jahr entfernt, du könntest die Reise gründlicher vorbereiten, du ...«

»Dann ist es zu spät, Aran. Warum kapierst du das nicht?«

Ruckartig wandte er sich von mir ab, stapfte mit schweren Schritten davon und bog auf die verschlammte Hauptstraße ein. Seine Stiefel hinterließen Krater im Boden, die sich schnell mit Wasser füllten.

Ich hakte die Daumen in meinen breiten Gürtel und sah ihm nach, während sich mein Herzschlag langsam wieder beruhigte.

Stora Gley war völlig verwaist. Die meisten der siebenundachtzig Einwohner standen gerade auf den mageren Feldern und Wiesen, schnitten das letzte Heu für dieses Jahr oder ernteten Rüben und weiße Knollen.

Die Claavis hatten schon gestern Heu gemacht. Heute wollte ich mich um Bogenholz kümmern, und danach hatte ich noch eine ganz besondere Verabredung, die mich Blut und Tränen kosten würde. Baro hatte mich auf halbem Weg abgefangen, doch nun war ich ihn ja los und schlang mir die Tasche mit Säge, Messern und etwas Proviant über die Schulter. Leiser Zorn beschleunigte meinen Schritt. Ich folgte Baro ein Stück und sah gerade noch, wie er auf den kleinen Hafen mit seinen drei Stegen zusteuerte. Statt den Weg zu seinem Schiff einzuschlagen, bog er aber nach rechts ab, wo sich auf einem kleinen Felsvorsprung der Tempel des Meeresgottes Marenn erhob. Zur Wasserseite war der hölzerne Bau wie ein aufwendig verzierter Bug geformt, der sich den Wellen entgegenstemmte. Ein Meisterwerk der Schiffsbaukunst. Auf mächtigen Eichenstämmen ruhend, balancierte der Tempel über dem zerklüfteten Fels, als würde er bald selbst vom Stapel laufen.

Wenn die Brandung gegen die Küste schlug, arbeitete sich ein Teil des Wassers durch enge Kanäle und Risse bis unter den Holzbau vor. Das Schlagen und Gluckern, Brausen und Dröhnen war ein steter Lobgesang des Meeres für seinen Gott. Als Kind hatte ich das als beängstigend empfunden und bei Festen im Tempel, sooft ich konnte, die Beine angezogen, damit meine Fußsohlen nicht den vibrierenden Boden berühren mussten. Ich besaß zahllose Erinnerungen an lange Neumondnächte, in denen der Gott traditionell besonders verehrt wurde. Doch mein Herz berührt hatte Marenn nie.

Baro würde nun wahrscheinlich wieder ein Opfer bringen, viel-

leicht Bernstein verbrennen oder eine kleine Schnitzerei, damit sein störrischer kleiner Bruder endlich die Meinung änderte.

Meine Eltern waren in diesem Zwist keine Hilfe. Mutter sorgte sich um uns beide, und Vater fand, wir sollten diese Angelegenheit unter uns ausmachen. Meine Schwestern waren erst sechs und neun und fest davon überzeugt, dass niemand in der Familie je eigene Wege gehen sollte. In ihrer Vorstellung gehörten wir fest zusammen und würden bis ans Ende unserer Tage unter einem Dach leben.

Grüßend lief ich am letzten Haus des Dorfes vorbei, wo die Leute dabei waren, Holzschindeln an ihrem Dach auszutauschen. »Ich kann euch morgen helfen«, rief ich, doch Ayte winkte ab. »So viel ist nicht zu tun. Aber eine Figur für unsere Gaube, die könntest du anfertigen.«

»Ja, bitte!«, rief seine Frau Costr, während sie scheinbar mühelos auf dem Giebel balancierte.

»Was bietet ihr?«

»Bestes Elfenbein, ohne Risse und fast ohne Maserung.«

»In Ordnung!« Ich hob die Hand, schloss sie zur Faust und drückte sie mir auf die Brust. Wir hatten eine Abmachung.

Unser kleiner Handel traf sich hervorragend. Das Walross-Elfenbein brauchte ich für die Bogenenden, und mein alter Vorrat ging rasend schnell zur Neige, seitdem sich herumzusprechen begann, wie gut ich mein Handwerk bereits beherrschte. Was ich unter anderem auf meine häufigen Opferungen an die Göttin Elandaja schob.

Mein letzter Blick ging zu Perin. Der alternde Krieger mühte sich mit einem Stapel Schindeln ab. Auf dem Hof blieb die härteste und schmutzigste Arbeit stets an ihm hängen. Das war so, seit ich denken konnte. Perin war als jungem Mann von Ayte das Leben gerettet worden, was ihn nach unseren Gesetzen zu dessen Schuldner machte. Selbst wenn er wollte, konnte Ayte ihn nicht freilassen, denn dadurch hätte er sich selbst und auch Perin dazu verdammt,

nach dem Tod im Jenseits umherzuirren und niemals Orrothans Hallen zu erreichen.

Nein, Perin würde erst dann aus dessen Dienst entlassen, wenn er Ayte vor dem Tod bewahrte und damit seine Schuld beglich. Doch in Stora Gley gab es kaum Gelegenheit dazu, dazu war der Alltag hier viel zu beschaulich. Und so würde Perin wohl bis an sein Lebensende für Ayte schuften müssen.

Mir lief ein eisiger Schauer über den Rücken. Schon jetzt hielt ich es nicht lange in der Gesellschaft anderer Leute aus. Die Vorstellung, meines freien Willens beraubt und wie ein Sklave an einen anderen Menschen gekettet zu werden, erschien mir beinahe schlimmer als der Tod.

Mein Weg führte in Stufen zur Klippe hinauf, wo der Himmel voller Möwen war. Ihre rauen Schreie fassten mich ans Herz, waren so vertraut, dass ich mir diese Insel nicht ohne sie vorstellen konnte. Sogar nachts, wenn die grauen Felseneulen Jagd auf sie machten und sie einander mit Rufen warnten, erklang ihr ewiges grelles Lied.

Als ich nun den Trampelpfad nahe der Klippe betrat, stoben sie kreischend aus ihren Nestern auf und schossen dicht über meinen Kopf hinweg.

Mit einem flüchtigen Gedanken ließ ich meinen Schatten von einem bloßen Flecken neben mir in die Höhe wachsen und eine feste Form annehmen. Als langbeiniger Bär stapfte er nun neben mir her und lenkte die Attacken der Möwen auf sich.

Es gab nur eine Handvoll Leute mit derart starken Schatten in Stora Gley, doch niemand bildete sich etwas darauf ein. Angeblich wurde diese Eigenschaft genauso zufällig verteilt wie Muttermale oder krumme Zehen.

Baro hatte seine leise Eifersucht dennoch nie ganz verbergen können, und so ließ ich meinem dunklen Begleiter meist nur dann seine Freiheit, wenn wir allein waren.

Ich liebte es hier oben.

Jeder Baum, der sich an diesem windumtosten Ort halten konnte, streckte seine Äste und Zweige landeinwärts, als würde er einen Unbekannten um Hilfe anflehen.

Obwohl ich jeden Einzelnen kannte, verlor ich mich in der Betrachtung ausgebleichener Stämme und knorriger Wurzeln, die sich Fingern gleich in die grauen Granitfelsen gruben.

Der Trampelpfad beschrieb einen Bogen ostwärts.

Schnell wandte ich dem Meer den Rücken zu und ging ins Inselinnere, wo in kleinen, windgeschützten Senken die Salzeibe wuchs, ein ganz besonderer Baum, der nur auf wenigen Inseln vorkam. Im Frühling war er übersät von weißen Blüten, die Salz- oder Schneekristallen glichen, im Herbst trug er kleine, unscheinbare Beeren mit durchsichtigem Fruchtfleisch. Ich hatte es jedoch auf das Holz der Salzeibe abgesehen. Nicht ohne Grund wurde sie auch »Bogenbauers Glück« genannt.

Die Verarbeitung verlangte allerdings besonderes Geschick. Das Holz durfte weder zu nass noch zu trocken sein. Schon wenige Stunden zu langen Trocknens konnten eine ganze Ernte verderben.

Vor drei Jahren waren in diesem Tal einige Bäume gefällt worden, und aus den Stümpfen trieben nun schnurgerade Schösslinge, perfekt für mein Vorhaben.

Ehrfurcht erfasste mein Herz, als ich den kleinen Hain betrat. Zwischen den dunkelgrünen Kronen schimmerte der blaue Himmel wie Saphir, und ich richtete mein Wort an Elandaja, die Göttin von allem, was wuchs und atmete. Sie ließ die Pflanzen sprießen, bevölkerte die Wälder mit Wild und hielt ihre schützenden Hände sowohl über Jäger als auch über Bauern. »Elandaja, gewähre mir deine Gunst, leite meine Hand!«

Ich versuchte, mich den Sinneseindrücken zu öffnen, die mir die Auswahl erleichterten, und strich mit geschlossenen Augen über die fast armdicken Schösslinge. Mit dem Fingernagel kerbte ich eine Markierung in die weiche Rinde, sobald ich das Gefühl bekam,

den Richtigen gefunden zu haben, dann öffnete ich die Augen und prüfte die sechs Stämme. Zwei verwarf ich wegen krummen Wuchses oder Astlöchern, die anderen vier waren nahezu perfekt.

»Danke, Lichtäugige«, murmelte ich und verbeugte mich knapp. Dann ließ ich meine Schultern kreisen und setzte die Säge an.

Wenig später war ich bereits auf dem Weg, hatte mir in einem kleinen See den Schweiß von der Haut gewaschen und lief nun schnurstracks einen gewundenen Pfad entlang, der durch ein lichtes Birkenwäldchen führte.

Das Haus der Hautmalerin lag versteckt zwischen Felsen, inmitten blühender Heide. Ich lief an einigen Bienenkörben vorbei und trat dann auf die Terrasse, wo meine Schritte auf den Holzbrettern hallten.

»Aran?«

»Ja, ich bin es.« Ich legte die Eibenstangen auf den Boden und trat auf die Vorderseite des Hauses, wo Echana bereits auf mich wartete. Ich verneigte mich vor Elandajas Botin, die dabei war, wie verabredet alles für die Zeremonie vorzubereiten. Auf einem flachen Felsen inmitten der blühenden Heide war ein besticktes Tuch ausgebreitet. Ein kleines Kästchen mit Nadeln und schwarzer Farbe stand bereit, die eigens für mich angemischt worden war.

Echana war zart, aber sehnig und biegsam wie eine Birke, und ihr Haar weiß und schwarz wie deren Rinde. Ihre nun fast sechzig Lebensjahre merkte man ihr nicht an.

Respektvoll verneigte ich mich vor ihr, denn sie stand Elandaja näher als jeder andere Mensch auf der Insel.

»Die Göttin erwartet dich bereits. Ich habe den Wald befragt«, sagte sie ruhig.

Doch da war etwas Drängendes in ihrem Blick, das ein klam-

mes Gefühl in mir auslöste. Scheinbar stand mir ein besonderes Ritual bevor.

»Ich habe mich bereits gewaschen.«

Sie nickte. »Gut, dann sind wir beide bereit.«

Sie reichte mir eine hölzerne Schale, und ich leerte den bitteren Kräutersud zur Hälfte. Sie trank die zweite, und während ich mich von ihr zum Stein führen ließ und ich mich rücklings darauf legte, begann sie mit ihrem geheimnisvollen Gesang.

Die Kräuter begannen zu wirken. Ich wurde leicht ... und waren meine Gedanken anfangs noch rastlos umhergesprungen, erloschen sie nun einer nach dem anderen. Auf und ab, hoch und tief tanzte die Melodie. Mal war Echanas Gesang trällernd wie der kleiner Vögel, dann stieg ein Knurren aus ihrer Kehle, das gleich darauf von pfeifenden und rauschenden Klängen verdrängt wurde. All das war Elandaja, jedes Leben – gleich ob Tier, Baum oder Gras, dessen Halme sich im Wind wiegten, all das war sie, und ich war Teil davon. Ich lauschte mit geschlossenen Augen ... dann kam der Schmerz. Er fraß sich in meine Haut, begann klopfend an meiner Schulter, stach und biss. Mein ganzes Denken konzentrierte sich nun auf ihn. Der Takt der Nadel nahm den Windgesang auf, mischte Knurren und Pfeifen mit Worten.

Aran Bogenmacher, höre.

»Ich höre«, erwiderte ich ... oder dachte es nur?

Die Reise in den Süden bringt dir den Tod.

Angst ließ mich beinahe den Schmerz vergessen, der nun auf meinen Unterarm übersprang und dort weiterwanderte. »Wann?«

Dieses Jahr rund, meinte ich, zwischen Zischen und Rauschen zu hören.

Echanas Gesang wurde für eine Weile melodischer, fast schon ein richtiges Lied, das mich wieder mit sich zog. Dann hämmerte die Nadel ihren Takt plötzlich besonders schmerzhaft und lenkte meine gesamte Aufmerksamkeit auf einen glühenden Punkt.

Ohne dich wird Stora Gley zu Asche verbrennen. Alle werden sterben, alle ...

»Was?« Ich zuckte, doch Echana drückte mich fest auf den Stein zurück.

»Noch nicht!«, zischte sie mich an.

Eine fiebrige Hitze schnellte durch jede Faser meines Körpers. Ich spürte, wie sich mein Schatten von mir löste und auf und ab marschierte, während ich zum Stillhalten verurteilt war.

Die Hautmalerin nahm ihren Gesang nicht wieder auf. Die Weissagung war vorüber. Nun bestrich sie die Wunden mit einer stark riechenden Salbe.

Dann erst durfte ich die Augen öffnen und mich aufsetzen.

Noch immer schlug mir das Herz bis zum Hals. Ich würde sterben, wenn ich in den Süden fuhr, und meine Heimat wurde vernichtet, falls ich sie verließ!

Stotternd bat ich die Hautmalerin um eine Erklärung, doch Echana schüttelte nur den Kopf.

»Ich bin nur die Botschafterin, Aran. Ich darf dir nichts raten. Geh heim.« Sie lächelte gequält und packte ihr Werkzeug zurück in ihre kleine Holzkiste.

Langsam zog ich mich wieder an, während die Wunden mahnend zu pochen begannen.

Ohne ein Wort des Abschieds nahm ich die geernteten Hölzer an mich und brach auf. Ich lief, ohne auf den Weg zu achten. Irrte umher in der Hoffnung, Elandaja würde in der Einsamkeit des Waldes, versteckt zwischen Moorwasser und Fels, weitere Antworten für mich bereithalten. Doch das Einzige, was ich bis zum Einbruch der Dunkelheit auf meine verzweifelten Fragen erntete, war Schweigen.

IM DAZWISCHEN

»Es ist vollbracht. Ich habe die Auserwählte gefunden und erweckt, meine Brüder und Schwestern«, wisperte der grünliche Schemen. Schwarz verwirbelte. Ein großes, lidloses Auge öffnete sich langsam. Sterne funkelten wie Abermillionen göttlicher Tränen.

»Wo?«, fragte die Dunkelheit.

»Weit, weit im Süden, in einem Land, in dem mein Name vergessen worden ist.«

Ein blauer Wirbel hob sich empor. Salzkristalle und Meeresschaum bildeten eine funkelnde Krone. »Und sie ist würdig? Bist du dir sicher?«

»Ja«, funkelte das irisierende Grün und wurde dunkel und intensiv wie Tannennadeln. »Sie hat die Gabe. Das Land lauscht nach ihr, und sie versteht Berg und Tal, Wasser und Sand wie ihren eigenen Leib. Sie ist es! Sie malt mit ihrem Schatten, da wird sie auch lernen können, mit der Erde zu malen.«

Die Sterne leuchteten auf, wurden blendend hell. »Du hast dich ihr gezeigt?«

»Nein, nein, das habe ich nicht, meine Geschwister. Wir hatten uns alle darauf geeinigt, dass wir es nicht dazu kommen lassen, wenn es nicht sein muss. Doch ich habe den Faden gesponnen und die Auserwählte mit der Flammenden verknüpft. Das Mädchen wird leiden, doch so ist der Weg von Helden, er ist voller Prüfungen.«

Eine Welle der Zustimmung schwang durch die Symbole, als die sich die Götter einander bei dieser Zusammenkunft zeigten.

Die Kräfte im Dazwischen waren instabil. Doch nur hier konnte sich ihr Bündnis gefahrlos treffen, ohne von den anderen Unsterblichen bemerkt zu werden. Orrothan liebte den Krieg, er würde die Menschen nicht

vor dem Zorn der Flammenden schützen. Foris, der ewige Wanderer, war verschollen. Hardan schwieg seit der Erschaffung der Welt. Und Geedal war nur noch ein Gefühl: Hass.

Der schaumige graublaue Wirbel wallte auf, um die Aufmerksamkeit der anderen auf sich zu lenken. »Auch ich war erfolgreich«, rauschte er. »Und wenn du ganz sicher bist, Schwester Leben, dann sende ich ihn dir. Sein Mut und seine Fähigkeiten werden denen deiner Schattenmalerin ebenbürtig sein.«

»Ist er von raschem Verstand? Ist er ein guter Kämpfer?«, wollte das Mondauge wissen und erstrahlte.

»Und sein Schatten, ist er stark?«, funkelten die Sterne.

Der Wirbel schäumte und lachte. »O ja. All das und mehr!«

Sein Lachen schwoll an wie die Brandung. Laut, so laut, als müsste es etwas anderes zum Schweigen bringen ... etwas, das wie Zweifel klang.

VIROEL

Sand verkrustete meine Wimpern und klebte mir in den Mundwinkeln. Körnchen huschten wie winzige, dünne Berührungen über meine Wange.

Sobald ich mich bewegte, spürte ich Sand unter meinem Kopf und hörte ihn rieseln. Abermillionen winziger Kristalle auf ihrer unendlichen Reise mit dem Wind, und ich war nur ein weiteres, unbedeutendes Hindernis.

Schwester Glut blies nicht mehr, hatte ihren heißen Atem für heute aufgebraucht und die Nacht den gewöhnlichen Winden überlassen.

Vorsichtig wischte ich mir den Sand von den Augen, bevor ich wagte, sie zu öffnen. Meine linke Hand und der Arm taten weh, fühlten sich an wie aufgeschürft.

Ich blinzelte.

Dunkelheit. Alles blauschwarze Finsternis. Nur im Nordwesten war noch ein Hauch blassgelber Helligkeit zu erahnen. So spärlich war das Licht, dass nur grobe Umrisse zu erkennen waren. Doch es reichte, um zu bestätigen, was ich fühlte: Mein Körper steckte bis zur Brust in einer kleinen Düne fest, die Beine ließen sich nicht bewegen. Sie kamen mir fremd vor. Als gehörten sie nicht zu mir. Ich war gestrandet. Irgendwo auf meinem Heimweg im leeren Wadi verloren ...

Was für ein seltsamer Albtraum. Erst das Feuer und nun das?

Sollte ich jetzt nicht aufwachen? Schließlich hatte ich soeben den Traum als solchen erkannt, oder nicht?

War es komplizierter? Ein Traum im Traum womöglich? Musste ich mich wie in einem Labyrinth durch Irrwege ins Freie kämpfen?

Ein Traum, ich schlafe! Wach auf, Viroel!

Als alles unverändert blieb, rief ich meinen Schatten zu mir.

Er ließ auf sich warten.

Schlagartig pochte mir das Herz bis in die Kehle. War er fort? Tot gar? Hatte das Traumfeuer ihn vernichtet? War das überhaupt möglich?

»Mach mir keine Angst, komm jetzt!«

Endlich begann der Sand neben mir zu vibrieren, kleine Wellen rutschten abwärts. Schließlich schob sich der spitze Echsenkopf durch die Oberfläche.

»Bei den Göttern und allen guten Geistern!«, entfuhr es mir.

Ungläubig ließ ich die Hände über das schuppige Maul gleiten, das ich mehr ertasten als genau erkennen konnte. Es fühlte sich an wie immer. Keine rauen Stellen, keine Krusten oder nässenden Wunden, glatt wie Glas ... dann schüttelte ich über meine eigenen Gedanken den Kopf.

Es war ein Schatten! Schatten konnten nicht verletzt werden, zumindest nicht auf diese Weise. Was uns zugestoßen war, war wirklich nur ein Traum gewesen, mehr nicht.

Nun glitt auch der restliche Lindwurmleib aus dem Sand und hob mich vorsichtig empor, drückte und schob die Wehe auseinander, bis die Taubheit in meinem Unterkörper verschwand. Wackelig kam ich auf die Füße und stützte mich dabei auf dem schuppigen Körper ab, der sich als doppelter Kranz um mich legte, bis ich sicher genug auf meinen Beinen war. Kribbelnde Nadelstiche wanderten von meinen Zehen bis zur Hüfte hinauf, als das Blut zurückkehrte.

»Danke, es geht schon«, murmelte ich, noch immer irritiert darüber, wann der Traum denn nun endlich enden wollte. Ich nahm mir Zeit, den Sand aus meinem knöchellangen Kleid zu schütteln. Schließlich fand ich sogar meinen zerknüllten Schal wieder und schob ihn in die Tasche.

Ein merklich kühlerer Wind frischte auf und strich mir das Haar

aus dem Gesicht. Es wurde spät. Ein Blick auf die heller werdenden Sternenbänder bewies, dass seit meinem Aufbruch aus der Kartenwerkstatt über drei Stunden vergangen waren.

Ich hatte noch nie die Zeit verloren. War noch nie auf dem Heimweg zusammengebrochen. Und dieser schreckliche Traum von dem Feuer ... Was, wenn es wirklich passiert war? Ich schauderte. Plötzlich kam mir das ausgetrocknete Wadi des Omre feindselig vor. Als würde ich aus dem Verborgenen beobachtet.

Besser, ich grübelte nicht länger darüber, was uns zugestoßen war. Denn ich sollte von hier verschwinden.

Von plötzlicher Eile getrieben, lief ich los. Der Lindwurmleib meines Schattens glitt voraus, bis ich ein mulmiges Gefühl bekam. Machte ihn die feste Gestalt angreifbarer?

Ich zwang ihn, sich aufzulösen, sodass er als bloßer Schemen um meine Füße strich.

Ein Glück, dass ich diesen Weg öfter gegangen war, als ich zählen konnte. Im schwachen Sternenlicht verließ ich das Wadi, querte einen Streifen aus Scharrdornbäumen und jungen Palmen und folgte einem hoch gelegenen Weg. Er bestand aus festem Lehm, wie man ihn nach den Winterfluten in kleinen Senken finden konnte. Einen Schritt breit wand er sich zwischen kleinen, brach liegenden Feldern hindurch und führte schließlich zwischen Pfirsichbäumen bergan auf eine Felswand zu.

Meine Schritte wurden größer und schneller, bis ich schließlich rannte. Doch noch immer blieb das Gefühl, angestarrt zu werden. Jemand oder etwas hatte seinen Blick auf mich gerichtet!

Doch jetzt war ich endlich fast daheim.

Die Siedlung Elaty erstreckte sich unter einem gewaltigen Felsüberhang. Fast immer lag sie in dessen angenehm kühlem Schatten. Die Häuser, aus schlichtem Lehm, Fels und wenig Treibholz erbaut, waren weiß getüncht. Auf ihren flachen Dächern spielte sich das eigentliche Leben ab. In luftiger Höhe wurde Obst und Gemüse ge-

dörft, Wäsche getrocknet, Ambersia gemahlen, trafen sich Familien und Nachbarn zum abendlichen Plausch. Auf vielen standen Kochstellen und Öfen. Einen Herd in den eigenen vier Wänden besaß hier kaum einer, um die Hitze gar nicht erst einzulassen. Als Kind hatte ich es geliebt, mit meinen Freunden von einem Dach zum nächsten zu klettern und einen Wettstreit daraus zu machen, den ganzen Tag nicht ein einziges Mal den Boden zu berühren.

Nun die zahlreichen Lichter zu sehen, die auf den Dächern und in den Fenstern schimmerten, ließen einen Teil meiner Anspannung schwinden. Das klamme Gefühl, das mir die Brust zusammenzog, wurde mit jedem Schritt weniger. Die fremden Augen, die mir hinterherstarrten, schienen mich aus dem Blick zu verlieren.

Ich durchquerte das große, leuchtend blau gestrichene Holztor im Westwall und tauchte in das vertraute Gewirr der Gassen. Elaty war ein Labyrinth auf engstem Raum, das sich aber nie zu beengend anfühlte.

Katzen huschten durch das Halbdunkel. Sternenlicht ließ die weiß getünchten Wände bläulich schimmern. Die ebenfalls blauen geometrischen Muster, mit denen viele ihre Häuser schmückten, verschwanden jedoch im nächtlichen Zwielflicht.

Aus den Häusern und von den Dächern strömte der würzige Geruch von Kochfeuern und den darauf zubereiteten Speisen. Knoblauch und Scharfkraut, Feigenpaste und Kürbis, der nussige Duft des Ambersiakorns, das zu fast jedem Gericht gereicht wurde.

Mein Magen begann zu knurren, als hätte er unser schreckliches Erlebnis in der Wüste vergessen.

Dann endlich tauchte die Mauer meines Zuhauses auf. Ich strich mit dem Finger an ihr entlang und gab die Hoffnung auf, nun endlich wach zu werden. Der ganze Abend ergab keinen Sinn, und ob ich ihn je enträtseln würde, konnten nur die Götter wissen.

Auch unser Tor war von einem grünlichen Blau, die Farbe von Großpa Dahl nur drei Tage zuvor erneuert worden. Der besondere,

mineralische Geruch des Anstrichs haftete ihr noch an und würde es noch eine Weile länger tun.

Vorsichtig drückte ich die Messingklinke in Form einer springenden Katze herunter.

Leise. Ich wusste selbst nicht, warum ich mich bemühte, kein Geräusch zu machen. Ich war doch keine Einbrecherin, sondern wohnte hier!

Als ich die Tür vorsichtig hinter mir zudrückte, sah ich über den schmalen Hof zum Wohnhaus hin. Großma Laurie lief in der Stube auf und ab und rang die Hände, drehte sich immer wieder Richtung Flur, wo ich in Gedanken Großpa Dahl sitzen sah, die großen, knotigen Hände verschränkt, im Gesicht seinen stets mürrischen Ausdruck, in den Augen jedoch die nie versiegende Liebe für seine Laurie.

Sie hatten mich aufgezogen, mir Mutter und Vater ersetzt, einen Mann, den ich nie kennengelernt hatte.

Wie eine ferne Melodie, die sich nicht ganz greifen ließ und nur in Bruchstücken ans Ohr drang, hing ihre Sorge in der Luft.

Ich kam nie zu spät, erst recht nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Nun hatte ich ihnen, ohne es zu wollen, Kummer bereitet. Deshalb fielen mir die letzten Schritte so schwer.

Schließlich drückte ich vorsichtig die Haustür auf. »Ich bin da!«, rief ich und versuchte, wie immer zu klingen. »Es tut mir leid, dass es so spät geworden ist.«

Großpa erhob sich von seinem Stamplatz und starrte mich einfach nur an, während Großma Laurie auf ihren stämmigen Beinen zu mir eilte, das linke ein wenig nachziehend, weil ihre Hüfte schmerzte. Tränen schimmerten in ihren Augen.

Ich beugte mich für einen Kuss vor, doch sie legte mir beide Hände an die Wangen und sah mich tadelnd an. »Wie kannst du uns nur solche Sorgen machen?«

»Es tut mir leid!« Ich entwand mich ihrer Nähe und drehte mich

zur Seite, damit sie mir nicht gleich die Lüge ansah. Dabei war mir selbst nicht klar, warum ich nicht die Wahrheit sagte. Vielleicht, weil ich keine Worte für das Geschehene hatte. Ich versuchte es mit einem Mittelweg. »Mir ist auf dem Heimweg schwindelig geworden, da habe ich mich lieber hingestellt.«

»Im Dunkeln?«

»Mein Schatten ist doch bei mir, Großma. Ich habe einfach zu essen vergessen. Du weißt doch, heute musste meine Karte fertig werden.«

»Die Karte! Bei den Göttern, Mädchen, ich will alles hören! Aber erst gibt es Essen. Noch eine Mahlzeit verpasst du mir nicht! So ein junges Mädchen braucht doch etwas Ordentliches im Bauch!«

Sie klatschte in die Hände und schob mich zum Tisch. Auf dem blank polierten Holz stand ein kurzer, dreiarmer Leuchter und verströmte eine gemütliche Helligkeit.

Großma machte sich an einem irdenen Gefäß zu schaffen. Es war zum Warmhalten in dicken Filz gewickelt. Als sie es nun öffnete und erst eine dampfende Schale Ambersia herausnahm, gefolgt von einem würzigen Eintopf aus Kürbis und Zwiebeln, knurrte mir der Magen. Ich stieß den Löffel hinein und begann zu erzählen, während Großma sich eine Schüssel mit frisch geernteten Bohnen vornahm und begann, sie von der Schale zu befreien.

Großpa hatte wieder in seinem Sessel Platz genommen, den er um diese Uhrzeit kaum noch verließ, und lauschte meinem Bericht über die Erlebnisse in der Werkstatt. Den Rest verschwieg ich.

Am Ende würde er mir im grummeligen Ton einige Fragen stellen und sich dann, wenn seine Neugier gestillt war, mit einem Seufzen zurücklehnen.

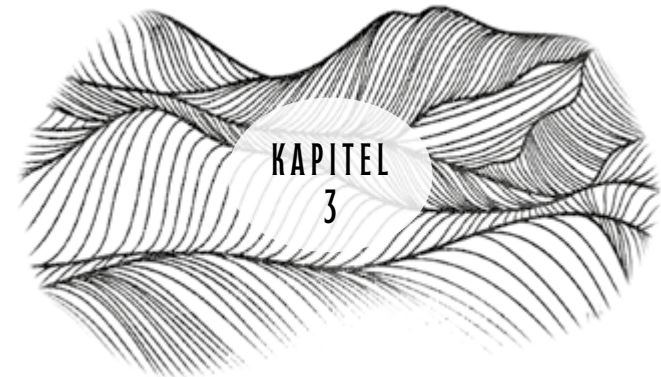
Ich schlang die ersten drei Löffel herunter und versuchte, das unheimliche Erlebnis im Wadi zu vergessen, als eine der Kerzen hell aufflackerte und mich erschrocken innehalten ließ. Da waren rote Stellen auf meinem Handrücken! Rote, kleine Verbrennungen!

Ich musste sie mir zugezogen haben, als ich versucht hatte, die Glut mit meinem Schal zu ersticken. Wie der Schal aussah, würde ich erst später überprüfen können. Also war das alles wirklich geschehen? Das Essen blieb mir fast im Hals stecken.

Unauffällig legte ich den Löffel auf den Teller, trank einen Schluck, um die Enge in meiner Kehle loszuwerden, und ließ dann beide Hände unter dem Tisch verschwinden.

Während ich vom Anmischen der geheimnisvollen Schattentinte berichtete, tastete ich vorsichtig über meinen Handrücken und fand dort winzige Brandblasen. Der prompte Schmerz war eine weitere Bestätigung. Es war wirklich geschehen! Das Feuer war echt gewesen! Es war kein Traum und ich nicht außer Gefahr. Denn dann hatte ich mir wohl auch die fremden Blicke nicht eingebildet, und da draußen lauerte tatsächlich etwas auf mich.

Angst kroch mir als feines Brennen den Nacken hinauf und krallte sich dort fest. Morgen schon würde ich wieder durch das Wadi Omre gehen müssen und der Albtraum womöglich aufs Neue beginnen.



ARAN

Etwas stimmte nicht mit Baro. Er wirkte verändert, auf gewisse Weise zufrieden. Als liefе alles genau nach Plan. Seit einigen Tagen trafen junge Männer und Frauen ein, die mein Bruder für sein Abenteuer angeheuert hatte. Oder nein, nicht angeheuert. Sie erwarteten kein Geld, nicht von ihm. Stattdessen trugen sie dieselben Träume im Herzen wie Baro. Abgemacht war, dass jeder von ihnen eine Kiste oder ein kleines Fass voll Handelswaren mit auf die Reise nehmen durfte und so auf den legendären Märkten des Südens sein eigenes Silber verdiente.

Es hing also vom Vermögen und Handelsgeschick jedes Einzelnen ab, wie wohlhabend er heimkehrte. Doch was sie alle erringen würden, waren Ruhm und Anerkennung. Sie würden diejenigen sein, die den abgelegenen Norden wieder mit den reichen Handelsrouten des Südens verbanden. Ganz Darca Aben würde ihre Namen kennen. Und nicht zuletzt hofften sie auch auf die Gunst Marenns. Der Meeresgott schätzte Wagemut und Heldentaten fast ebenso sehr wie der Schlachtengott Orrothan.

Ich kannte fast jeden aus der Mannschaft. Dass Darca Aben ein freies Fürstentum war, mochte beeindruckend klingen, doch in

Wahrheit waren es nur einige Dutzende Dörfer, verteilt auf fünf große und zahllose kleine Inseln. An der Steilklippe der nördlichsten schabten im Frühjahr die Gletscher vorbei, und im Winter fror das Meer so tief zu, dass man zwischen den kleinen Eilanden zu Fuß verkehren konnte.

Als es in diesem Moment an der Tür meiner Werkstatt klopfte, erwartete ich aus Gewohnheit ein vertrautes Gesicht. Ich irrte mich nicht.

»Jarre!«, stieß ich erfreut aus, ließ meinen Hobel liegen und eilte dem Neuankömmling entgegen. Jarre war lang, schmal und wirkte seltsam unfertig, was an seinem sommersprossigen Gesicht liegen mochte, in dem Nase, Mund und Augen so weit auseinanderlagen, als könnten sie sich nicht leiden. Er war Baros bester Freund und damit auch fast wie ein weiterer großer Bruder für mich.

Wir umarmten uns und schlugen einander dabei so kräftig auf die Schultern, als gälte es zu beweisen, wie sicher wir auf unseren Füßen standen.

Jarre ließ den Blick durch mein kleines Reich wandern, das eigentlich nicht viel mehr war als der überdachte Platz zwischen drei Bretterwänden, die an Vaters Trockendock grenzten. Jarre musterte die Rohlinge an den Wänden, meine Werkbank und meinen wahren Schatz: ein Sortiment erstklassiger Werkzeuge, vor allem Hobel, aber auch Zwingen, Bohrer und Schnitzmesser.

»Ganz ordentlich, Junge, ganz ordentlich.«

»Es wird.«

»Dann lass mal sehen. Baro meinte, wenn ich noch vor der Fahrt einen neuen Bogen brauche, würdest du mir rechtzeitig einen anfertigen können.«

»Baro wieder!«, schimpfte ich, denn eigentlich hatte ich genug zu tun, würde Jarre aber keinen Wunsch abschlagen können, das wusste mein Bruder so gut wie ich.

Gemeinsam liefen wir an der Nordwand entlang, wo auf Gestel-

len Hölzer trockneten, die ich in den letzten Monaten geschlagen hatte. Jarre betrachtete die Rohstücke aufmerksam und strich sich das struppige, hellblonde Haar aus der Stirn, dann blieb er ruckartig stehen, berührte drei Stücke mit geschlossenen Augen und nickte schließlich wie in stummem Zwiegespräch. »Das hier.«

Zielgenau das beste Holz. Ich bleckte die Zähne zu einem unglücklichen Grinsen und seufzte. »Weil du es bist. Einen guten Preis soll ich dir dafür wohl auch noch machen.«

In seinen Augen blitzte der Schalk. »Den besten!«

»Für den besten Schützen.«

»Das hast du gesagt.« Er wich meinem Blick aus. »Du hast mich doch längst eingeholt, Aran.«

»Einen Kriegsbogen, nehme ich an?«

Er nickte. »Kann ich dir zusehen? Zumindest eine Weile?«

»Es ist keine Arbeit für einen einzelnen Tag«, entgegnete ich, und er nickte wissend.

Gemeinsam gingen wir zu meiner Werkbank, wo ich das Stück in die Zwingen spannte und unter Jarres aufmerksamem Blick den Hobel ansetzte. In langen Zügen verlieh ich dem Werkstück seine grobe Form und vergaß über das Schweigen meines langjährigen Freundes beinahe seine Anwesenheit.

Erst als der erste Teil meiner Arbeit erledigt war und Jarre den Besen ergriff, um das Meer aus Spänen zu unseren Füßen zu einem kleinen Berg zusammenzuschieben, wurde mir wieder bewusst, dass ich nicht allein war.

Ich maß Jarre den Bogen an und markierte alles mit einem kleinen Kohlestück auf dem rohen Holz. Selbst der Griff würde genau zu seiner linken Hand passen.

Jarre betrachtete jede meiner lang einstudierten Bewegungen, als würde er versuchen, das Handwerk durch reines Zusehen zu erlernen. Schließlich wies er jedoch auf meine Finger. »Da ist einiges dazugekommen seit unserer letzten Begegnung.«

Er meinte die Tätowierungen, typisch für meine Zunft und einen Anhänger Elandajas. Ich hatte sie mir nach und nach von Echana anfertigen lassen. Auf den Fingern waren Kreise und Punkte, Pfeile und Linien zu sehen. Die Tinte bestand zum Teil aus der Asche alter Bögen und winzigen Mengen Birkenpechs, mit dem ich Federn an Pfeile klebte und vieles mehr.

»Ja«, erwiderte ich. »Es fühlte sich richtig an.«

»Eine Segnung Elandajas.«

Ich nickte, wollte mit ihm nicht über Glaubensdinge reden. Besonders nicht nach der letzten Zeremonie, die mich mit der unheilvollen Weissagung bedacht hatte.

Die meisten Männer unseres Alters verschrieben sich dem Meeresgott Marenn oder Orrothan, dem Herrn des Krieges und Fürsten des Totenreichs. Elandaja war in Jarres Augen eine Göttin für Frauen und allenfalls noch Bauern. Den Aspekt der Jägerin verfaßten Männer wie er nur allzu gern.

»Wir könnten dich im Süden wirklich gut gebrauchen«, meinte Jarre, während ich erneut den Hobel ansetzte.

»Fang du nicht auch noch an«, erwiderte ich, ohne aufzusehen.

»Ich kann nicht, und ich will nicht!«

»Ich meine ja nur. Du kannst sowohl Bögen bauen als auch Reparaturen am Schiff ausführen, und wenn du alles, was hier noch so rumsteht, mitnimmst, kannst du bestimmt ein kleines Vermögen machen.«

»Weil die Leute im Süden, von denen ihr nicht das Geringste wisst, auf nichts mehr gewartet haben als auf Bögen aus Salzeibe?« Ich stieß ein provozierendes Lachen aus. »Vielleicht kommt das Holz ja gar nicht mit dem Wetter dort zurecht. Es soll heiß sein und nie regnen. Klingt wie das Innere von Geedals Schmiedeofen, nicht gerade einladend.«

»Wir werden es rausfinden.«

Nun reizte er mich wirklich. »Hat Baro dich geschickt?«

Als Jarre nun ertappt mit den Schultern zuckte, hätte ich ihn am liebsten vor die Tür gesetzt. Aber ich bezwang mich. Er konnte ja nicht ahnen, wie lange mich Baro schon bekniete.

»Meine Zukunft liegt hier auf Darrah. Ich wünsche mir nichts anderes, Jarre. Wenn beim Herbstfest am Fürstensitz die Wohlhabenden und Mächtigen zusammenkommen, sollen sie meine Arbeit sehen. Und mit Elandajas Segen werde ich so viele Aufträge bekommen, dass ich der Werft den Rücken kehren und mich ganz und gar dem Bogenbau widmen kann. Die See ruft nicht nach mir. Wenn ich ehrlich bin, zieht sich in mir sogar alles zusammen, wenn ich an die lange, ungewisse Reise denke, die ihr plant. Ich folge meinem Schicksal und Baro seinem. Ich wünschte nur, er würde das verstehen.« Ich seufzte und wandte mich von Jarre ab.

Doch er vertrat mir den Weg. »Es muss dir ernst damit sein, Aran, das sehe ich nun. So viele Worte habe ich dich noch nie an einem Stück reden hören.« Plötzlich war da eine merkwürdige Traurigkeit in seinem Blick, die nicht nur an meiner Entscheidung liegen konnte, oder doch? So oft, dass eine Seefahrt ohne mich für ihn nicht vorstellbar gewesen wäre, sahen wir einander doch auch wieder nicht!

Ich suchte den Boden nach Jarres Schatten ab. Vielleicht würde der mir verraten, was sein Herr nicht zu sagen wagte. Doch der dunkle Schemen blieb flach und unbewegt auf dem Boden aus gestampftem Lehm, während meiner unruhig um meine Beine strich.

»Du kannst mir viel erzählen, Aran. Aber du verschweigst doch etwas«, sagte er plötzlich.

So gut kannte er mich also. Ich seufzte, und sein mitfühlender Blick nahm mir den Wind aus den Segeln. »Für Baro war es nichts als das Gewäsch einer alten, wirren Frau. Jeder hier verehrt Marenn und Olume. Aber Elandaja, die alles Leben geschaffen hat, tut er ab, als wäre es eine Märchengeschichte. Es hat ihn nicht interessiert.«

Jarre sah mich ernst an. »Heraus damit.«

»Die Hautmalerin hat ihr Leben der Göttin geweiht«, begann ich. Er nickte nur aufmerksam, also fuhr ich fort: »Ich war vor einigen Tagen für ein Ritual bei ihr und ... und ihre Worte waren eindeutig.« Bei der Erinnerung an ihr faltiges Gesicht, in dem der Schreck geschrieben gestanden hatte, nachdem sie die Weissagung gesungen hatte, schauderte es mir.

Jarre wartete, bis ich mich gefasst hatte.

»Ich kann nicht in den Süden, Jarre. Ich werde dort sterben!«

VERBORGEN IM SCHATTENREICH

Die ewige Flamme wand sich.

Sie war gefangen zwischen Eis, Kälte und Regen.

Ein Gefängnis, gewebt aus Schatten und der Magie von Orten, verankert mit langen, unsichtbaren Ketten, die an verschiedenen Orten der Menschenwelt angeschmiedet waren.

Ein Mensch hatte ihr das angetan, ein einziges kleines, unbedeutendes Mädchen. Seitdem waren zahllose Winter und Sommer verstrichen.

Die Flamme wand sich. Wälzte sich von einer Seite auf die andere. Sie hatte vergessen, wie es war, durch trockenes Unterholz zu huschen und überall, wo sie hinsah, Glutnester zu entfachen. Hatte vergessen, wie sich geschmolzener Stein anfühlte, der flüssiger und flüssiger wurde. Wie Erde geboren wurde ... in der Hitze ihrer Schmiede.

Gebete? Die sprach niemand mehr. Sie konnte sie nicht hören. Die undankbaren Menschen mussten sie vergessen haben.

Geedal knisterte und raschelte. Wurde zu Ruß, zur Flamme, zur funkelnden Glut ... Nichts änderte sich. Nur eins gab es noch, das in ihrem Verlies zu wachsen vermochte.

HASS – ja. Davon hatte sie viel. Er war ein heißes Gefühl, eines, das sie wärmen konnte in all der Kälte, die von den Gitterstäben abstrahlte.

Ihr Hass hatte vermocht, ein winziges Loch in die Hülle zu brennen, die sie umgab. Seitdem suchte sie nach den Ankerpunkten, die die Ketten ihres Gefängnisses stärkten ... und sie sammelte Kraft. Der Tag würde kommen, da sie einen Schattenanker nach dem anderen verbrannte ... Der Tag würde kommen, da sie sich befreite ...

Doch seit einer Weile war da noch etwas anders. Sie spürte ... jeman-

den! Ein Mädchen. Sie war mit ihr wie durch einen weiteren Fluch verbunden.

Geedal versuchte, sie abzuschütteln, den Traumfaden zu verbrennen, doch es gelang nicht. Es steckte mehr dahinter als ein Zufall. Eine List der jüngeren Götter vielleicht? Aber noch einmal würde Geedal sich nicht hereinlegen lassen.

Sie würde freikommen, und dann, dann würde jeder Ort, jede Stadt und jeder Mensch zu Zunder werden und ihren großen Hunger stillen ... und ihren Hass. Ja, auch den ...

VIROEL

Ich warf mich herum, wühlte mich aus den dünnen Laken. Schwester Glut ließ uns selbst im Schlaf keine Ruhe

... ein Palmenhain, üppiger als alle, die ich je zuvor gesehen hatte. Wind strich hindurch und riss an den harten Blättern. So dicht standen die Bäume, dass ich mich zwischen den Stämmen hindurchwinden musste. Sie kratzten über meine Haut, zerrten an meiner Kleidung und ließen mich meine Erschöpfung spüren. Wie lange irrte ich schon durch dieses Labyrinth, ohne einen Ausweg zu finden? Stunden? Tage womöglich?

Mein Schatten schwebte als feines Gespinst neben mir her und konnte nicht helfen. Ich blieb stehen und stützte mich mit der Hand an einem Stamm ab. Mein Atem ging laut und schwer, doch da war noch etwas. Ich hielt inne ... lauschte.

Wind. Er kam aus dem Süden. Langsam und bedrohlich baute sich das Rauschen auf. Er fuhr in die Palmen, riss an ihnen und schwoll zu einem Brüllen an, das in den Ohren schmerzte. Heiß war er ... und er stank nach Qualm.

Ich zuckte im Schlaf und wusste im gleichen Moment, dass ich träumte. Doch ein Aufwachen und Entkommen gab es nicht. Ich begann, in Panik zu rennen. Kratzte mir im Lauf die Arme blutig, fiel hin, spürte den Rauch in der Luft zunehmen, rappelte mich japsend auf und rannte weiter, immer weiter.

Mein Schatten schnellte mir voran, noch ängstlicher als ich. Doch das Feuer kam erbarmungslos näher. Es sprang von Palme zu Palme, ließ die Wipfel explodieren und sandte die entstehenden Funken wie eine Welle glimmender Krieger voran. Sie überholten

uns, ließen auch die Bäume vor mir Feuer fangen ... Ich wusste, wie es enden würde. Ich würde verbrennen wie die letzten beiden Male.

Doch ich hatte es satt, wegzulaufen.

»Halt!«, schrie ich meinem Schatten zu.

Keuchend und beißenden Qualm atmend, wandte ich mich um. Das Feuer wälzte sich mir als brüllendes, fauchendes Inferno entgegen. Doch ich blieb stehen.

Mein Herz hämmerte in sturer Verzweiflung. Ich würde nicht mehr weglaufen!

Neben mir richtete sich mein Schatten auf und zeigte den Flammen die Zähne.

Plötzlich fühlte es sich an, als würde jemand hinter mir stehen. *Sieehst du*, zischte eine Frauenstimme. *Siehst du, sie läuft nicht mehr weg, sie hat Mut. Sie ist bereit zu kämpfen.*

Für die Welt ... und das Leben, erwiderte eine tiefe Männerstimme. *Sie soll kommen.*

Dann war die Flammenwand von einem Moment auf den anderen verschwunden, und ich hatte das Gefühl, nach hinten zu kippen.

Mit einem Mal lag ich wieder in meinem Bett, und der Neumond starrte durch mein Fenster. Er stand tief und flach wie eine Schale über dem Horizont, während die beiden Sternenbänder langsam verblassten.

Ich rang nach Atem, als wäre ich um mein Leben gelaufen. Und war ich das nicht auch? Noch immer hallten die beiden unheimlichen Stimmen durch meinen Kopf. Wer waren sie? Was war das für ein Kampf, für den ich angeblich bereit war?

Ein Poltern im Flur sandte mich in die Höhe, gleich darauf wurde meine Tür aufgestoßen.

»Viroel! Viroel, was ist denn?« Großma kam hereingehumpelt, dann stieß Großpa sie zur Seite, ein langes Messer in der Hand, und sah sich mit wildem Blick in meinem kleinen Zimmerchen um.

Mir fehlten die Worte. »W... Was ...?«, stotterte ich.

»Du hast geschrien!« Großma Lauri klang schrecklich besorgt.

Großpa ließ das Messer sinken und stieß ein erleichtertes Schnaufen aus.

»Ich hatte einen Albtraum.«

»Schon wieder? Das geht so doch nicht weiter, Kind.«

»Nein, da hast du recht.« Die letzten Male hatte ich meine Sorgen für mich behalten, doch heute wuchs das Gefühl, ihr Gewicht nicht länger allein tragen zu können. Zögernd begann ich meinen Bericht. *Sie ist bereit zu kämpfen*, hatte die Stimme in meinem Traum gesagt.

Und ja, das war ich. Etwas hatte sich geändert.

Meine Großeltern hörten sich alles schweigend an, tauschten nur hin und wieder ernste Blicke, und Großpa Dahls Augen röteten sich, bis er beschämt darüberwischte.

»So hat es bei deiner Mutter damals auch begonnen, Viroel.«

Ich schluckte. Von meiner Mutter waren mir keine bewussten Erinnerungen geblieben, nur Geschichten und die bittere Trauer meiner Großeltern. »Hat sie auch geträumt zu verbrennen?«

Lauri schüttelte den Kopf. »Ihre Träume drehten sich alle um ihren Schatten, der sich gegen sie auflehnte und Jagd auf sie machte.«

»Das ist möglich?«

Dahl räusperte sich. »Manchmal. Deine Mutter hat es verheimlicht, bis es zu spät war, ihr zu helfen. Dann ist sie verschwunden und nie zurückgekehrt.«

Dieser Teil der Geschichte war mir ebenfalls neu. Bislang wusste ich nur, dass sie fortgegangen war und mich, ihr einziges Kind, aus irgendeinem wichtigen Grund zurückgelassen hatte.

»Die Stimme in deinem Traum sagte, dass du zum Kampf bereit bist. Also kämpfe, mein Mädchen. Ich sehe, dass es dir Angst bereitet, und ich fürchte sehr um dich. Aber du bist auch ein Sturkopf, und den brauchst du nun, um diese Sache durchzustehen.«

Ich musterte meine Großmutter. Hatte sie noch nie derart entschlossen gesehen. Wahrscheinlich lag es an Mutter. Sie war nicht bereit, nach ihrer Tochter auch noch ihr Enkelkind zu verlieren. »Aber wie?«

»Wir verehren die Feuergöttin Geedal nicht, aber es gibt einen Tempel im Südlichen Felsenhain. Dort geh hin und bitte um Rat. Denn das Feuer ist ihr Element, sie hat es am Anbeginn der Welt geschaffen. Ihre Priester werden deine Träume hoffentlich deuten können.«

Es war noch immer sehr früh, als ich aufbrach und Elaty auf leisen Sohlen durchquerte. Kaum jemand war wach, nur ein paar Kinder trieben bereits die Ziegen aus den Ställen, um sie auf die karge Weide zu bringen, solange es noch kühl war. Hähne schrien ihren Morgengruß in die Dämmerung.

Ich tauchte unter flatternder Wäsche hindurch und füllte meine Wasserflasche an einer kleinen Quelle, die auch jetzt noch ein wenig Wasser führte. Dann verließ ich das weiße Dorf unter den Felsen endgültig.

Noch war es angenehm kühl, der Atem von Schwester Glut wehte noch nicht über das Land. Kleine, langbeinige Mäuse huschten zwischen den letzten trockenen Grashalmen, die noch nicht von Ziegen aufgefressen worden waren.

Ich schritt zügig aus, den Blick fest auf die niedrige Hügelkette vor mir gerichtet, ich wusste, wo der alte Tempel lag, hatte das Tal aber noch nie betreten. Mein Schatten schlich neben mir her, als wäre auch er erschöpft von der Nacht, und noch immer rang in meinem Kopf der Klang der fremden Stimme nach: *Sie ist bereit zu kämpfen.*

Aber wogegen? Und warum? Wie sollte ich den Kampf mit einer

Feuerwalze aufnehmen? Scheinbar waren diese Visionen ein Fluch, der über meiner gesamten Familie lag. Ich wünschte, ich hätte mit meiner Mutter darüber reden können. Nie zuvor hatte ich eine solche Sehnsucht nach ihr gehabt wie heute, obgleich sie für mich doch kaum mehr war als ein nebelhafter Schemen.

Die verheilenden Verbrennungen auf meinem Handrücken juckten. Ich klopfte darauf, weil jedes Kratzen sie wieder aufreißen könnte, doch sie ganz zu ignorieren, schaffte ich nicht. Die Blasen waren schon vor einigen Tagen verschwunden, und an ihrer Stelle glänzte nun frische, gerötete Haut.

Unter meinen großen Schritten wandelte sich der sandige Grund in fest verkrusteten, steinharten Boden, der aus kleinen und kleinsten Steinchen bestand. Erst als es steiler wurde und ich immer wieder kurze Strecken über unwegsame Felsbrüche klettern musste, wurde ich langsamer. Für den Aufstieg verkürzte ich meinen Rock und klemmte die Säume im Gürtel fest, damit ich nicht versehentlich darauf trat.

Höher und höher ging es aufwärts, ich folgte exponierten Graten, überquerte klaffende Risse im Felsen auf schwankenden Konstruktionen aus Holz und Seilen und fragte mich, wie lange sie noch halten würden.

Dann verließ ich den Pfad, um das Tal zu erreichen, in dem Geedals Tempel lag. Sofort wurde mir mulmig zumute. Hier gab es schlagartig kein Leben mehr. Kein schütterer Grashalm, kein Steinkraut, nichts. Das Land war hier unnatürlich still, als läge ein böser Zauber darüber.

War ich ursprünglich noch mit dem Gefühl losgezogen, endlich Antworten auf meine Fragen zu bekommen, fühlte ich mich nun wie ein Eindringling. Dennoch kämpfte ich mich voran. Ich würde nicht weggehen, bevor ich eine Antwort darauf bekam, wie ich diese Alpträume loswurde, die mich sogar am Tag angreifen und verletzen konnten.

Das Tal wurde länger und schmaler. Es war kaum mehr ein Pfad zu erkennen, doch endlich meinte ich, den Tempel der Göttin Geedal zu erkennen. Mehrere schwarze Säulen ragten vor einer Felswand auf, dahinter lag scheinbar eine Höhle.

»Wir müssen vorsichtig sein«, raunte ich meinem Schatten zu, der sich sofort hüfthoch an meine Seite schmiegte.

Sobald ich die Säulen erreicht hatte, rang ich eine kupferne Glocke. Ihr Klang wanderte durch das Tal, sprang von den Wänden zurück und verhallte.

Nichts.

Ich rang noch einmal, lauschte, doch niemand reagierte.

Das schwarze Loch im Fels wirkte so anziehend wie ein aufgerissener Rachen.

»Hallo? Hallo, ist da jemand?«, rief ich und betätigte die Glocke ein drittes Mal. Als wieder nichts geschah, versuchte ich, meine Angst herunterzuschlucken, und betrat den Tempel.

Die Wände bestanden aus schwarzem, glänzendem Gestein, das sich zu kantigen Säulen und Strängen bündelte. Durch Lücken in der Höhlendecke fiel Licht hinein und erhellte eine Skulptur.

Geedal wurde in der Gestalt eines jungen Mädchens dargestellt. Mit leisem Zweifel im Herzen fiel ich vor ihr auf die Knie. Ich hatte keine Vorstellung, wie man zu ihr betete. »Bitte, nimm diese Alpträume fort von mir und meinem Schatten. Ich flehe dich an. Ich habe diese Strafe nicht verdient. Ich will dir auch fortan jede Woche opfern, wenn du ...«

»Sie hört dich nicht«, hallte es hinter mir.

Ich zuckte zusammen. Mein Herz hämmerte plötzlich so laut, dass es mir in den Ohren pochte. Als ich mich umdrehte, stand eine schlanke Frau vor mir. Ihr hellgraues Gewand reichte bis zum Boden und war mit silbernen Sternen bestickt. Sie strahlte Ruhe und Macht aus.

Strauchelnd kam ich auf die Beine. »Wer ... Wer bist du?«

»Meidua, Priesterin vom Orden der göttlichen Geschwister.«

»Neltor und Neljanna?«

Sie nickte mit einem gütigen Lächeln. »Dieser Tempel ist schon lange verlassen. Die alte Priesterin starb, und da die Heilige Flamme sich den Menschen nicht mehr offenbart ... Ihr Kult stirbt, doch wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, hier hin und wieder nach dem Rechten zu sehen. Du hast Glück, dass ich ausgerechnet heute hier bin. Wenn ich richtig verstehe, suchst du nach dem Beistand der Feurigen?«

Ich nickte hastig. »Ich glaube, sie sendet mir Träume ... und Flammen.« Ich streckte den Arm mit den frischen Narben aus.

Die Priesterin nickte langsam. Es fiel mir schwer, in ihrem Gesicht zu lesen, doch etwas schien sie zu beunruhigen. »Folge mir, das ist eine ernste Angelegenheit.«

Ich wusste selbst nicht, warum ich ihr vertraute, vermutlich, weil ich mir keinen anderen Rat wusste und nur diesen einen freien Tag hatte. Sie hatte versprochen, dass der Weg zu ihrem eigenen Tempel nicht weit war, und in der Tat wusste ich, auf welcher Kuppe er gelegen war.

Wir folgten einem gewundenen Pfad aufwärts, und ich erzählte Meidua unterwegs alles, was mir zugestoßen war. Sie unterbrach mich kein einziges Mal.

Kleine Markierungen aus bleichem Kalkstein wiesen den Gläubigen den Weg zum Tempel des göttlichen Geschwisterpaares. Er stand auf einem kleinen Plateau und bestand aus nicht mehr als einem Kreis von Säulen und uralten, knorrigen Bäumen. Es gab keine Wände und kein Dach, nur einige kleine Tische, auf denen Opfergaben abgestellt werden konnten. Hier fühlte ich mich sofort besser, denn auch das Leben war wieder in das Land zurückgekehrt. Vögel sangen in den Bäumen, und hier und da krochen und schwirrten Insekten.

Neltor und Neljanna hatten den Nachthimmel geschaffen. Ihre

Gläubigen liebten die Wissenschaft und die Erforschung der Mysterien der Welt. Auch wir Kartenmacher verehrten die beiden.

»Ich werde Neljanna für dich um Hilfe bitten. Hast du Wasser bei dir? Dann gieße einen Teil in die Schale und schenke auch den Bäumen etwas davon.«

Ich tat, was Meidua sagte, und sofort versammelten sich Bienen um die Flüssigkeit. Wasser war in Neridins Trockenzeit ein besonders kostbares Gut.

Während die Priesterin das Ritual vorbereitete, bemerkte ich einen Mann in ähnlicher Kleidung, der sich respektvoll im Hintergrund hielt. Er grüßte mit einem Nicken und ging davon.

Schließlich war alles bereit. »Ich werde die Geschwister der Nacht befragen, aber manche Dinge wird dir nur Geedal beantworten können.«

Ich nickte, und als Meidua mir eine Schale mit silbernen Kugeln hinhielt, wählte ich drei aus und ließ sie auf ihr Geheiß in eine seltsame Apparatur fallen. Sofort setzten sich Ketten, Bänder und kleine Kegel in Bewegung.

Die Priesterin beobachtete genau, wo die Symbole stehen blieben, und sah mich dann mit einem Ausdruck tiefsten Erstaunens an.

»Du bist für Großes auserwählt, Viroel. Ich bekomme nicht recht zu fassen, was es ist. Doch dir stehen ein langer Weg und ein Kampf bevor. Du hast eine Gabe, die noch zu erwecken ist. Frage eine kluge Frau nach der Seele einer Landschaft.«

»Was? Ich verstehe kein Wort!«

»Mehr verrät das Orakel nicht. Nur eines noch: Du wirst nicht alleine kämpfen. Jemand steht dir zur Seite.« Sie blinzelte und schüttelte sich dann, als würde sie ein unangenehmes Gefühl loswerden wollen.

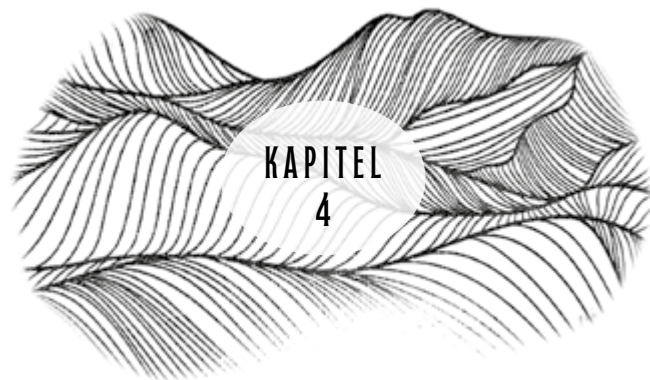
»Und was ist mit dem Feuer? Den Visionen?«

»Dazu wirst du die Priesterinnen der heiligen Flamme befragen

müssen. Der nächste große Tempel ist eine halbe Tagesreise vor Nurban gelegen.«

»Aber die Reise dorthin dauert fast eine Woche!«, erwiderte ich verzweifelt. So weit war ich noch nie von Elaty weg gewesen.

»Verzage nicht. Denn wenn es deine Bestimmung ist, wird sich ein Weg finden.«



ARAN

Jarre hatte seinen Bogen und einen vollen Pfeilköcher erhalten und den vereinbarten Preis sogar verdoppelt! Ich hatte alles erwartet, nur das nicht.

Ohnehin war der beste Freund meines Bruders wider Erwarten eine äußerst angenehme Gesellschaft gewesen. Wann immer Baro ihn nicht auf seinem Schiff, der *Illuvar*, brauchte, hatte Jarre mir bei der Arbeit über die Schulter geschaut und erstaunlicherweise kein zweites Mal meine Weigerung erwähnt, mich der Abenteuergesellschaft anzuschließen. Nein, wir schwelgten wechselnd in Kindheitserinnerungen und Hoffnung für die Zukunft, während er mir mal nur zusah, dann wieder tatkräftig mit anpackte.

Diese Zeit war nun vorüber, und während ich mit leisem Bedauern das Tor der Werkstatt schloss und den kurzen Heimweg antrat, wog ich Augenblicke später zufrieden das kleine Säckchen voll Hacksilber und Bernstein in der Hand, mit dem Jarre seine Schuld abgegolten hatte.

Das war also meine Zukunft. Geld mit einer Arbeit zu verdienen, die mir so viel Freude bereitete, dass sie sich kaum wie Arbeit anfühlte!

Unter meinen Stiefeln quoll der Matsch.

Selbst auf dem kurzen Weg vom Schuppen bis zu meinem Elternhaus stand fast immer Wasser. Hin und wieder wurde der Boden mit Reisig befestigt, doch der Morast arbeitete sich nach einer Weile wieder nach oben.

Ich kannte es nicht anders. So waren Stora Gley und ganz Darrah, so waren unsere stürmischen Inseln. An einem einzigen Tag besuchte jedes vorstellbare Wetter unser abgelegenes Fleckchen, und an den meisten gab es noch eine doppelte Portion Regen obendrauf.

In meiner Werkstatt war der letzte Schauer unbemerkt an mir vorbeigezogen. Nun bekam ich dennoch meinen Teil ab. Er tropfte mir aus den reetgedeckten Dächern in den ungeschützten Nacken und spritzte vom Boden hoch. Doch selbst eine Sintflut hätte es heute nicht geschafft, mir die Laune zu verderben.

Nun fehlte nur noch ein gemeinsames Essen mit der Familie, um den Tag perfekt abzuschließen. Die Kleinen würden wild durcheinanderreden und von ihren kindlichen Abenteuern erzählen, während Vater mit gutmütigem Stolz abwartete, bis seine Töchter ihrer Begeisterung Luft gemacht hatten, und dann ernstere Themen anschlagen.

Baros bevorstehende Reise, den Stand der Vorräte und vielleicht die Aufträge für den Winter. Zwei Schiffe würden sie dieses Jahr ins Trockendock holen und Ausbesserungen durchführen. Vater konnte auf mich zählen, schließlich war ich als Schiffbauer aufgewachsen ... Und doch ... Er würde sich damit abfinden müssen, dass ich mehr und mehr meinem eigenen Weg folgte. Aber das war nie ein Problem gewesen. Die Leidenschaft für den Schiffbau rann in seinen Adern, ebenso sehr wie in Mutters. Deshalb verstanden beide so gut, dass mein Herz für etwas anderes schlug.

Vielleicht war heute für lange Zeit der letzte Abend, an dem ich mit Baro lachen oder im schlimmsten Fall streiten konnte. Alles war bereit. Er wartete nur noch auf den richtigen Wind, um end-

lich in See zu stechen. Und dass der Wind gekommen war, klang überdeutlich im Rauschen mit, das um die Häuser strich und an den Blättern der Birken riss.

Ein kleiner Teil von mir bedauerte, nicht mit ihm loszuziehen. Dennoch bereute ich meine Entscheidung nicht. Die Weissagung war eindeutig gewesen. Dieses Jahr durfte ich nicht in den Süden, wenn mir mein Leben lieb war. Und dann war da noch der zweite Teil gewesen, den ich sogar noch etwas beängstigender fand als den ersten: Ohne mich würde Stora Gley dem Erdboden gleichgemacht werden, und alle Menschen würden sterben. Auch meine Familie und jeder, den ich kannte. Es klang unglaublich, fast zu unglaublich, um wahr zu sein. Doch solange nur die geringste Chance bestand, dieses Unglück könnte eintreten, würde ich nichts riskieren. Ganz abgesehen davon, dass ich das Leben hier liebte und es mich nun einmal nicht aufs Wasser und in die Ferne zog.

Ich legte soeben meine Hand an den Griff der massiven Eichen-tür unseres Hauses, als mich schwere Schritte innehalten ließen. Kein Zweifel, dort nahte Baro. Nur er lief mit einem solchen Selbst-verständnis durchs Leben, als könnte ihm nichts und niemand in die Quere kommen.

»Brüderchen! Gut, dass ich dich erwische!«, rief er und trabte die letzten Schritte auf mich zu. Er kam wie immer aus Richtung Hafen, seine warme Überkleidung trug er über dem Arm, als hätte er es eilig. »Ich brauche deine Hilfe«, sagte er ein wenig außer Atem und sah dabei hektisch über die Schulter.

»Jetzt?«

»Klar, jetzt. Wenn du dir erst den Wanst vollschlägst, hast du da-nach bestimmt keine Lust mehr, irgendetwas zu schleppen.«

»Kann dir nicht Jarre oder einer der anderen helfen?«, maulte ich gutmütig und war doch bereits auf dem Weg.

Baro legte mir zur Begrüßung den Arm um die Schultern. Wie so oft fühlte ich mich an seiner Seite klein und schwächling. Dabei war

dem gar nicht so – Baro war einfach nur verdammt viel Mensch. Wie behände er sich dennoch auf einem Schiff und auch im Kampf bewegte, verwunderte jeden, der es zum ersten Mal sah.

Natürlich führte unser Weg in die Bucht.

»Jarre hat deinen Bogen herumgezeigt, er ist begeistert«, meinte Baro. »Wenn wir zurück sind, wirst du dich vor Aufträgen nicht retten können.«

Ich lachte gutmütig auf. »Siehst du? Auf diesem Weg komme auch ich an meinen Anteil vom Gold aus dem Süden.«

»So ist es wohl, kleiner Bruder.« Er rieb sich über das bärtige Kinn, und für einen Moment ging sein Blick in die Ferne, als würde er das unbekannte Land seiner Sehnsucht bereits sehen können.

Der Steg, einer von dreien, die sich auf ihren Stelzenbeinen weit in die Bucht herauswagten, wirkte verlassen. Auch um diese späte Zeit konnte man hier meist Baros Freunde antreffen, die inzwischen zu einer eingeschworenen Mannschaft zusammengewachsen waren. Nun schaukelten nur einige Öllampen im Seewind. Lichtkreise führten unheimliche Tänze auf und ließen die Holzbohlen des Stegs aussehen, als würden sie sich mit den Wellen heben und senken.

In meiner Brust setzte sich ein klammes Gefühl fest. »Wo sind alle hin?«

»Heim«, erwiderte Baro knapp. »Nehmen noch mal Abschied, denke ich. Wir wollen morgen früh los, der Wind steht günstig.«

»Also wirklich schon morgen.«

Er zuckte mit den breiten Schultern und wich meinem Blick aus, als wäre es ihm etwas unangenehm. »Der Wind kündigt nicht an, wann er die Richtung wechselt, Aran.«

»Schon klar«, erwiderte ich ein wenig niedergeschlagen, während Baro auf einige Kisten und Fässer wies, die auf dem Steg dicht an dicht gestapelt waren. Während er eine Planke anlegte, nahm ich mir das erste Fass vor. Es war zwar recht klein, aber ungemein

schwer. Im Inneren gluckerte es. Der rauchige, erdige Geruch war selbsterklärend. Moorbrand, ein Schnaps, von dem jede noch so kleine Insel ihre eigene Variante herstellte.

»Was habt ihr vor?«, wollte ich wissen und fragte mich zugleich, warum es mir nicht gelang, das merkwürdige Gefühl abzuschütteln, beobachtet zu werden.

Etwas lag auf der Lauer. Als würden das Wasser oder die Felsen, die aus ihm hervorragten, Augen haben. Meine Vorstellung tat einen Sprung zu den gruseligen Geschichten verfluchter Meeresungeheuer, von denen Großvater Orm uns immer erzählt hatte, wohl wissend, dass er seine Enkel damit um den Schlaf brachte.

Und dann war da natürlich noch die Weissagung. Aber die Schicksalsgeister konnten noch so neugierig schauen, ich würde nicht in die Falle tappen. Keine Südfahrt für Aran Claavi, nicht in diesem Jahr!

»Worauf wartest du?« Baros Stimme klang ungewohnt dünn, während das Schlagen und Klatschen der Wellen gegen Stege und Schiffsrumpf zunahm.

Mir kroch ein frostiger Schauer über den Rücken. Ich gab mir einen Ruck, setzte den ersten und dann den zweiten Fuß auf die Planke, die bebte und zitterte, als würde sie jeden Augenblick abrutschen. Ich klammerte mich an dem bleischweren Fass fest und zwang mich Schritt für Schritt voran.

»Wohin?«, wandte ich mich an Baro, sobald ich endlich an Deck war, und ließ ihn vorausgehen. Es ging einige steile Stufen hinab durch zwei Luken tief in den Lagerraum, der sich in den Bug erstreckte. Er war bereits gut gefüllt, die Kisten und Fässer mit Tauen an den Wänden befestigt. Intensiver Geruch von Teer, Salz und Holz machte die abgestandene Luft hier unten zum Schneiden dick.

Sobald wir unsere Last abgestellt hatten, ging es wieder hinauf, und ich sog erleichtert die kalte, frische Meeresluft ein.

Zweimal noch legten wir diese Strecke schweigend zurück, und ich kam zu dem Schluss, dass mein Bruder gedanklich so sehr mit seiner Reise beschäftigt war, dass er mich darüber fast vergaß.

Mit großer Erleichterung stellte ich die letzte Kiste ab, denn das nagende Gefühl der Unruhe blieb mein steter Begleiter.

Ich war kurz davor, ein Stoßgebet zu Elandaja hinaufzuschicken, doch die Göttin, der ich mich verschrieben hatte, war auf der See nahezu machtlos. Hier regierten Sturm und Wasser. Es war Marenns Reich.

»Bist du sicher, dass deine Fahrt unter einem guten Stern steht?«, machte ich dem nagenden Gefühl drohenden Unheils Luft und hätte mir noch im selben Moment am liebsten auf die Zunge gebissen. Zweifel waren jetzt sicher fehl am Platz. Ich sollte meinem Bruder Mut zusprechen und Glück wünschen, statt ihm alles madig zu machen.

»Ab jetzt schon«, erwiderte Baro gepresst und drehte mir den Rücken zu. »Warte, ich hole eben ein paar Seile zum Vertäuen.«

Ich erwiderte nichts, sondern ließ mich auf eine der Kisten sinken. Mit einem Seufzen beugte ich mich vor und streifte mir das Haar aus der verschwitzten Stirn, als Baro schon wieder zurückkam. Mit leeren Händen blieb er in der Luke stehen. Sein Blick traf meinen.

»Werd jetzt nicht wütend, kleiner Bruder«, sagte er mit starrer Miene.

»Was? Wa...«

Die Tür schwang herum und krachte ins Schloss. Mit einem Schrei war ich sofort auf den Beinen und warf mich dagegen, doch da war draußen längst ein Riegel vorgeschoben.

»Bastard! Du verdammter Bastard!« Meine Fäuste hämmerten gegen das Holz, versetzten die Tür in Erschütterung. Selbst die Planken bebten. Ich schlug und schlug, bis meine Knöchel blutige Spuren hinterließen und mir der beißende Schmerz bis in die

Schultern zog. Erst dann ließ ich von der Tür ab und sank erschöpft zu Boden.

Baro hatte mich betrogen. Bitter wie Galle rann mir diese Erkenntnis durch die wund geschriene Kehle.

Ich schlug den Hinterkopf gegen die Tür und lehnte ihn dann an. Wir waren nicht die Einzigen auf dem Schiff gewesen, nein. Die ganze Mannschaft musste sich an Bord verborgen haben. Daher das Gefühl, beobachtet zu werden. Eifrige Schritte bewegten sich hier- und dorthin. Baro bellte Befehle, während der Schiffsrumpf in Schwingungen geriet. »Habt ihr sein Zeug?«, rief er.

»Ja, alles hier.«

»Auch aus der Werkstatt?«

»Alles da.« Das war Jarre, und sofort erstreckten sich mein Zorn und die Enttäuschung auch auf ihn. Dieser verdammte Kerl hatte mich im Auftrag meines Bruders ausspioniert, während ich geglaubt hatte, einen guten Freund zu finden. Vermutlich hatte Jarre nicht mal einen Bogen gebraucht! Nein, es war ein abgekartetes Spiel gewesen. Baro musste seine Freunde mit dem Aberglauben angesteckt haben, dass die Reise ohne mich zum Scheitern verurteilt war, und deshalb hatten sie alle mitgeholfen, mich zu entführen. Und niemanden, nicht einmal Jarre, interessierte, dass sie damit *mein* Unheil heraufbeschworen! Und das des ganzen Dorfes. Dabei hatte ich ihm und Baro von Echanas Weissagung erzählt, doch beide verehrten die Göttin nicht, und ihre zurückgezogen in der Heide lebende Priesterin war in ihren Augen nur eine verwirrte Alte, die zu viel berauschenden Kräutertee trank.

»Hepp, hepp, hepp!«, erklang es von oben. Ein tiefes Schaben und die darauffolgende Erschütterung ließen keinen Zweifel offen: Baro und seine Freude stießen das Schiff mit Rudern vom Steg ab und manövierten es aus der Enge des Hafens heraus.

Gurgelnd und gluckernd schlug Wasser gegen den Bug. Noch waren die Wellen klein, doch ich konnte die Brandung bereits

hören. Ein tiefes, rauschendes Ein und Aus wie der Atem eines gewaltigen Tieres. Das Wesen namens Ozean lag auf der Lauer und wartete auf leichte Beute. Bald würde ich ihm ausgeliefert sein.

In einem letzten Aufwallen von Zorn schlug ich meine rechte Faust auf den Boden, dann wich plötzlich sämtliche Kraft aus mir. Wie von einem üblen Zauber getroffen, sackte ich in mich zusammen.

Mein Schatten hingegen erhob sich zu seiner Bärengestalt und begann, die Enge des Lagers mit wenigen Schritten zu durchmessen. Seine langen Krallen glitten lautlos über die Bohlen, der große Kopf pendelte bei jedem Richtungswechsel hin und her. Wie ein Tier, das in seinem Käfig den Verstand zu verlieren drohte.

BARO

Du magst glauben, das Richtige zu tun, aber Aran wird das nicht so sehen.« Jarre lehnte sich zu ihm, um seine Meinung mit gedämpfter Stimme kundzutun. Es sollte nicht jeder mitbekommen. Der auffrischende Wind riss die Worte davon.

»Etwas zu spät für Zweifel, meinst du nicht? Er wird es schon verstehen.«

Jarre zog fragend die Brauen hoch. »Das hoffe ich für dich ... und für mich. Auch Aran hat eine Weissagerin befragt, und ...«

»Nicht jetzt, Jarre!« Er verzog abfällig den Mund. Was konnte Elandaja im Vergleich zu Marenn schon ausrichten? Sie ließ vielleicht ein paar Blümchen sprießen. Marenn's Winterstürme dagegen konnten ganze Dörfer vernichten!

Dennoch blieb eine enervierende Unsicherheit, und Baro versuchte, die leisen Zweifel zu ignorieren, die sich wie winzige, durch-

scheinende Dornen in seine Haut gesetzt hatten und ihn beständig malträtierten. »Er hat mir keine Wahl gelassen. Und spätestens wenn wir das Land aus Sand und Sonne erreichen, wird sein Trotz Dankbarkeit weichen. Niemand widersetzt sich Marenns Willen!«

Er schlug Jarre auf die Schulter und richtete seinen Blick hinauf zu den zwei Sternenbändern, deren Licht von den Wogen wie von Abertausend Spiegeln zurückgeworfen wurde. Von den vorgelagerten Inseln waren nur die Umrisse zu erkennen und die Brandung, die weit davor auf Felsenriffe traf.

»Zwei Strich Steuerbord!«, brüllte Baro gegen den Wind. »Oder wollt ihr gleich in der ersten Stunde zerschellen?«

Ein Beben ging durch den hölzernen Schiffskörper, als Otur das Ruder ausrichtete und der Wind wie eine Faust ins Hauptsegel schlug.

Das Schiff keuchte und warf sich wie ein lebendiges Wesen in die Wellen, die den hölzernen Körper aufwärts stießen und im nächsten Atemzug wieder hinabsogen. Der Zauber des Meeres sang in Baros Brust. Sang so laut, dass die wilde Melodie jeden Zweifel übertönte. Er war auf der Reise! Endlich auf der Reise.

»Es ist nicht mehr weit!«, rief er. Schon zeichnete sich die Inselgruppe Bleiche Nixen im Westen gegen den Horizont ab, die wohl eher den Namen »beschissene Nixen« verdient hätte. Denn der dunkle Fels war nur deshalb totenblass, weil Hunderte Möwen und Alke darauf ihren weißlichen Dreck hinterließen.

Baro blieb auf der kurzen Fahrt im Bug stehen und ging noch einmal im Geiste durch, ob er wirklich an alles gedacht hatte. Die Liste in seinem Kopf war schier endlos, und als er endlich sicher war, alles mitgenommen zu haben, warfen sie im Schutz der kleinen Inselgruppe den Anker aus.

»Beim ersten Licht brechen wir auf!«, rief Jarre nun, und die Männer und Frauen teilten sich selbst in Schichten ein. Immer zwei würden Wache halten bis zum Morgen.

Baro gab sich einen Ruck und verließ seinen Posten im Bug. Seine Leute sahen ihm unauffällig nach, während er die steilen Stufen der Leitertreppe hinunterging und im Bauch des Schiffes verschwand. Sie würden nun an Deck Planen aufspannen und sich unter dem dünnen Dach aus gewachstem Leintuch schlafen legen. Es gab auch etwas Platz unter Deck, doch es musste wirklich schlimm werden, dass sie sich freiwillig dem Mief und der Enge aussetzten.

Er selbst würde in dieser Nacht keine Ruhe finden, selbst wenn er so viel Moorbrand trank, dass er kaum noch seinen Namen wüsste. Das Verbrechen an seinem Bruder ließ sich nicht abschütteln. Dabei waren es weniger die paar Monate, die er ihm raubte. Aran war jung, ob er nun dieses oder nächstes Jahr auf dem Herbstfest seine Bögen präsentierte, machte keinen großen Unterschied. Nein, was wirklich zählte, war das gebrochene Vertrauen.

Aran und er ... Von dieser Nacht an würde zwischen ihnen alles anders werden. Sie würden einen neuen Weg finden müssen, miteinander umzugehen.

Vor der Tür zum Lagerabteil hielt Baro inne und lauschte.

Er konnte spüren, dass Aran ihn bemerkt hatte, doch sein Bruder schwieg.

Das Schiff hob und senkte sich langsam in der Dünung, leise schabte die Ankerkette. Dumpf und unverständlich drangen Gespräche und Tritte der Männer und Frauen zu ihm hinab. Baro fühlte sich weit weg von allem, war allein und war es doch nicht.

In seinem Nacken lag Anspannung wie vor einem Kampf. Er öffnete und schloss die Hände, um sich zu beruhigen. Worauf wartete er noch? »Bei den Göttern« murmelnd, schob er den schweren Riegel aus der Halterung und trat gebückt ins muffige Halbdunkel zwischen Kistenstapeln und Fässern.

Aran musste alle Lampen bis auf eine gelöscht haben. Vermutlich kauerte er in der hintersten Ecke und gab sich seinem Groll hin.

Baro trat ein und zog die Tür zu. »Aran?«

Ein Schemen von links.

Baro zuckte, doch seine Reaktion kam zu spät. Krachend erwischte ihn der Faustschlag am Kinn und hämmerte seine Zähne aufeinander. Sein Kopf ruckte zurück, instinktiv riss er die Hände hoch und wehrte gerade noch den nächsten Hieb ab. Der folgende Tritt brachte ihn aus der Balance, und Aran gelang ein weiterer Treffer. Dieses Mal erwischte er ihn an Nase und Wange.

»Hör auf«, brüllte Baro in einer Mischung aus Schmerz und Wut und wehrte die folgenden Attacken ab. Aran ließ noch eine Weile seinen Zorn an ihm aus, dann endete es so plötzlich, wie es begonnen hatte, und er stand nur noch keuchend da, ein gefährliches Blitzen in den Augen, das vom spärlichen Licht nur noch verstärkt wurde.

»Du bist nicht mehr mein Bruder!«

»Aran, du musst verstehen ...«

»Nichts muss ich verstehen! Ich hasse dich!«

VIROEL

Ich war erst am späten Nachmittag vom südlichen Felsenhain zurückgekehrt und hatte meinen Großeltern alles bis ins Kleinste berichtet. Dass der Geedalstempel verlassen war und was die Priesterin der Himmelschwister mir geweissagt hatte.

Dann wissen wir nun immerhin bereits mehr als noch bei deiner Mutter. Vor allem, dass es sich nicht um eine Krankheit der Seele handelt, hatte Großma Laurie gesagt und mich anschließend den ganzen Abend lang so verwöhnt und umsorgt, dass ich mit einem trügerischen Gefühl von Sicherheit schlafen gegangen war.

Die Albträume waren dennoch gekommen. Doch dieses Mal

waren sie anders. Ich schwebte wie ein Vogel über das Land und betrachtete alles aus der Höhe. Die Sonne brannte in meinem Nacken und strahlte hinab auf ein ausgebleichenes, totes Land. Verdorrte Felder, so weit man sah. Bäume mit grauer Rinde und gelben Blättern, die einfach so umknickten. Staubteufel tanzten auf den Wegen. Totes, abgemagertes Vieh in einer bleichen Pfanne, die einst eine Wasserstelle gewesen war. Und die Menschen ... Sie sahen aus, als hätte jemand eine Strichzeichnung angefertigt. Aus tiefen Augenhöhlen starrten sie zu mir herauf. Ein Kind wies mit dem Finger auf mich, dann brach es zusammen ...

Ich war nicht schreiend aufgewacht, sondern vergoss schweigend Tränen. Das Wasser, das über meine Wangen rann, kam mir vor wie Verschwendung. Zurück blieb das Gefühl, etwas tun zu müssen. Denn dies, so ahnte ich, war ein Blick in die Zukunft gewesen. So würde die Welt aussehen, wenn ich versagte ... oder den Kampf erst gar nicht aufnahm.

Ich schlich mich aus dem Haus und machte mich auf zur Werkstatt. Mein Schatten schwebte niedergeschlagen neben mir her, presste sich in jeden Winkel und jede Ritze im Boden, als würde er sich am liebsten verstecken, und brachte damit genau zum Ausdruck, wie ich mich fühlte. Doch verstecken konnte und wollte ich mich nicht. Ich war bereit zu kämpfen, wie die Stimme in meinem Traum gesagt hatte. Doch ich wusste noch nicht, wie.

Als ich die Tür zur Werkstatt aufdrückte, sah Meisterin Nelya mich irritiert an. »So früh? Bist du aus dem Bett gefallen?«

»So etwas in der Art«, erwiderte ich einsilbig.

Nelya musterte mich mit ernstem Blick und ließ ihre Zeichenfeder sinken. »Du hast dich in den letzten Tagen verändert. Stimmt zu Hause etwas nicht? Sind deine Großeltern krank?«

Ich wand mich innerlich. War es so offensichtlich? »Nein, mit ihnen ist alles in Ordnung. Bis auf die Hüfte ist Großma munter wie ein Sperling und Großpa ... wie immer.«

Nelya trat noch einen Schritt näher und musterte mich aufmerksam. Ihr intensiver Blick ließ mich innerlich schrumpfen. Sie kannte mich gut. Seit sechs Jahren verbrachten wir nun fast jeden Tag zusammen. Sie war mir Lehrmeisterin, große Schwester und Freundin geworden. Plötzlich sah ich wieder meinen Schatten brennen, und Rauchgeruch drang in meine Nase. Ich zuckte zusammen und versuchte, die Eindrücke abzuschütteln.

»Da ist es wieder!« Die Meisterin fasste mich am Arm wie ein ungezogenes Kind und zog mich in den kleinen gemütlichen Winkel, in dem wir unsere Pausen verbrachten. Auf dicken Feranterteppichen verteilten sich Kissen und gepolsterte Hocker. Das Zentrum bildete ein intarsiengeschmücktes Tischchen mit einem silbernen Teegeschirr.

»Ich schaue mir jetzt keinen Tag länger an, wie du hier herumstreichst wie ein Geist, mit Schatten in den Augen und den Blick weit fort. Setz dich!«

Ich hatte keine Wahl. Sie würde mich nicht mit einer Notlüge davonkommen lassen.

Unter mir gab ein flauschiges Kissen mit Fransen nach. Nelya schob mir einen Teller mit Gebäck aus gepuffter Ambersia und Datteln zu und goss Tee in zwei Becher.

Sie wartete schweigend ab, bis wir beide einen Schluck getrunken hatten. »Nun, heraus damit.«

»Es sind Albträume«, gestand ich. »Ich träume von Feuer. Jede Nacht ... und manchmal tagsüber.«

»Tagsüber?«

»Ich sehe Flammen, sie rasen auf mich zu, verbrennen Landschaften ... Beim ersten Mal traf es meinen Schatten. Es war so furchtbar, ich dachte, er wird vernichtet!« In meiner Kehle begannen Tränen zu kitzeln. Ich würgte sie herunter, ballte die Hände zu Fäusten. »Ich habe versucht, die Flammen zu ersticken, und schau!« Ich streckte ihr meinen Arm mit den roten Narben hin. »Es war

mehr als ein Traum.« Ausgerechnet in diesem Moment entschied mein Schatten, Form anzunehmen und sich als schrittlinger Lindwurm an meine Seite zu schmiegen.

Nelya schalt mich nicht dafür, sie war zu entsetzt von meinen Worten. »Das ist ernst, Viroel.«

»Du glaubst mir?«

Sie nickte. »Berichte mir alles.«

Ich erzählte ihr von jedem einzelnen Albtraum und auch von meinem Gespräch mit der Priesterin. »Und dann ist da noch diese Stimme. Ich soll kämpfen, sagt sie. Und ich bin auch bereit dazu ... Denn ... denn wenn ich nicht handle, wird es diese Feuer wirklich geben, die Dürren ... alles. So fühlt es sich zumindest an.« Ich kämpfte mit den Tränen.

Nelya nahm meine Hand, drückte sie und schwieg nachdenklich.

Doch in mir rumorte es. Ich hatte ihr so viel zu verdanken, und nun, da ich endlich meine Ausbildung beendet hatte, schien die Welt um mich herum zu Asche zu zerfallen. »Es tut mir leid, ich habe so viele Fehler gemacht in letzter Zeit.«

Nelyas Gesicht war keine Regung abzulesen. Mit geradezu steinernem Ausdruck erwiderte sie meinen Blick. »Dafür musst du dich nicht entschuldigen. Wenn alles wahr ist, was du erzählst, dann ist hier Größeres am Werk. Du wirst diesen Albträumen nicht entkommen können. Ich hoffe, Geedals Priesterinnen können dir helfen. Nur ... In Neridin ist Geedals Kult nie stark gewesen, schließlich haben wir hier auch ohne die Feurige stets ausreichend Hitze. Deshalb wundert es mich umso mehr, dass sie ausgerechnet jemanden aus der Wüste plagt.«

»Mich auch«, erwiderte ich bereits eine Spur gefasster. »Der letzte Traum, der mit der Dürre, war anders. Er hatte nichts mit Feuer zu tun. Ich glaube, ich weiß, wo sich der Ort befindet, den ich gesehen habe.« Ich stand auf und ging zu einem Regal, in dem Nelya Karten aufbewahrte, die selten abgezeichnet wurden. Ich musste eine Weile

suchen, dann entrollte ich ein altes, leicht brüchiges Werk, das den Norden Neridins zeigte. Es war die einzige Region, die in unserem Land als fruchtbar galt. »Hier.«

Nelya war zu mir getreten und runzelte die Stirn. »Wenn dieser Landstrich wirklich austrocknet, wäre das eine Katastrophe! Er ist die Kornkammer des Landes.«

»Ich kann es verhindern, glaube ich. Ich muss nur herausfinden, wie.«

In der folgenden Nacht kehrten die Visionen nicht zurück, was vielleicht auch daran lag, dass ich kaum Schlaf fand. Stattdessen zerbrach ich mir den Kopf über den Sinn der Albträume und die merkwürdige Frauenstimme, die ich gehört hatte und die mich auf eine Art berührte, als gehörte sie wirklich zu einem höheren Wesen.

Was bedeutete, dass eine Göttin zu mir gesprochen haben musste!

Der Gedanke war ebenso sperrig wie unglaublich.

In Neridin wurden hauptsächlich Neltor und Neljanna verehrt. Sie galten als Schöpfer der Wissenschaft, und der Legende nach hatte Neltor der Welt das erste Licht gebracht, indem er eines seiner Augen an den Himmel warf, wo es sich nun als Mond langsam öffnete und schloss. Seine Schwester Neljanna war über die selbstlose Tat so erschrocken, dass sie zahllose Tränen vergoss. Neltor aber fing sie mit beiden Händen auf und warf sie ebenfalls an den Himmel, wo sie zu Sternen wurden. Deshalb waren sie in zwei breiten Streifen angeordnet. Da nahm seine Schwester den hellsten Stern wieder an sich und setzte ihn ihrem Bruder in die leere Augenhöhle.

In ihren Tempeln wurden die Himmelsgestirne erforscht, die Navigation, Mathematik und Physik. Als Kartenmacherin betete ich zu ihnen.

Andere Götter wie die Feuergöttin Geedal und der kriegerische Orrothan waren mir zwar bekannt, doch allzu eingehend beschäftigt hatte ich mich mit ihnen nicht. Hardan und Foris, der Schöpfer und der Wanderer, besaßen keinen Kult in Neridin.

Mein Unwissen machte es mir nun noch schwerer, aus den Träumen schlau zu werden. Mit der Morgendämmerung hatte ich im Schein einer kleinen Lampe deshalb alle Bücher meiner Großeltern durchgesehen und in einem über alte neridische Sagen tatsächlich einige versprengte Hinweise gefunden. Aber das war bei Weitem nicht genug. Ein paar Märchen konnten mir doch jetzt keine Hilfe sein!

Und ich war nicht wie die Heldinnen in diesen Geschichten. War keine mutige Prinzessin, die auszog, ein Abenteuer zu erleben.

Tief in Gedanken lief ich durch das Wadi Omre zur Werkstatt.

Dort angekommen, vertiefte ich mich sofort in meine Arbeit. Als könnte ich mich auf diese Weise vor der Welt da draußen verstecken.

Nelya ließ mich auf meine Bitte hin mit meinen Gedanken allein, und so gelang es mir wirklich, mich für eine Weile ganz und gar in meine Arbeit zu vertiefen, die darin bestand, eine alte Karte zu kopieren, deren Pergament rettungslos rissig und stockfleckig war. Bergkette für Bergkette zeichnete ich maßstabsgetreu ab und versah sie abschließend mit einer dünnen Schicht Schattentinte, deren Magie sich wie ein wohliges Kribbeln über meine Haut legte.

Die Berge schienen nun aus dem Papier herauszuwachsen. Höher und höher wuchsen sie, und ich konnte nur noch staunend zusehen. Dann veränderte sich die Schattentinte, ihre Graustufen verdichteten sich zu Schwarz, und schlagartig lag der Geruch von kalter Asche in der Luft.

»Nein«, wisperte ich. Mein Schatten drückte sich ängstlich an mein Bein, als sich plötzlich eine dünne Rauchfahne vom Papier erhob. Dann zuckte die erste Flamme in die Höhe.

Eine Katastrophe! Hier war überall Papier!

Panik drückte mir die Kehle zu. Ich musste etwas tun! Sofort!

Blitzschnell griff ich nach meinem Trinkglas und goss es über dem rasch wachsenden Brand aus.

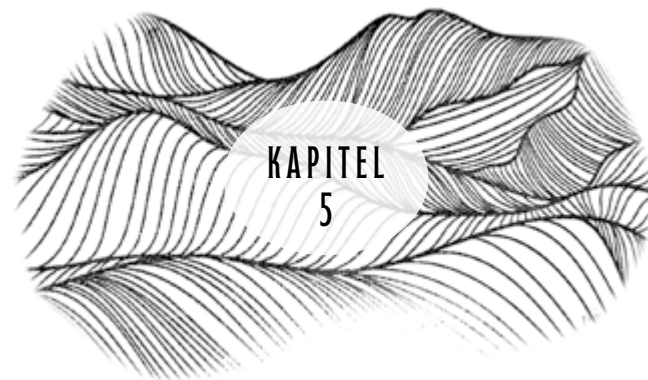
»Viroel! Bei den Göttern!«, fluchte Nelya, zerrte mich an den Schultern vom Zeichentisch weg und tupfte die Karte mit einem Tuch sauber.

Mein Herz stockte. Die Karte hatte gar nicht gebrannt. Nur das Wasser hatte seine zerstörerischen Spuren hinterlassen. Trotzdem war ich ganz sicher, dass der Punkt, an dem die ersten Flammen hochgeschlagen waren, von Bedeutung war. Er stach noch immer heraus, als würde er pulsierende Hitze ausstrahlen.

Stolpernd wich ich zurück und hob abwehrend die Hände. »Ich ... Ich ... Es tut mir leid! Ich glaube, ich verliere den Verstand! Nelya, ich verliere ...« Es fühlte sich an, als würde ich in einen pechschwarzen Abgrund stürzen, aus dem es kein Entrinnen gab.

Blitzschnell war sie bei mir und zog mich in ihre Arme. Sie drückte mich fester und fester, bis der Krampf in mir schwächer wurde, das Gefühl zu fallen endete und ich einfach nur nach Luft rang.

»Wir finden eine Lösung, Viroel, du und ich, das verspreche ich dir.«



ARAN

Ich hatte die Ankerkette rasseln hören, und von da an war ihr beständiges Schaben und Klirren so präsent, als würde sie mich auslachen.

Baro hatte versucht, mit mir zu reden. Doch ich hatte kein Ohr für ihn, keine Antworten auf sein Flehen, doch bitte Verständnis aufzubringen. Seine Behauptung, der Meeresgott habe ihm keine Wahl gelassen und seinen Erfolg an meine Anwesenheit geknüpft, war nichts anderes als eine faule Ausrede. Natürlich gab es eine Wahl. Es gab immer eine zweite, unbequeme Lösung. Nicht aufzubrechen, zum Beispiel, meiner Weissagung genauso viel Bedeutung zumessen wie seiner oder seine hochfahrenden Pläne ein wenig runterzuschrauben. Oder er hätte Handel zwischen den Inseln treiben oder seinen Blick statt nach Süden in den Norden richten können.

All das wollte ich ihm entgegenschreien und blieb doch stumm. Auch bei seinem zweiten und dritten Besuch. In mir wütete ein Orkan. Meine Wut war so laut, so allumfassend, dass ich keinen Ton herausbekam.

Er hatte mich betrogen!

Womöglich sogar meinen Tod und die Vernichtung von Stora Gley heraufbeschworen.

Dieser Mann war nicht mehr mein Bruder.

Irgendwann war er aufgestanden und gegangen. Ich hörte die Erschütterung seiner schweren Schritte, die durch die Planken übertragen wurden.

Als eine Weile verstrichen war, erhob ich mich unsicher auf dem schwankenden Untergrund. Aus mir würde nie ein Seemann werden. Nachdem ich abgewartet hatte, bis sich mein Körper ein wenig an das unablässige Hin und Her gewöhnt hatte, querte ich den vollgestopften Lagerraum und stieß die Deckel von mehreren Fässern auf, bis ich Vorräte fand. Stockfisch, trockenes Getreide, geräuchertes Fleisch und Fett. Eingemachtes Kraut. Tongefäße mit sauren Zwiebeln, Rüben und Gurken. Kurz wallte der Wunsch in mir auf, all das zu zerstören. Die Fässer umzustößen, bis sich alles vermischte und dadurch verdorben war.

Doch ich kannte Baro zu gut. Er würde trotzdem nicht umkehren, sondern einfach einen anderen Hafen anlaufen und dort neue Vorräte beschaffen. Und dafür sorgen, dass ich keine Gelegenheit bekam abzuhaufen. Stattdessen würde er mich einsperren und die Tür des Lagerraums womöglich erst nach einigen Tagen oder Wochen wieder öffnen, sodass ich am Ende noch länger gefangen wäre.

Wie ich es auch drehte und wendete, Baro hatte meine Pläne zerstört, um seine zu erreichen. Ich könnte weder auf dem Herbstfest meine Bögen vorführen noch meine Aufträge erfüllen.

Doch meine jämmerlichen kleinen Vorhaben wogen nichts gegen Echanas Prophezeiung, die wie eine kalte Hand in meinem Nacken lag. Vielleicht konnte ich dem ersten Teil noch entgehen, indem ich nicht an Land ging. Doch der zweite? Hatte Baro unsere Familie und unsere Heimat der Vernichtung preisgegeben?

Elandaja! Wie kannst du das zulassen? Womit habe ich dich so erzürnt?

Flehentlich richtete ich meinen Blick hinauf zur schwankenden Balkendecke. Nichts änderte sich. Die Göttin antwortete nicht. Natürlich nicht. Das taten Götter nie. Nur in Märchen und frommen Gleichnissen bekamen die Menschen Antwort. Ich hielt mich nicht für so wichtig und überdurchschnittlich, dass sich die Himmlichen mit mir befassen mussten.

Meinen Glauben erschütterte es nicht. Dafür spürte ich viel zu oft Elandajas schöpferische Hand in den einfachsten Dingen. In der Perfektion schwingender Grashalme, in uralten knorrigen Bäumen, in den dunklen, schimmernden Augen der Hirsche und in der Stille schwarzer Moorseen.

Doch all das gab es hier nicht.

Das Meer war das Reich von Marenn und seiner Frau, der Sturmgöttin Olume. Wenn sie mit Elandajas Reich in Berührung kamen, dann nur, um zu zerstören. Wahrscheinlich sollte ich also besser den Mund halten, um sie nicht auf mich aufmerksam zu machen.

Nach und nach wurde es still auf dem Schiff. Widerstrebend nahm ich die Decken, die in einem Winkel gestapelt waren, und bereitete mir für eine weitere Nacht ein Lager auf dem Boden. Mein Schatten gab seine Bärengestalt auf und legte sich als gräulicher Fleck an meine Seite.

»Wir sind Gefangene«, grollte ich, grub die Hände in sein Fell und schloss die Augen.

Aber statt einzuschlafen, wurde ich wacher. Jede Faser in meinem Körper war angespannt und reagierte auf das Schwingen des Schiffs wie auf einen Angriff. Als müsste ich mich gegen das Auf und Ab der Wellen verteidigen. Kurz wurde mir sogar ein wenig schlecht. Kalter Schweiß kroch über meine Stirn, alles verkrampfte, bis sich mein Schatten zögernd über mich schob.

Samtene, tintenschwarze Schwere. Es war, als besäße mein dunkler Begleiter ein eigenes Gewicht. Seltsam ... das hatte er noch nie getan ...

Dass ich irgendwann zusammenzuckte und hochschrak, konnte nur bedeuten, dass ich schließlich doch noch eingeschlafen war.

Ruckartig setzte ich mich auf und lauschte.

Stimmen, viele Stimmen. Befehle ... raues Gelächter.

Die ganze Mannschaft war auf den Beinen. Wieder das Rasseln der Ankerketten, eindrucklich wie ein Schicksalsspruch, dann ging ein Knarren und Ächzen durch das Schiff, als das Segel heruntergelassen wurde.

Es musste früher Morgen sein. Baro würde die *Illuvar* nun aus dem Schutz einer Insel oder Bucht hinausdirigieren. Nun lag die endlose Weite des westlichen Ozeans vor uns.

Ich erhob mich, ehe ich die ersten Schritte hörte. Sie würden mich freilassen. So frei man auf einem Stück Holz, umgeben von Wasser, eben sein konnte. Es gab keinen Grund mehr, mich weiter einzusperren.

Mit einem Schaben wurde der Riegel beiseitegeschoben, dann schwang die Tür auf, und ich sah in Jarres Gesicht. »Ich hab ihm gesagt, dass sein Plan ein riesiger Mist ist, Aran, glaub mir.«

»Glauben? Ich glaube keinem von euch Bastarden noch ein einziges verdammtes Wort. Du hast mich ausspioniert!« Ich versetzte ihm im Vorbeigehen einen Stoß vor die Schulter und stieg die wenigen Stufen zum Deck hinauf.

Zwölf Männer und zwei Frauen waren Baro in sein irrwitziges Abenteuer gefolgt, und keiner von ihnen wagte es, mir ins Gesicht zu sehen.

Mein Bruder stand vermutlich am Steuer, andere waren mit

Tauen und Segel beschäftigt. Wer nichts zu tun hatte, saß zusammen und aß.

Mein Magen reagierte auf den Anblick mit einem protestierenden Knurren, denn die Mahlzeiten, die sie mir in die Kammer gestellt hatten, hatte ich kaum angerührt. Dennoch gesellte ich mich nicht zu ihnen. Unsicher gegen den Wellengang angehend, blieb ich schließlich im Bug stehen.

Der Wind kam von Nordwesten her und riss Schaumfetzen von bleigrauen Wogen. Noch stand die Sonne tief und war meist von Wolken bedeckt, doch es versprach, ein guter Tag zu werden. Das schienen auch die Möwen zu wissen. Kreischend jagten sie um das Schiff herum, manövierten mühelos zwischen Seilen und Segeln hindurch, als wäre es ein Spiel. Angeblich spionierten sie den Menschen nach und berichteten alles, was sie erfuhren, Marenn und Olume.

Als nun die ersten grünlich weißen Delfinrücken unter dem Bug hinwegtauchten, vergaß ich einen kurzen Moment lang, wie wütend ich war.

»Aran. Ich hab es ja nicht glauben wollen«, sagte eine Frauenstimme.

Der Zauber der tanzenden Delfine verflog schlagartig.

Neben mir stand Irín, eine der wenigen Frauen, die den Ruf des Meeres vernommen hatte. Jeder kannte ihre Geschichte. Nachdem sie früh Mutter von Zwillingen geworden war, hatte sie keine weiteren Kinder mehr bekommen. Ihr Mann war im Streit mit einem Fremden erschlagen worden. Als ihre Söhne alt genug waren, um selbst zur See zu fahren, hatte Marenn sie im ersten Sturm in sein Reich geholt. Und dennoch hatte sie sich nie von der Trauer lähmen lassen und auch ihrem Gott nicht abgeschworen. Als Baro seine hochfahrenden Pläne verkündet hatte, war Irín die Erste gewesen, die sich einen Platz auf dem Schiff gesichert hatte. Jeder hätte sie an Bord genommen. Sie war in den Seilen behände wie eine Spinne, stark, unermüdlich und fast immer gut gelaunt.

»Ich habe es auch nicht geglaubt«, erwiderte ich murrend.
Sie rieb mir über die Schulter. »Ich verstehe, dass du wütend bist.«
»Hat Baro dich geschickt?«
»Nein, natürlich nicht. Hier.« Sie hielt mir ein Stück Brot hin.
»Ich bin nicht hungrig.«
»Du bist weiß wie eine Wand, und dein Magen knurrt schlimmer als ein ganzes Rudel tollwütiger Hunde. Erzähl mir also keinen Unsinn, Aran Claavi.«

Ich wandte den Blick zum Horizont und versuchte, nicht hungrig zu sein.

»Sturer Esel. Es ist das letzte im Ofen gebackene Brot, das du für eine lange Zeit bekommen wirst. Wenn du es nicht willst, esse ich es selbst.«

»Ach, gib her, verdammt.« Ich riss ein Stück aus dem Fladen und stopfte es mir in den Mund. Es machte alles noch schlimmer und mir erst bewusst, wie lange ich nichts gegessen hatte. Kurz darauf schlang ich Bissen für Bissen hinunter wie ein Verhungerner.

Irín schwieg. Mit stoischem Blick sah sie hinaus aufs Meer, während der Wind an ihrem schweren, hellblonden Zopf zerzte, der ihr bis zur Taille hinabreichte.

»Was willst du tun?«

»Was ich will, spielt keine Rolle mehr. Schließlich bleibt mir ja eh keine andere Wahl.«

»Die hast du sehr wohl. Du kannst die ganze Reise damit verbringen, im Lagerraum zu hocken und darauf zu warten, dass die Zeit verstreicht, oder du nimmst den miesen Pfad an, der dir vom Schicksal gewählt wurde, und machst das Beste draus.«

Ich zuckte mit den Schultern und musste mir eingestehen, dass ich genau das vorgehabt hatte. Meine Anwesenheit für Baro so unbequem wie möglich zu machen. Ihm keinesfalls zu helfen und stattdessen dafür zu sorgen, dass er seinen Betrug mit jeder Faser seines Körpers bereute. Und allen, die ihm dabei geholfen hatten,

sollte es genauso ergehen. Denn abbrechen würden sie ihre Reise nicht. In ihren Augen war Echanas Prophezeiung nichts wert. Sie alle glaubten lieber an den starken, launischen Marenn.

Mein Blick schien Irín Antwort genug. »Und was hast du davon? Nichts. Du machst es nur schlimmer für dich selbst. Du sollst ihm ja nicht verzeihen ... Aber denk darüber nach.«

»Mein Herz gehört nicht der See.«

»Doch dein Körper tut es, solange du hier auf dem Schiff bist.« Sie legte mir kurz die Hand auf den Rücken und wollte mich dann allein lassen, doch ich hielt sie auf.

»Irín?«

Sie sah mich fragend an.

»Du weißt sicher, wo meine Sachen sind?«

»Ja, komm mit.«

Schweigend folgte ich ihr über Deck, vorbei an den anderen, und hielt meinen Blick auf die Planken gesenkt. Alle starrten mich an, schienen es kaum abwarten zu können, dass Baro und ich aneinandergerieten.

Doch darauf würden sie vorerst verzichten müssen. Ich spürte ihre Neugier wie Nadelstiche. Dass ich zudem nicht gut mit dem Auf und Ab des Schiffs klarkam und mit meinen Schritten aus dem Takt kam, war noch unangenehmer, da sie zusahen. Ihr Spott war mir sicher, auch wenn ich es in den nächsten Tagen bestimmt noch nicht zu hören bekommen würde.

Es war immer so. Mein Körper brauchte eine Weile, um sich zu gewöhnen, danach war ich genauso gut oder schlecht wie der durchschnittliche Seemann.

Irín stieg die Leitertreppe hinab und blieb vor einem Stapel Kisten stehen. Sie waren mit Ösen und Seilen festgezurr, damit

sie auch bei starkem Seegang nicht verrutschen. Eine zusätzliche Plane aus Wachstuch schützte sie vor Nässe.

Jede Kiste war an der Seite beschriftet. Ich öffnete meine und starrte ungläubig auf die penible Ordnung, mit der meine Kleidung, Schuhe, Waffen und mehrere Lederrollen, gefüllt mit meinem Schnitzwerkzeug, verstaut waren. Das war nicht Baros Werk und auch nicht das von Jarre.

Ich nahm eine Lederrolle und klappte sie auseinander. »Vater«, würgte ich. Er hatte eine typische Art, die Messer zu sortieren. Er, nicht Jarre war es gewesen, der meine kleine Werkstatt zusammengepackt hatte. Es war wie ein Schlag in den Magen. Mir blieb der Atem weg. Von einem Augenblick auf den anderen wich sämtlicher Kampfeswille aus mir, und ich ließ mich mit weichen Knien auf die Kante der Kiste sinken.

Ihr Jungs müsst das unter euch ausmachen, kamen mir Mutters Worte in den Sinn. Von wegen!

Sie hatten mich betrogen! Sie hatten mich alle gemeinsam betrogen!

VIROEL

Drei Tage später

Mit rasendem Herzen stand ich am Zeichentisch und starrte auf den Rauch, in dem mehr und mehr Flammen züngelten. Mein Schatten hatte sich manifestiert und drohend aufgerichtet.

»Nelya! Nelya!«, schrie ich und hörte gleich darauf eine Tür schlagen. Meine Meisterin war in die Werkstatt zurückgekehrt und blitzschnell an meiner Seite.

»Was ist denn?«

»Brennt es?«, fragte ich panisch und wich von dem Tisch zurück, denn mittlerweile überzogen die Flammen nicht nur die Karte, sondern auch den hölzernen Tisch.

»Nichts brennt! Es ist alles gut.«

Ich hörte ihre Worte, doch sie zu glauben ... Abwehrend hob ich die Hände, doch es war bereits zu spät. Die Flammen zogen mich wie an schweren Ketten näher, während sich die brennende Karte zu einer echten Landschaft wandelte. Ich tauchte hinein, schwebte darüber, sah Vernichtung durch Feuer und spürte, wie die Hitze die feinen Härchen auf meiner Haut verkohlte.

Schmerz kam nicht, doch der Qualm nahm zu, wurde grau, beißend, dann schwarz – und ich fiel ...

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit einem Kissen unter dem Kopf auf dem Boden. Nelya kniete neben mir und hielt meine Hand. Sie lächelte gequält. »Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt, Mädchen. Tut dir etwas weh?«

Ich lauschte in mich hinein. »Nein, ich denke nicht. Auch nicht vom Sturz.«

»Ich habe dich gerade noch erwischt.«

»Danke.« Vorsichtig setzte ich mich auf und überprüfte meine Hände und Unterarme auf neue Verbrennungen. Doch da war nichts. Nur den Rauch meinte ich noch riechen zu können.

»Was hast du gesehen? Brannte die Karte?«

»Ja, aber besonders an einem Ort. Das sind nun drei verschiedene Stellen. Zwei decken sich womöglich mit Albträumen, die ich hatte, und alle fühlen sich an, als würden sie heiß pulsieren, wenn ich sie auf einer Karte sehe.«

»Vielleicht wollen die Götter dir etwas mitteilen. Warte hier,

bleib einfach sitzen, ich bin gleich zurück.« Nelya sprang auf und begann, in der Werkstatt herumzuwuseln.

»Wo ist sie, wo ist sie?« Murrend durchsuchte sie die Fächer mit den aufgerollten Karten, während ich mir nach und nach darüber bewusst wurde, was geschehen war. Diese verdammten Visionen waren dabei, mein Leben zu zerstören. Nachts die Albträume, und tagsüber brach ich einfach zusammen. So konnte es nicht weitergehen!

»Hier muss sie sein.« Nelya blieb vor einem verstaubten, schiefen Regal stehen, in dem wir Reste und angekaufte, aber missratene Karten aufbewahrten. Manche, die zumindest in Teilen gut gemacht waren, behielten wir als Referenz. An vielen Rollen waren die Ränder ausgefranst oder lösten sich bei der ersten Berührung auf. Zwar waren die Bedingungen in der Werkstatt ideal, doch alte Schäden verschwanden davon nicht.

Eine ganze Weile zog Nelya einzelne Exemplare heraus und schob sie wieder zurück, schien nicht zu finden, was sie suchte.

»Kann ich irgendwie helfen?« Ich fühlte mich wieder sicher genug auf den Beinen und erhob mich vorsichtig.

»Nein ... Moment. Die hier!«, verkündete Nelya triumphierend. Die Rolle war beinahe so lang wie sie selbst. Gemeinsam traten wir an einen freien Kartentisch und rollten sie auseinander. Es war eine umfassende Karte, die ganz Neridin mit seiner Küste, seinen Wüsten und Bergen zeigte, die nördlich gelegene Meerenge von Ferant und dazu ganz Abrelien bis hinauf zu den fernen Eislanden im hohen Norden. Sie war unglaublich detailliert, doch von Schimmel, Ruß und Stockflecken so entstellt, dass Nelya sie wahrscheinlich nur noch deshalb aufbewahrte, weil es ihr schwerfiel, solch ein altes Kunstwerk wegzuerwerfen.

Seit Beginn meiner Ausbildung hatte meine Meisterin dieses Stück schon dreimal kopiert, und die schönste Version davon diente nun dazu, in Zukunft weitere zu erstellen.

Ich beschwerte die Ecken und Ränder mit kleinen, sandgefüllten Säckchen, dann wartete ich auf eine Erklärung.

»Erinnerst du dich an die Stellen, an denen es auf den anderen Karten gebrannt hat?«

»Als hätte es sich auch in mein Hirn gebrannt.« Ich tippte auf zwei Punkte in Neridin, einen davon im westlichen Ozean und einen auf einem eisbedeckten Berg in Abrelien. »Da, da und dort. Keinen der Orte habe ich je mit eigenen Augen gesehen.«

Sie reichte mir eine Feder und ein Fässchen roter Tinte. »Trag es ein.«

»Aber ... die Karte!«, protestierte ich.

»Hat mehr Schimmel und Stockflecke als brauchbare Bereiche. Mach es und trage in Zukunft auch jeden neuen Ort ein. Vielleicht ist es wie in den alten Sagen, und die Götter senden dir eine Botschaft.«

»Ausgerechnet mir«, klagte ich, schob aber dennoch den angespitzten Kiel in das Fässchen und zeichnete kleine Flammensymbole an die Stellen. Die Oberfläche der alten Karte war so marode und rau, dass in der Stille kleine Kratzgeräusche zu hören waren.

Vor meinem inneren Auge sah ich nicht die alten, teils verblassten Linien, mit denen Berge, Dünen und Ebenen gezeichnet worden waren. Stattdessen meinte ich, das Land in all seiner Lebendigkeit zu sehen, als würde ich wie ein Falke darüber segeln. Es war unheimlich, und als ich das letzte Symbol gezeichnet hatte, atmete ich erleichtert aus.

»Besser?«

Ich nickte. »Es fühlt sich an, als wäre eine ganze Wagenladung Steine von meinen Schultern gerutscht. Und auch das ist merkwürdig. Vorher habe ich nicht den Drang verspürt, die Stellen zu notieren, jetzt fühlt es sich an, als hätte ich es schon längst tun sollen. Das ist alles so seltsam.«

Nelya sah mich hoffnungsvoll an. »Also haben wir einen klei-

nen Teil des Rätsels gelöst. Es wird sich alles fügen, du wirst schon sehen.« Sie strich über die Karte. »Die lassen wir hier ausgerollt liegen. Wenn du wieder eine Vision hast, versprich mir, dass du dich auf den Boden setzt, damit du nicht stürzt, verstanden?«

Ich nickte mit gequältem Gesicht. »Es tut mir alles so leid.«

»Du kannst nichts dafür«, erwiderte sie energisch. »Aber ich fürchte, es geht auch nicht einfach wieder weg. Du musst dringend Rat bei den Priesterinnen der heiligen Flamme suchen.«

»Aber wie? Es sind mehrere Tagesreisen bis nach Nurban.«

Nelya legte mir einen Arm um die Mitte. »Und deshalb werden wir gemeinsam dorthin aufbrechen. Ich wollte dich eigentlich bitten, die Werkstatt zu führen, während ich das nächste Mal auf den Markt reise. Doch die Dinge haben sich geändert. Du kommst mit.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf und musste trotz der quälenden Umstände grinsen. Nie zuvor hatte ich die große, bunte Hafenstadt mit eigenen Augen gesehen. »Wann?«

»Schon sehr, sehr bald.«

Einige Tage später glich die Werkstatt bereits einem Expeditions-lager. Mehr und mehr Karten verschwanden in eigens dafür angefertigten Kisten, die leicht waren, dennoch stabil und sorgsam ausgepolstert. Ich beschriftete jede, bevor ich sie endgültig verschloss und auf einen wachsenden Stapel stellte.

Nelya kam mit drei Rollen unter dem Arm zu mir. »Das sind die letzten von mir.«

»Ich habe die hier ausgewählt. Wir hatten noch Seekarten.« Ich wies auf einen Stapel. Wie Nelya mir aufgetragen hatte, war ich unseren gesamten Vorrat durchgegangen. Diese hier hatte ich beim Stöbern hinter einem Schrank gefunden. Nun lagen sie sorgsam abgestaubt und mit neuen Bändern versehen auf dem Tisch.

»Du warst wirklich gründlich«, rief Nelya lachend. Sie schien sofort zu wissen, woher die gealterten Werke stammten.

Sie nahm die erste Karte, roch kurz daran, was sie jedes Mal tat, zog das Band auf und rollte sie auseinander. »Feranter Meerenge und Zuflüsse, sehr gut.«

»Kommt mit?«, fragte ich und schrieb die Bezeichnung auf ein kleines Schildchen, ohne eine Antwort abzuwarten. Mir reichte der Blick meiner Meisterin. Während ich den kleinen Zettel anbrachte, rollte sie die nächste auf.

»Inseln von Nimris. Fein.«

Sie verwarf die nächste wegen grober Fehler, die ich nicht erkannt hatte. Und während ich mich noch beschämt entschuldigte, fand sie zwei weitere für den Markt.

Als sie die letzte ausrollte, beugte ich mich neugierig über den Tisch. Sie zeigte ein Land, das ich nie zuvor gesehen hatte. »Wo ist das?«

Lirandor, stand in schnörkeliger Schrift neben der Legende, und Nelyas sonst stets fröhliches Gesicht wurde ernst. »Es gibt eine Landmasse, weit, weit im Nordwesten. Manchmal tragen Winde von dort faulige Dämpfe nach Abrelien, sagt man. Es gibt Berge, angefüllt mit flüssigem Stein, ein brennendes, stinkendes Land, aber auch Natur, schöner als alles, was du dir vorstellen kannst. Dort werden fast nur Orrothan und Elandaja verehrt, Leben und Tod, nichts dazwischen. Kein Mensch dort besitzt lebendige Schatten, die Magie ist anderen Wesen vorbehalten. Sie sind schön und ohne Alter. Sie reiten auf Hirschen und kämpfen beständig gegen Dämonen, die halbe Tiere sind.«

»Die Menschen haben keine lebendigen Schatten?«

»Sie sind Sklaven. Niemand, der nach Lirandor segelt, kehrt je zurück.«

Ich sah sie zweifelnd an. »Das klingt eher nach Märchen als nach einer wahren Geschichte. Wie sollte man überhaupt von diesem

Land wissen, wenn wirklich nie jemand zurückgekommen ist?«
Ich sah sie zweifelnd an.

Nelyas Blick sprach Bände. Offenbar ärgerte sie sich, dass sie überhaupt davon angefangen hatte, und ich sollte mich um meine Arbeit kümmern, statt weiter auf dieser Sache herumzureiten. Aber ich konnte nicht anders. So war ich nun mal. Wenn eine Stelle juckte, dann musste ich kratzen. Kratzen und kratzen, bis es wehtat. Also studierte ich die fremde Landschaft.

»Schau, wie detailliert das alles ist, selbst diese winzigen Zuläufe zum Fluss. Da hat jemand das Land gründlich bereist und ist weder von dämonischen Wesen gefressen noch versklavt worden.«

»Viroel ...«

»Und was soll das überhaupt bedeuten, die Einwohner sind keine Menschen? Was ...

Feuer. Tausende kleine Feuer. Feuerberge, flüssiges, geschmolzenes, brennendes Gestein.

Mein Schatten bäumte sich auf. Ich spürte, wie er sich gegen mich presste und mich doch nicht aus dem Sog der Vision befreien konnte. Angst trieb unerbittlich ihren Stachel in mein Fleisch.

Dann war auch das fort, und alles wurde leicht. Ich spürte meinen Körper nicht mehr und wusste doch, dass ich im nächsten Moment fallen würde. *Ich fiel ins Feuer!*

Rauch. Erst roch es nur danach, dann war er plötzlich überall. Drang in meine Lunge, biss wie Säure, machte jeden Atemzug zur Qual. Schwärze! ... und im Schwarz waren Funken.

Wie ein lebensmüder Vogel segelte ich auf eine Aschewolke zu, umkreiste sie einmal und flog dann direkt in das Zentrum der Wolke hinein.

Schwefelgestank umhüllte mich.

Das Glimmen kam näher, immer näher. Die Schwärze färbte sich zu einem schmutzigen Gelbgrau. Wuchs sich zu einem orangen Glühen aus.

Hitze.

Unsichtbar, brennend.

Ich begann zu husten, krampfte die Arme um meine Mitte.

»Viroel, komm zu dir, Mädchen!«, schrie jemand, doch die Stimme schien von ganz weit fort zu kommen ... war unwichtig.

Vor mir war das Feuer, und ein Teil von mir wollte sich hineinstürzen. Ich erkannte nun, was es war: ein Vulkan! Und ich blickte von oben in seinen brodelnden Schlund. Wie rot glühender Hefeteig zerriss zähes, geschmolzenes Gestein, kühlte ab, wurde dunkler, tauchte erneut unter. Um und um.

Es nahm immer neue Formen an. Linien, Zacken, unheimliche Augen ... ein Gesicht! Das Gesicht einer Frau mit Haut aus schimmernder Kohle. Sie starrte mich an. Funken zerplatzten in der Luft, griffen nach mir, versengten mein Haar.

Ich wollte schreien.

Gleich würde sie mich nach unten in ein feuriges Grab ziehen. Alles in mir verkrampfte. Die Knie gaben nach. Ich sackte tiefer, stieß an die Wände des Kraters.

Wasser!

Wasser in meinem Gesicht. Es zischte. Hinterließ dunkle Flecken auf der Lava. Dampf stieg auf, umhüllte das seltsame Kohlegesicht, und langsam, ganz langsam verschwanden auch das rote Glühen und die Hitze hinter weißen Schlieren.

Wieder Wasser. Kalt nun. Ich riss die Augen auf und wusste im ersten Moment nicht, wo ich war. Unter meiner Wange waren dunkle, glatt gewetzte Holzdielen. Staub tanzte im Licht, das durch ein Fenster hereinfiel. Das Haar klebte mir nass am Kopf, Wasser tropfte von meiner Nase.

»Viroel? Viroel, Mädchen, was hast du mir für eine Angst gemacht.« Nelya strich mir über die Wange.

»Alles gut«, wanden sich erste Worte aus meiner Kehle, eingebettet in ein krächzendes Pfeifen.

»Bleib einfach so liegen«, sagte sie, erhob sich und kam dann mit einigen Leinentüchern und einem Kissen wieder. Ich wischte mir das Gesicht trocken und ließ dann zu, dass sie mir das Kissen unterschob.

Nur langsam begannen meine Sinne, sich zu klären. Ich meinte, noch immer die Hitze auf meiner Haut zu spüren und den schwefeligen, leicht metallischen Rauch zu riechen.

Nelya wischte das Wasser vom Boden auf, setzte sich dann im Schneidersitz neben mich und nahm meine Hand. »Was geschieht da nur, Mädchen? Du hast mich nicht gehört, nicht auf meine Berührungen reagiert. Und es begann, nach giftigen Dämpfen zu stinken.«

»Du hast es auch gerochen?«

»Ja, und es hat mir schreckliche Angst gemacht.« Sie wischte sich über die Stirn. »Es tut mir leid, dass ich dich mit Wasser übergossen habe, aber ich wusste mir nicht anders zu helfen.«

»Das muss es nicht.« Ich setzte mich auf. »Vielleicht wäre ich sonst nicht mehr wach geworden. Ich glaube, dort in Lirandor ist der Ort, wo Geedal am Anbeginn der Zeit ihr erstes Feuer entzündet hat. Es ist der Ursprung von allem.«

Nach kurzem Zögern erzählte ich ihr jedes Detail. Bis zu dem mörderischen Sturz. »Ohne dein Wasser wäre ich im brennenden Gestein untergegangen.«

Mein Schatten schob sich zu einer winzigen Kugel zusammen und drückte sich in meine Handfläche. Ich berührte die konzentrierte Schwärze, strich mit einem einzigen Finger darüber, vorsichtig, als würde ich einen verletzten Sperling beruhigen. »Hast du gesehen, was mit ihm passiert ist?«

»Nichts.«

Als ich versuchte, mich aufzurichten, griff sie mir unter den Arm, und dann stand ich, noch ein wenig wackelig auf den Beinen, wieder am Kartentisch. Ohne bewusst darüber nachzudenken,

suchte ich auf der Karte Lirandors den feurigen Pfuhl, in den ich in meiner Vision beinahe gestürzt wäre.

Nichts auf der Karte kam mir bekannt vor, bis ich mit der Hand über einige bizarre Formationen ganz im Osten strich.

Wie ein Blitz zuckte die Erinnerung durch meinen Kopf, und ich schwebte wieder über dem Vulkan. »Hier, genau hier war es. Da brennt Geedals erstes Feuer.«

Nelya hielt mir ein Töpfchen mit roter Farbe hin, doch ich schüttelte den Kopf. »Nein, nicht auf dieser schönen Karte. Ich fertige eine Skizze an.«

»In Ordnung. Es wäre schade, dieses alte Kunstwerk den Priestern zu überlassen. Wenn ich schon opfere, dann lieber den Zwillingen Neltor und Neljanna.«

Die Skizze war schnell gemacht, und ich wollte mich wieder der Arbeit widmen.

»Fühlst du dich denn gut genug?«, erkundigte sich Nelya in irritiertem Ton.

Ich biss mir auf die Lippe. Sie hatte keine Vorstellung, wie ich mich fühlte. Es war, als wäre ich nicht mehr ganz Herrin meiner Selbst. Als würde ich bei vollem Bewusstsein die Kontrolle verlieren. Nein, ich fühlte mich nicht gut. Ich fühlte mich fürchterlich. Ich hätte am liebsten geschrien, vielleicht ein Regal umgestoßen oder wäre aus der Werkstatt geflohen, um so lange zu rennen, bis ich das Gefühl hatte, mir die bösen Geister durch völlige Erschöpfung ausgetrieben zu haben.

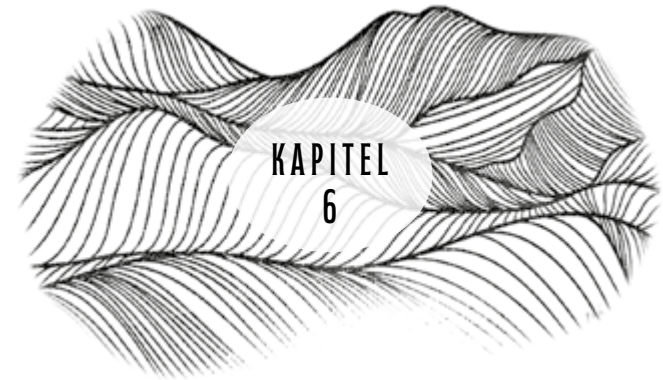
Doch so funktionierte dieser Fluch, der mich getroffen hatte, nicht.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn wieder loswerden sollte. Konnte mich nur an die Hoffnung klammern, die Priester der Feuergöttin wüssten eine Lösung.

»Es geht mir gut genug«, erwiderte ich deshalb nur gereizt und entschuldigte mich sofort. »Alles, was mich ablenkt, ist gut. Und ...

und danke, dass du mich nicht vor die Tür setzt, weil ich langsam den Verstand verliere.«

»Das wirst du nicht. Aber recht hast du, beeilen wir uns. Vielleicht können wir ein oder zwei Tage eher aufbrechen. Dann wissen wir schneller, was mit dir ist.«



BARO

Die Götter schienen wirklich mit ihnen zu sein. Alle Vorzeichen standen auf Erfolg. Seit ihrem Aufbruch von den Bleichen Nixen blies der Wind genau so, wie sie es brauchten.

Der Gott Marenn sandte ihnen seine Boten. Von morgens bis abends tanzten Delfine in den Wellen, als würden sie den Beginn seines Abenteuers feiern, und der Himmel war voller Vögel. Möwen, Sturmvögel und sogar die seltene blaue Seeschwalbe waren ihre steten Begleiter, landeten im Takelwerk und zeigten keinerlei Scheu. Baro hatte seinen Freunden untersagt, sie zu fangen, um ihre Mahlzeiten zu bereichern. Nichts, was Marenn erzürnen konnte, war erlaubt.

Im Osten strich unbekanntes Land vorbei. Erst waren es die grauen, ruppigen Inseln seiner Heimat gewesen, dann das endlose Grün des Firnwaldes.

Nun hob sich das Land. Gralis' Zinnen prägten die Landmasse wie ein gewaltiges Rückgrat, das vom hohen Norden fast bis zur Meerenge von Ferant reichte. Sie waren seine Marker. Der Schnee auf ihren vereisten Kuppen war mehrere Tagesreisen weit zu sehen. Von der Küste hielten sie sich lieber fern. Abrelien hatte sich nach

dem dunklen Zeitalter abgeschottet, wenngleich bereits seit Generationen wieder Frieden herrschte. Damals hatte ein furchtbarer Krieg getobt, in dem drei Volksgruppen mithilfe von Schattenmagie gegeneinander kämpften. Hoch in den Norden nach Darca Aben waren nur Gerüchte gelangt, doch es reichte, um zu wissen, dass man sich besser fernhielt und für sich blieb.

Der Krieg hatte erst geendet, als die Götter persönlich einschritten und die Menschen auf einhundert Jahre verfluchten. Angeblich hatten sich ihre eigenen Schatten gegen sie gewandt, und über das Land waren mörderische Bestien gezogen. Schließlich waren vier junge Menschen gekommen, einer aus jedem Volk und einer ohne, und hatten den Fluch gehoben. Das war nun zwei Generationen her, der Frieden war längst zurückgekehrt, und doch hatte es noch immer niemand für nötig gehalten, die alten Handelsrouten wiederzubeleben.

Baro würde das ändern.

Mit dem Fernrohr konnte er kleine abrelische Fischerboote ausmachen, doch keines wagte sich weiter hinaus als unbedingt nötig. Sie schienen die tiefe See zu fürchten ... und ganz tief verborgen in seinem Herzen tat Baro es auch.

Es war eine Ehrfurcht, die ihm mit der Muttermilch eingeflößt worden war. Das tiefe blaue Dunkel war Marenns Reich, in dem kein Mensch etwas zu suchen hatte. Und er hoffte, dass sie sich weit genug von dieser unbekannten Grenze fernhielten, um den Gott nicht zu erzürnen. Am besten brachte er heute Abend erneut ein Opfer, sicher war sicher.

Sorren kam, um ihn am Ruder abzulösen. Sein guter Freund sah verwegen aus. Seit sie aufgebrochen waren, hatte er sich nicht mehr rasiert. Sein neuer Bart spross überall, nur nicht da, wo er hingehörte. Am Kinn zeigten sich mehrere Lücken, dafür waren seine Wangen und der Hals von dichten, blonden Stoppeln übersät.

»Alles gut?«, fragte er einsilbig.

»Jo.«

Baro erhob sich und überließ ihm den Platz. »Halte einfach Kurs. Gleicher Abstand zur Küste.« Er reckte sich und ließ die Schultern kreisen, bis es krachte. »Aran?«

»Fischt.«

»Hast du mit ihm geredet?«

Sorren schüttelte den Kopf und zog seine Filzmütze tiefer in die Stirn. »Jarre hat es auch versucht, nur Irín lässt er an sich ran, aber die schweigt über das, was sie reden.«

Baro seufzte. Er hatte es sich irgendwie leichter vorgestellt. Doch nein ... wenn er ehrlich zu sich war, dann hatte er es sich nur leichter *gewünscht*. Aran war kein Fähnlein im Wind, das bei jeder Wende seine Meinung änderte. Er war wütend, er war enttäuscht, und wahrscheinlich hasste er seinen Bruder nun sogar ...

Noch ehe ins Grübeln kommen konnte, machte Baro sich auf die Suche nach ihm. An Bord war nicht viel zu tun. Drei andere versuchten ebenfalls ihr Angelglück, doch Aran war nicht unter ihnen. Es war fast, als würde sein Bruder auf einer anderen Ebene dieser Welt existieren. Als könnte Baro ihn sehen, aber nicht erreichen, getrennt wie durch einen göttlichen Schleier.

Das konnte Marenn nicht gewollt haben, als er Baros Glück an Arans Anwesenheit knüpfte.

Und nun? Seit Tagen ging es jetzt so. Sein Bruder war ein Geist, sichtbar, aber doch nicht richtig da. Baro wagte nicht einmal, ihn zu berühren, als müsste er fürchten, dass sich die Illusion in nichts auflöste.

Noch hatte Aran ihn nicht bemerkt.

Sein kleiner Bruder saß auf einer Truhe und hielt die Angel mit beiden Händen. Sein Gesicht zeigte eine unheimliche Leere, während er auf das vorbeiziehende fremde Land blickte.

Meine Schuld, kroch der lästige Gedanke wieder durch Baros Kopf. Er schüttelte ihn ab und klammerte sich stattdessen an eine

Hoffnung. Mochte Aran jetzt auch traurig und wütend sein – das würde sich schnell geben, wenn sie erst einmal Neridin erreicht hatten. Es war ein Land der Legenden. Dort, wo niemand fror, wo stets die Sonne schien, die Menschen ihre Körper in leichte, kunterbunte Stoffe hüllten, wo die Fenster aus dünn geschliffenen Edelsteinen in allen Farben bestanden – dort würde Aran seine Wut und seine Traurigkeit ablegen. Er *spürte* es.

Dieses Land und seine Schätze würden auch ihn reich machen. Ganz bestimmt. Und dann würde er Baro und Marenn dankbar sein.

Aran streifte sich das Haar aus der Stirn, setzte seine Mütze wieder auf. Für Baro sah es aus, als würde er langsam aus einem Traum erwachen.

Plötzlich ruckte die Angel heftig auf und ab. Aran fasste schnell mit der anderen Hand zu und arretierte die Schnur, indem er sie um einen Knebel wickelte. Dann begann der Kampf. Es musste ein großer Fisch sein.

Aran stemmte die Füße gegen die Reling, während die Schnur durch die Wogen schnitt, hin und her, hin und her. Sturmvögel kreischten.

Aran stieß sich mit dem Unterarm die Mütze vom Kopf. Der Wind riss an seinen rostroten Haaren, und für einen Moment fühlte sich Baro in Kindertage zurückversetzt, wenn sie mit Vater oder Onkel Kell zum Fischen hinausgefahren waren. Damals hatte Aran es noch geliebt, auf dem Meer zu sein ... Oder kam es Baro nur so vor? Vielleicht war es auch nur die Gemeinschaft gewesen. Er meinte, wieder die alte Begeisterung in Arans Augen blitzen zu sehen.

Unbewusst trat Baro einen Schritt vor. Aran bemerkte ihn, zuckte zusammen. Der Fisch schien im gleichen Moment die Richtung zu wechseln und riss ihm die Angel aus der Hand. Baro schnellte vor, doch sein Bruder stoppte sie mit dem Fuß und hob sie blitzschnell wieder auf.

Aran schoss ihm einen giftigen Blick zu, der Baro beschwichtigend die Hände heben ließ. Er trat zwei Schritt zurück und verhielt sich still, während Aran kämpfte und nach und nach die Leine einholte.

Als dann der zackige Rücken eines rauen Messerfisches die Wasseroberfläche durchstieß, entfuhr Baro dennoch ein Ausruf der Begeisterung. »Was für ein Prachtstück! Lass ihn kämpfen, lass ihn, er hat keine Chance gegen dich.«

»Genauso wenig wie ich gegen dich, meinst du«, erwiderte Aran und schien schlagartig das Interesse zu verlieren. Baro wusste, noch ein falsches Wort oder überhaupt ein Wort, und Aran würde die Angel über Bord gehen lassen.

Es war zu früh.

Schweigend zog er sich weiter zurück. Ließ Aran allein, bis er das Platschen eines großen Fischleibes auf den Planken vernahm, das kurz darauf endete. Erst dann wagte er sich wieder hervor. »Marenn segne dich, was für ein Fang.«

Aran schwieg.

»Egal, was ich sage, es ist falsch, nicht wahr?«

Er setzte sich neben ihn auf die Kiste und wünschte, es könnte alles wieder sein wie früher. Dennoch bereute er seine Tat nicht. Man stellte den Willen der Götter nicht infrage. Ganz gleich, wie groß sich ein Mensch unter seinesgleichen auch fühlen mochte, gegen die Schöpfer dieser Welt waren sie alle nur Staubkörnchen.

Aran sah auf den schlanken Fischleib hinab, aus dem das letzte Leben gewichen war. Die Sonne brach sich auf fingernagelgroßen Schuppen und ließ sie schimmern wie punziertes Silber.

»Wie lange waren Vater und Mutter schon in deine Pläne eingeweiht?«

»Du weißt es? Woher weißt du ...?«

»Ich bin nicht dumm, Baro.«

»Das habe ich nicht gesagt.« Schlangen in seinem Bauch. In ihm

wand sich alles. »Einige Tage, mehr nicht. Vater war mit mir im Tempel, danach hat er eingesehen, dass Marenns Wille schwerer wiegt. Er hat die Worte des Orakels vernommen, genau wie ich ...«

Aran nickte langsam, stützte das Gesicht in die Hände. »Ich hasse dich nicht, aber ...«

»Du kannst mir gern noch eine runterhauen, wenn du dich danach besser fühlst. Schlag mich grün und blau, aber mach es den Eltern nicht zum Vorwurf. Sie wollen nur dein Bestes.«

»Aber dass ich meine eigene Vorhersage hatte, hast du nicht erwähnt, oder?«

Baro schwieg. Er hielt noch immer nicht viel von Arans Göttin, aber das würde er jetzt sicher nicht erwähnen.

Aran schüttelte enttäuscht den Kopf und starrte dabei wieder auf den toten Fisch. »Ich habe keine Ahnung, was ich hier soll, wofür ich an Bord bin. Du brauchst mich nicht.«

Baro schluckte. »Ich weiß es ja selbst nicht. Aber Marenn hat mein Glück an dich geknüpft. Ohne dich kentert die *Illuvar*, und alles wird verdorben.«

»Das hast du nie gesagt.«

»Weil ich sonst von vorneherein niemanden gefunden hätte, der mit mir segelt, Aran. Ich bin nicht mit Glück gesegnet. Ohne dich habe ich sogar Pech!«

Aran musterte ihn, als würde er sich einen Scherz erlauben. Baro fühlte sich, als schüge sein Herz gegen die Gitter eines Käfigs. Was hätte er nur dafür gegeben, dass sein Bruder verstand, wie es wirklich stand. Er beugte sich näher, sah dem Jüngeren fest in die Augen und hoffte, dass dieser darin lesen konnte, was er fühlte. Baro war kein Mann großer oder vieler Worte. Eigentlich fiel ihm jedes einzelne schwer, zumindest, wenn es um wichtige Dinge ging.

Aran war noch schweigsamer als er. »Niemand zwingt dich, nach Süden zu fahren.«

»Niemand zwingt dich, Bögen zu machen. Du könntest Schiff-

bauer werden wie Vater und Mutter und viele Generationen davor. Claavis haben nie etwas anderes getan.«

Aran sah auf seine Hände, die Haut war übersät mit den geheimen Zeichen und Zauberrunen seiner Zunft.

Er schwieg.

Sein Schweigen war Baro Antwort genug. Sie brachen beide mit der Tradition ihrer Familie, darin ähnelten sie sich doch. Aber verzeihen würde Aran ihm deshalb noch lange nicht.

»Marenn wird uns Antworten senden, kleiner Bruder.«

»Dir vielleicht, mich kennt er nicht.« Arans Blick ging zum Horizont im Westen. Eine dünne Linie, die Blau von Blau trennte.

»Ich traue diesem Gott nicht. Es fühlt sich an, als würde das Meer auf etwas lauern. Das Meer ist ein Monster, Baro, und wir können nur beten, dass es nicht erwacht.«

VIROEL

Der Abschied von Großma und Großpapa war mir unendlich schwergefallen. Es fühlte sich nicht richtig an, sie allein zu lassen. In ihre besorgten Gesichter zu schauen, nahm mir jegliche Vorfreude auf die große Reise. Ich weiß nicht, wie oft wir einander umarmt hatten, bevor die Nachthäher verstummten und das erste Dämmerlicht den Morgen ankündigte.

Nun endlich drückte ich das blaue Hoftor hinter mir zu und atmete auf. Mein Schatten flitzte mir als formloser Schemen um die Beine und drängte mich vorwärts. Der erste Schritt kostete mich Mut, der zweite war schon leichter. Dabei war ich diesen Weg schon Tausende Male gegangen. Aber er hatte in die Nachbarsiedlung geführt, zur Kartenwerkstatt, nie darüber hinaus.

Die Hände unter die Riemen meiner schweren Trage zu schieben, gab mir das tröstende Gefühl, mich an etwas festhalten zu können.

Die weißen Häuser von Elaty leuchteten im schwindenden Sternenglanz. Die blauen Muster auf den getünchten Wänden waren nicht mehr als Schemen. Ich ließ die Siedlung unter dem schützenden Felsvorsprung hinter mir und tauchte in die vertraute Wildnis des Wadis.

Zikaden schrillten, mindestens drei unterschiedliche Arten sägten ihre monotonen Lieder in verschiedenen Spielarten von Unangenehm. Heute klang es wie Musik.

Sobald Elaty nicht mehr zu sehen war, atmete ich auf. Wir hatten eine gute Nachbarschaft. Das ganze Dorf würde sich um meine Großeltern kümmern, sollten sie Probleme bekommen. Ich brauchte mir keine Sorgen zu machen, wirklich nicht.

Was mir eben noch nicht gelungen war, schaffte ich nun mühelos.

Ich ließ meine Sorgen hinter mir, und mein Schatten schien es zu spüren. Er wandelte sich in seine Lindwurmgestalt und tauchte durch den Sand, wie Fische durch das Wasser schnellten ... wenn es denn einmal Wasser im Wadi gab.

Im Moment gab es nicht mal mehr Abdrücke von der letzten Flut im Sand.

Vorbei an der Stelle, wo mein Schatten Feuer gefangen hatte. Vorbei am Treibholz in der Schlucht. Der Weg wurde ebener, ich versuchte, einige Schritte zu rennen, und ließ es gleich darauf wieder bleiben. Das schwere Gepäck machte es zu einem absurden Kunststück. Vermutlich sah ich aus wie eine Schildkröte, die sich für einen Wüstenhasen hielt. Lächerlich.

Nur noch ein Anstieg. Ich konnte es nicht mehr erwarten. Nahm immer zwei Stufen auf einmal. Gönnte mir am Wasserreservoir statt einem erfrischenden Schluck nur einen tiefen Atemzug, hetzte

weiter und erreichte die Werkstatt mit einem wilden Singen in der Brust. Womöglich würde ich bald Antworten auf meine vielen Fragen bekommen.

»Hier bin ich!« rufend, nahm ich meine Trage ab und schlepte sie auf die Rückseite der Werkstatt, wo unsere Reit- und Lasttiere bereits warteten. Die fünf starrten mich nun aus ihren großen, dunklen Augen an. Es waren allesamt Merale, eine Besonderheit Neridins und mir so vertraut wie Pferde und Wüstenantilopen.

Täusche dich nicht, hatte meine Meisterin einst zu mir gesagt, *für Fremde sehen sie aus wie eine Mischung aus Pferd und Antilope mit den Hörnern eines Steinbocks auf dem Kopf*. Dann hatte sie mir Karten gezeigt, auf denen zwar Neridin abgebildet war, die aber von Künstlern aus Abrelien oder dem eisigen Norden geschaffen worden waren. Als Zier hatten sie sich an den Meralen versucht, und die Tiere, die sie gezeichnet hatten, sahen wirklich aus, als wären sie aus anderen Wesen zusammengesetzt worden.

Ich machte mich sofort daran, die Merale reisefertig zu machen. Mit einer Bürste entfernte ich Sand und Staub. Doch im dünnen gelbbraunen Fell und den dunklen Stehmähnen blieb ohnehin kaum ein Sandkorn haften.

Als Nelya ins Freie trat, hatte ich den Lasttieren bereits die Sättel aufgelegt und widmete mich Gylja, der Stute, die ich reiten würde. Sie war brav, schnell wie der Wind und würde Nelyas Tier folgen. Solange ich auf ihrem Rücken sitzen blieb, hatte ich wenig zu tun.

Nelyas Reittier war das einzige Männchen. Er besaß die längsten Hörner und eine kräftige Stirn und schabte ungeduldig mit dem Vorderbein. Die beiden Klauen hinterließen tiefe Furchen im Boden. Er warf die Reste seines Futters durch die Gegend und schien den Aufbruch nicht erwarten zu können. An ihn wagte ich mich nicht heran, denn er wusste genau, dass ich ein wenig Angst vor ihm hatte.

»Gut, du hast ja schon fast alles ohne mich gemacht. Freust du dich schon?«

»Was für eine Frage? Ich hab kaum ein Auge zubekommen.«

»Aber von Feuer ...«

»Hab ich nicht geträumt«, erwiderte ich schnell.

Gemeinsam beluden wir die Tiere mit den gepolsterten Holzkisten voller Karten, Proviant und Wasser und schlossen die Werkstatt ab. Wie zwei Verschwörerinnen sahen wir einander an und stiegen dann in die Sättel.

Bei den Göttern, was war ich aufgeregt. Meine erste große Reise! Und dann auch noch nach Nurban! Zum ersten Mal würde ich den Ozean sehen und die angeblich schönste Stadt des gesamten Reiches. Für einen winzigen Moment war das Feuer mit seinem Schrecken vergessen.

Andächtig folgte ich Nelya auf ihrem stolzen Meral. Das Tier war noch aufgeregter als ich, und nur ein spezieller Zügel, der zwischen den Beinen hindurch zum Zaumzeug führte, hielt ihn davon ab, seiner Reiterin versehentlich die mächtigen Hörner ins Gesicht zu stoßen. Er meinte es nicht böse. Sein Herz schien einfach von der gleichen Aufregung ergriffen wie meines.

Dankbar, dass sie sich nicht anstecken ließ, tätschelte ich meiner Stute den Hals.

Bald waren wir aus der Ansiedlung heraus, ließen auch die letzte Allee aus uralten Ölpalmen hinter uns und übergaben uns ganz und gar der wüsten Weite. Aus dem gelblichen Sand ragten dunkelgraue steinige Kuppen, von denen manche mit kleinen Fahnen markiert waren, die sich in der Morgendämmerung nur blass gegen den Himmel abzeichneten. Sie würden uns in den Westen führen, bis wir auf eine der Handelsstraßen stießen.

Wir folgten einem gewundenen Weg zwischen den Kuppen hindurch. Wind pfiff und stieß Lawinen winziger Steinchen vor sich her.

Sandfische schoben ihre Köpfe aus dem rieselnden Grund, um uns mit ihren Echsenaugen zu beobachten. Ich schloss zu Nelya auf. Ganz von allein breitete sich ein Grinsen auf meinem Gesicht

aus, und es fühlte sich an, als würde es die nächsten Tage auch nicht mehr verschwinden.

»Danke«, stieß ich hervor.

Nelya hob fragend eine Braue. »Wofür?«

»Dass du mich mitnimmst. Mich überhaupt als Schülerin aufgenommen hast.«

»Unsinn. Das Erste ist selbstverständlich, das Zweite ist vor allem ein Glücksfall für mich. Du bist unglaublich talentiert, wie sehr, ist dir, glaube ich, gar nicht klar. Aber genug davon. Ich bin gespannt, wie dir Nurban gefällt. Bei meinem ersten Besuch dort habe ich unablässig vor mich hin geplappert und auf alles gezeigt, was ungewöhnlich war. Ich bin sicher, dass mir meine Eltern am liebsten den Hals umgedreht hätten.« Sie stieß ein lautes Lachen aus. »Bei dir wird es bestimmt nicht viel anders sein.«

»Du darfst mir ruhig ein bisschen den Hals umdrehen.«

»Wir werden sehen.«

Wieder tauschten wir einen Blick und schienen einer Meinung, unser erstes Reiseziel nicht zu erwähnen. Geedals Tempel.

Mit jeder Faser sehnte ich mich danach, schon dort zu sein, und zugleich fürchtete ich, was ich zu hören bekommen würde.

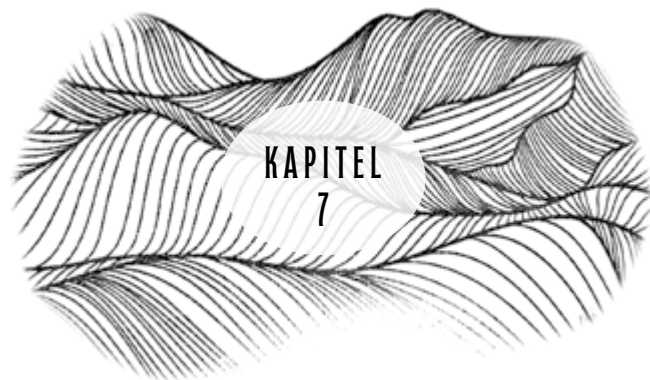
Was, wenn sie mir nicht helfen konnten? Was, wenn ich für immer dazu verdammt wäre, zwischen Wachen und Alpträumen hin und her gezerzt zu werden wie eine willenlose Puppe?

Was, wenn meine einzige Wahl darin bestand, meine Lebensziele aufzugeben und für immer dort zu bleiben, nur um nicht völlig den Verstand zu verlieren?

Trotz der erwachenden Wüstenhitze lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Das war Angst. Gegen sie kam ich nicht an.

Ich war bereit, nach Kräften zu kämpfen. Doch ich kannte meinen Gegner nicht, und das brachte mich beinahe um den Verstand.

Zeig dich!, wollte ich dem Schicksal entgegenbrüllen. *Zeig dich und kämpfe, verdammt! Du zwingst mich nicht in die Knie!*



ARAN

Das Ungeheuer namens Meer war erwacht. Ich spürte es, auch wenn noch alles ruhig war.

Seit zwei Tagen hatte ich an einem kleinen Modell der *Illuvar* geschnitzt, auf dem die ganze Mannschaft ihre Opfergaben den Göttern überlassen konnte.

In dieser einen Sache hatte Baro recht. Nun, da ich auf dem Ozean war und Elandajas Einflussbereich verlassen hatte, war es das einzig Richtige, mich Marenn anzuvertrauen. Niemand, der auf See war, vergaß sein Opfer an den launischen Gott, wollte er je wieder an Land zurückkehren.

Also schnitzte ich an dem kleinen Schiff, während meine Gedanken auf Wanderschaft gingen.

Jeden Tag, den wir segelten, war es freundlicher und wärmer geworden. Zuerst fielen die speckigen Jacken aus Robbenhaut, dann die Unterjacke aus Filz. Ture, ein baum langer, breitschultriger Kerl, zog auch sein Leinenhemd aus und verbrannte sich in der Sonne den Rücken. Er sah aus, als wäre er mit kochendem Wasser verbrüht worden. Nun lag er im Schatten einer Plane auf dem Bauch und klagte über Hitzewallungen und fürchterliche Kopfschmerzen.

Mir war sein Anblick Lehre genug. Ich hielt mich im Schatten, dort konnte ich auch besser erkennen, was ich tat.

Nur noch ein paar Details, wie das verschlungene Wellenmuster am Bug, dann war es fertig.

Die Schiffsglocke schallte.

Wer konnte, ließ seine Arbeit zurück und versammelte sich zwischen Kisten und Fässern am Heck. Baro hielt mein kleines Kunstwerk hoch. »Marenn, König der Wogen, Herr über Wasser und Wesen, höre uns an.«

Eine Bö teilte seinen Bart, riss an seiner Kleidung. Von einem Schlag auf den anderen fühlte es sich an, als ob wir beobachtet wurden. Mein Herz kam mir plötzlich lauter und größer vor.

»Sieh uns und segne unsere Reise!«, brüllte Baro. »Sieh uns, Marenn!« In seinen Augen flackerte ein unheimliches Feuer. In diesem Moment sah er aus, als wäre er nicht nur bereit, einen Teil seines Reichtums zu opfern, sondern mehr, viel mehr.

War das noch der Bruder, den ich kannte? Kannte ich meinen Bruder überhaupt? Ich hätte nie geglaubt, dass er mich gegen meinen Willen auf sein Schiff schleppen, dass er mich einsperren würde, nur um einem Gott zu gefallen.

Wer war dieser charismatische Fremde, der aussah wie Baro, aber Reden schwang wie ein Fremder?

Seine gesamte Mannschaft schwieg still, während er noch einmal über die Reichtümer des Südens schwadronierte.

»Wir werden den Weg bereiten! Wir erwecken den Norden zu neuer Blüte. Mit unserem Erfolg werden die Sippen von Stora Gley nicht mehr nur Bauern und Fischer sein, die kaum genug zum Leben haben. Der Handel wird uns reich machen, er wird unsere Familien reich machen!« Mit glühendem Blick sah er sich um.

»Marenn zur Ehre!« schreiend, reckte er mein kleines Machwerk in die Höhe.

»Marenn zur Ehre!«, brüllten die anderen im Chor.

»Marenn zur Ehre!«, skandierte Baro, und so ging es eine Weile hin und her. Sie schienen sich gegenseitig anzufeuern, und auch wenn ich nicht gleich mit einstimmte, berührten ihre Rufe etwas in mir.

Was wir hier taten, fühlte sich groß an, übergroß. Als sei dies ein besonderer Moment, als wären sie alle Teil von etwas Einzigartigem. Und etwas in mir wollte dazugehören, wollte einer von ihnen sein. Mein Herz sang mit den anderen, und ehe ich mich bewusst dazu entschieden hatte, rief auch ich Marenn an und pries ihn.

»Marenn zur Ehre!« Als ich mitschrie, löste sich etwas in mir. Als würde sich ein Knoten entwinden. Mein Herz schlug leichter, lauter und irgendwie größer.

Als das Rufen endete, musterte ich Irín und Jarre, die ich am besten kannte, und entdeckte in ihren Gesichtern dieselbe Begeisterung, die sich gegen meinen Willen auch in mir breitmachte.

Baro ging nun von einem zum anderen, und jeder legte eine kleine Opfergabe in das geschnitzte Schiff. Perlen, kleine Figuren aus Elfenbein, Silbermünzen und Bernstein. Mein Opfer war das Schnitzwerk, doch plötzlich fühlte es sich nicht mehr nach genug an, und ich legte ein perfektes Stückchen Elfenbein dazu, an dem ich gearbeitet hatte.

Dann wurde das Boot in einen kleinen Korb gesetzt und an einem Seil backbord heruntergelassen.

Angespannt beobachteten wir, wie das Meer unsere Gabe in Empfang nahm. Viel hing davon ab.

Es schwamm unbehelligt aus dem Korb heraus, wackelte kurz unsicher hin und her und tauchte dann in ein Wellental ein. Gebannt hielt ich den Atem an, bis es wieder emporgehoben wurde und langsam hinter uns verschwand.

Schweigen.

Ich atmete auf. Es war geschafft. Es fühlte sich wichtig an. Nach und nach schienen die Geräusche zurückzukehren. Das Segel ächzte und knarrte. Der Wind spielte seine Musik in der Takelage wie auf einer gewaltigen Harfe.

Nach und nach kehrte jeder auf seinen Posten zurück.

»Was kann ich tun?«, erkundigte ich mich bei Baro.

»Wenn du willst, übernimm das Steuer.«

»Ich?« Das konnte er doch nicht ernst meinen.

»Das kannst du. Einfach Kurs halten, immer in der gleichen Entfernung zur Küste. Der Wind steht perfekt, Marenn heißt unsere Reise gut.«

Ich verkniff mir eine bissige Erwiderung, war noch zu ergriffen von dem eben Erlebten. Baro ging mir zum Heck voraus und übernahm mit einem bloßen Nicken das Ruder von einem Kameraden. Es fühlte sich an, als würde mich jeder anstarren. Zögernd setzte ich mich und fasste die hölzerne Ruderpinne. Es war abgegriffen und blank poliert.

Mit leiser Ehrfurcht fühlte ich die Vibration des Steuers tief unten im Wasser. Sie setzte sich bis hier oben fort und machte mir wieder mal bewusst, wie winzig wir waren und wie gewaltig der westliche Ozean.

»Siehst du?« Baro versetzte mir einen Knuff gegen die Schulter, beinahe wie früher. »Das steht dir doch hervorragend.«

Damit wandte er mir den Rücken zu und ließ mich allein.

Anfangs hielt ich das Ruder noch mit beiden Händen fest, aber so viel Kraft brauchte es nicht. Meine Anspannung schwand schleichend, und der Blick ging zum Horizont. Seit Tagen gab es eine lockere Wolkendecke, doch nun kündigte sich eine Änderung an. Das Blau schien auszubleichen, und ganz in der Höhe zogen bleigraue Schlieren und Linien vorbei. Daheim war das ein Zeichen

für einen Wetterwechsel. Hoffentlich würde der Wind die Richtung beibehalten. *Wir haben dir unsere Schätze dargebracht, Marenn. Nun steh uns bei*, dachte ich angestrengt.

Eine Vibration lief durch das Ruder, und ich fasste erschrocken mit beiden Händen zu.

Baro stand nun mit Sorren im Bug und sah zum Himmel hinauf, der im Westen merklich dunkler wurde. Wie aus dem Nichts kommend, erschienen Wolken und wuchsen so schnell in die Höhe, dass man ihnen dabei zusehen konnte.

»Aran!«, rief Baro. »Bruder, bring uns näher an die Küste, da zieht ein Sturm auf.«

An Deck brach hektische Betriebsamkeit aus. Was nicht gebraucht wurde, kam in Truhen oder gleich unter Deck, und alles, was nicht fest war, wurde vertäut.

Doch erst als ein Schwarm von Sturmtauchern pfeilschnell auf eine Inselgruppe zuschoss, wussten wir, dass wir wirklich in Gefahr waren.

Sorren brachte mir warme und winddichte Kleidung, und fast im gleichen Augenblick fiel die Temperatur so steil ab, dass ich trotz der Anstrengung eine Gänsehaut bekam.

Nun war das Bleigrau überall und die Sonne nur noch ein heller Fleck mit einem kreisrunden Halo, dann verschwand auch sie gänzlich hinter Wolken, die bald so tief hingen, dass sie beinahe das Wasser berührten.

Der Wind fetzte weiße Gischt von den Wogen. Mein Gesicht fühlte sich an wie mit einer eisigen zweiten Haut überzogen, Salzwasser tropfte aus meinem Haar und lief mir in die Augen.

»Iss und trink etwas, bevor es richtig losgeht, Kleiner«, sagte Sorren. »Vielleicht hast du die nächsten Tage keine Zeit mehr dazu. Leg dich hin, wenn du kannst. Ich wechsle dich ab.«

Die nächsten Tage? Was erwarteten sie für ein Unwetter?

Mein Mund klappte ungläubig auf und zu. Schwankend hetzte

ich unter Deck, musste auf der Leitertreppe innehalten und eine Woge abwarten, dann war ich unten. Irin kam mir entgegen, biss dabei von einer Wurst ab und stopfte sich zwei Hartkekse in die Tasche. Sie nickte nur. Für Worte schien es irgendwie zu spät.

Jeder fragte sich wohl, warum uns Marenn mit einem Sturm plagte, gleich nachdem wir ihn so üppig beschenkt hatten.

Er war für seinen Wankelmut und seine Gier bekannt. Reichten ihm unsere Gaben nicht?

Sollten wir noch mehr über Bord werfen?

Draußen brüllte das Meer in einem irrsinnigen Getöse.

Als ich die Vorräte erreichte, drückte mir Baro einen Becher in die Hand. Scharfer Rauchgeruch. *Torfwasser*. Ich zweifelte nur einen Augenblick lang an der Richtigkeit, dann kippte ich den Schnaps herunter, der sich wie ein Schwelbrand durch meine Kehle fraß und seine Hitze dann in meinem Magen ausbreitete. Ich schüttelte mich und stopfte Essen in meinen Mund, salzigen Bauchspeck und beinahe geschmacklose Rüben, die mir wie mehlbedeckte Steine im Hals stecken blieben. Ich trank von unserem schalen Süßwasservorrat, doch der muffige Geschmack machte es nicht besser.

»Leg dich hin, versuch, Ruhe zu finden.«

Ich sah Baro mit plötzlich erwachendem Zorn an. »Was soll das? Du bist der Zweite, der das sagt. Schickt mich schlafen wie ein kleines Kind! Wenn du meinst, ich sei bei einem Sturm nur im Weg, dann sag es mir ins Gesicht, *Bruder*.«

Er antwortete nicht sofort, was mir bewies, dass ich einen Nerv getroffen hatte. »Das ist es nicht, Aran.«

»Was dann?«

»An dir hängt unser Glück.«

»Euer Glück?«, spuckte ich ihm entgegen. »Da draußen zieht ein Sturm auf, wie viel Glück soll das sein?«

Er zuckte mit den Schultern. »Dann ruh dich eben nicht aus ...

aber nur, damit du es weißt: Ich habe die halbe Mannschaft in die Kojen geschickt. Du bist also nicht so besonders, wie du glaubst, Aran. Wenn der Sturm hier ist, dann wirst du genauso ackern müssen wie alle anderen auch.«

Ich schlief nicht. Wie sollte ich schlafen bei dem Geschaukel? Bei einem Meer, das brüllte wie eine aufgestachelte Bestie? Die Hängematte machte es noch schlimmer. Zwar nahm sie den Stößen die Wucht, doch der Lagerraum, in dem sie aufgehängt war, kippte, als läge ich in einer Schachtel, die einen Berg hinunterstürzte. Mein Magen schien mit hin und her zu fallen. Die karge Mahlzeit war zu einem bleiernen Klumpen geworden, der überall anstieß.

Mir war so schlecht, dass sich alles drehte. Ein kaltes Zittern kroch in meine Knie und raubte mir jede Kraft aus den Beinen. *Elandaja, steh mir bei*, flehte ich, doch das Stoßgebet an die Göttin des Lebens und der Ernte blieb ungehört. Nur eine geflüsterte Bitte im Gebrüll von Marenns Ozean.

Nein, nein, nein ... Ein Krampf durchzuckte meinen Körper, ich presste beide Hände um den linken Rand der Hängematte und begann zu würgen. Mit einem trockenen Husten und noch immer fest entschlossen, dem Reiz nicht nachzugeben, beugte ich mich weiter vor ...

Und kippte aus der Hängematte. Mit dem Rücken zuerst krachte ich auf die Bohlen, und die Übelkeit war für den Moment vergessen. Ich rappelte mich auf und zog mein Ölzeug über. Lieber schuf-tete ich zwei Tage durch, als noch einen Moment länger hier unten gefangen zu sein.

»Aran, was machst du denn?«, murrte es aus der nächsten Hängematte, doch ich kannte nur noch einen Gedanken. *Raus, nur raus hier!*

Ich stieß die Luke auf, und sofort schlug mir der Atem des Meeres entgegen.

Eisiger, salzgetränkter Sprühnebel bedeckte mein Gesicht, und es ging mir schlagartig besser. Die Übelkeit war vergessen.

An Deck herrschte gespenstische Dunkelheit. Ich hatte keinen Moment die Augen zugemacht, keine Sekunde geschlafen. Es konnte unmöglich schon Nacht sein.

Und doch war es so finster, dass ich kaum etwas erkennen konnte. Der Wind schien aus allen Richtungen zugleich zu kommen. Das Schiff wurde herumgeworfen, geriet unter Spannung, tauchte gefährlich tief in Wellentäler ein, nur um im nächsten Augenblick wieder daraus hervorzuschnellen wie ein Stückchen Rinde, das Kinder zum Spaß unter Wasser drückten und dann losließen.

Irgendwo in all dem Chaos schrie mein Bruder Befehle. In dieser Situation war die Besatzung keine Freundesgruppe mehr, in der gemeinsam entschieden wurde. Nun brauchten sie ihn als Hauptmann, sein Wort war Gesetz, an seiner Entscheidung hing alles. Baro musste es richten, oder sie würden alle untergehen.

»Das Segel runter! Das Segel, verdammt!«, brüllte er gegen den tosenden Sturm an.

»Es geht nicht«, tönte es vom anderen Ende.

»Es hat sich verhakt!«, schrie Sorren.

»Kapp das Seil!«

»Es geht nicht, bei den Göttern, es hängt an der verdammt Rahe fest!«, erwiderte er verzweifelt.

Ich griff an meinen Gürtel, wo mein Messer hing. Damit bekäme ich auch das dickste Seil durch ... aber dafür musste ich es erst mal bis zu Sorren schaffen. Ich ahnte, wo er war, doch von meiner Position aus sah ich in all dem Grau nicht mehr als einen konturlosen Schemen. Das viele Wasser in der Luft schuf Trugbilder.

Über mir flatterte und schlug das Segel wie der Flügel eines gewaltigen Drachen.

»Sorren! Sorren, ich komme«, schrie ich, beugte mich tief, um Wind und Wellen wenig Angriffsfläche zu bieten, und kämpfte mich Schritt für Schritt dorthin vor, wo ich den besten Freund meines Bruders vermutete.

Kaum war ich ein Stückchen näher, brach auch schon eine Woge über die Bordwand, riss mich von den Füßen und zerrte mich in ihren eisigen Armen mit sich, bis ich von einer festgezurrten Kiste aufgehalten wurde.

Wild entschlossen, mein Ziel zu erreichen, rappelte ich mich auf und stand plötzlich knietief im Wasser. Das Schiff neigte sich bereits wieder gefährlich in das nächste Wellental.

Es mochte alles nur Augenblicke dauern, mir kam es dennoch wie eine Ewigkeit vor. Alle Sinne waren überscharf, verstärkten aber nur, wie sehr mir der Sturm die Orientierung nahm, wie ohrenbetäubend sein Schnauben und Jaulen war.

Über mir klang es, als würde das Segel bereits reißen. Ich klammerte mich an allem fest, was ich fand, und schaffte es schließlich irgendwie zu Sorren, der an mehreren Seilen ruckte, immer ohne Ergebnis.

Sein Gesicht war weiß wie das eines Toten, die Augen gerötet von all dem Salz.

»Aran, verschwinde!«, brüllte er, sobald er meiner ansichtig wurde.

Die Kränkung spürte ich nicht. Nicht in diesem Moment. Es ging um unser Überleben, das von jedem Einzelnen. Wenn das Segel nicht vom Mast kam, würde dieser zerbrechen oder eine heftige Woge uns zum Kentern bringen.

Das Seil war leicht zu ersetzen.

»Ich schneide es durch«, brüllte ich gegen das Brausen an.

»Bringt nichts! Hängt ... oben!« Sorren wies auf ein Gewirr aus Leinen, dass sich am Ende des Querbalkens befand.

»Dann schneiden wir alle anderen auch durch!«

»Segel runter! Idioten!«, trieb Baros Stimme zu uns. Es mochte wie ein Fluch klingen, doch als sein Bruder hörte ich die Verzweiflung darin. Es war erschreckend, meinen großen, starken, stets zuversichtlichen Bruder so zu erleben.

»Ich klettere hoch«, hörte ich mich selbst sagen, auch wenn ich den nötigen Mut noch gar nicht gefunden hatte. Da war nur dieses irrwitzige Gefühl in mir, es den anderen unbedingt beweisen zu müssen. Ich würde ihnen allen das Leben retten ...

»Das lasse ich nicht zu!« Sorren fasste mich an der Schulter. »Baro würde mich umbringen.«

»Ansonsten verrecken wir alle! Ich gehe da jetzt rauf!« Meine Stimme vibrierte. Ich fühlte es. Mit einem Schlag streifte ich Sorrens Hand ab, fasste die triefenden Seile mit beiden Händen, wuchtete mich hinauf und klammerte mich mit den Füßen fest.

Die Übelkeit war vergessen. Alles war vergessen. Da war nur dieses laute Pulsen in meiner Brust und das Wissen, dass ich genau jetzt, in diesem Augenblick, um mein Leben kämpfte. Womöglich war dies ja der Punkt in der Weissagung der Hautmalerin, in der sich mein Schicksal entschied?

Das Schiff schwankte, schlug das Seil mit mir daran gegen andere Seile. Sie trafen mich wie Faustschläge. Dennoch kämpfte ich mich höher und höher. Meine Muskeln vibrierten vor Anstrengung. Das Schiff bekam einen Schlag. Meine Hände gaben nach, und ich sackte ein ganzes Stück tiefer, ehe meine Knie den Sturz abfingen.

Sorren schrie meinen Namen, vielleicht auch Baro und weitere Besatzungsmitglieder.

Elandaja, steh mir bei!, dachte ich gequält, meinte, neue Kraft zu finden – und endlich gelang es mir, mich das letzte Stück hinaufzuwuchten. Doch damit war es längst nicht geschafft. Ich legte einen Arm über die Rah, an der das Segel aufgehängt war, um mich so weit zu stabilisieren, dass ich mein Messer ziehen konnte. Kurz ging mein Blick zum Horizont.

Nein ... nicht zum Horizont ... dorthin, wo er hätte sein sollen. Was ich stattdessen sah, war ein einziges verknotetes Grau, das sich türmte und ballte und dabei immer übermächtiger wurde.

Hektisch begann ich, die Seile durchzuschneiden. Einige davon hielten das Segel, mit den anderen konnte die Rah ausgerichtet werden. Ich schnitt, ohne nachzudenken, hatte keine Zeit zu überlegen. In meinem Kopf war kein Platz dafür. Die Lebensgefahr blendete fast alles aus.

Unter dem raschen Hin und Her meiner Klinge spleißte das erste, halb zerschnittene Seil auf. Von den Enden troff Wasser. Dann endlich war es entzwei und schnellte abwärts!

Nichts.

Ich nahm mir das nächste vor. Das musste es sein. Wie ein Besessener führte ich mein Messer.

»Aran! Aran, Achtung, halt ... fest!«, klang es zu mir herauf. Mein Blick ging zu Sorren, der sich in diesem Moment hinter die Reling duckte.

Dann erst nahm ich wahr, was Marenn uns entgegenschleuderte.

Die Welle war doppelt so hoch wie das Schiff. Sie würde uns zerschmettern. Schon drehte sich der Bug in ihre Richtung, und wir stürzten ihr entgegen. Ein tiefes Tal tat sich auf wie ein Schlund. Ich vergaß, warum ich hier oben war.

Mit beiden Händen klammerte ich mich an dem Seilgewirr fest, dabei hätte ich mir genauso gut mein Messer ins Herz rammen können. Das hier überlebte niemand.

Und dann war sie da. Brüllend und fauchend fiel sie über uns her.

Ein Teil der Reling brach, dann ging ein Zittern durch den Hauptmast, und als würde die Zeit langsamer verlaufen, begann ich zu fallen ...

HURIL

O je, Huril, weinst du um deine Mutti?»

»Armer kleiner Huril, deine Mutti hat sich umgebracht, weil du so hässlich bist«, rief der Sohn vom Schmied und sorgte damit bei seinen Freunden für Gelächter.

Die Erinnerung stach wie Nadeln in seinem Fleisch. Siebzehn Jahre waren seitdem vergangen. Siebzehn Jahre, in denen die Nadeln abgebrochen und die Einstiche verheilt waren. Keiner der Jungen von damals hatte sein Erwachsenenalter erreicht. Huril mochte klein und schwächling und von einem Feuermahl gezeichnet gewesen sein, doch er war ein erbitterter Kämpfer, und er hatte etwas, das andere Kinder nicht besaßen: Geduld, um auf den geeigneten Augenblick für seine Rache zu warten, und einen felsenfesten Glauben.

Seine Familie galt selbst für Priester der dritten Generation als fanatisch. Oder wie Vater es nannte: *unerschütterlich im Glauben*.

Mutter hatte sich früh der Flammenden geweiht und erst dann einen Mann angenommen, als ein Priesterritter um sie warb.

Huril wünschte, er hätte sie kennenlernen dürfen, doch als sie nach seiner Geburt noch im Wochenbett erkrankte, war ihr Schicksal besiegelt. Vater hatte ihm oft von ihrer glühenden Haut erzählt. *Es war, als sei Geedals Hitze in sie gefahren. Sie fieberte und sah das Jenseits vor sich, während ihr Körper fauliges Blut abstieß ... Es hörte nicht auf. Deine Mutter hat entschieden, sich Geedal zu schenken, nachdem sie mir dich geschenkt hat!*

Es waren die einzigen Male, bei denen er die weiche Seite seines Vaters gesehen hatte. Vielleicht sogar vereinzelte Tränen.

Mutter war, kaum noch lebendig, gemeinsam mit seinem Vater

in den Tempel gegangen, um zu beten. Er hatte sie gestützt, doch sie bestand darauf, das letzte Stück allein zu gehen.

Und dann hatte sie sich ins Feuer geworfen.

Vaters Augen sprachen deutlicher, als es Worte je vermocht hätten: Er hatte von ihren Plänen damals nichts geahnt.

Als Kind hatte Huril die Vorstellung seiner brennenden Mutter sehr geängstigt, ganz gleich, wie Vater ihn auch tröstete. Später verstand er besser. Sie alle hatten sich der heiligen Flamme gewidmet und Mutter sie im letzten Atemzug umarmt. Sie hätte fiebernd und von ihrem eigenen Blut vergiftet im Bett sterben können und hatte sich stattdessen bewusst entschieden, einen mutigeren Weg zu gehen. Wie glorreich es war, Geedals Element ganz und gar in sich aufzunehmen!

Und wenn sie ihn jetzt nur sehen könnte!

Huril schüttelte die letzten Schatten der Vergangenheit von sich. Er musste nun präsent sein, denn in diesem Moment verstummte die Musik.

Hunderte Menschen waren im letzten großen Tempel der Göttin versammelt, um der Zeremonie beizuwohnen, mit der der Ritterorden der ewigen Flamme einen neuen Hauptmann bekam.

Die zeremonielle Rüstung wog schwer auf seinen Schultern. Sie war nicht nur in Teilen vergoldet, sondern auch mit unzähligen Edelsteinen verziert. Funkelnde Rubine, Citrine und Aragonite waren in Mustern angeordnet, die züngelnden Feuern glichen.

Wer darin kämpfen müsste, hätte schon verloren. Doch dafür war er nicht hier.

Ein Chor stimmte Hymnen zur Ehre der Göttin an und ließ kurz vergessen, dass Geedals Gläubige weniger und weniger wurden. Es gingen Gerüchte um, die Göttin habe die Menschen vergessen oder sei sogar für immer fortgegangen! Eine ihrer letzten Seherinnen war unter dubiosen Umständen gestorben. Mehr und mehr heilige Feuer verloschen, Tempel verfielen, und kaum jemand warf noch

Opfergaben ins heimische Herdfeuer. Es machte Huril wütend! Nicht nur, dass niemand mehr Geedals kriegerischer Seite gedachte, sondern dass sie die Flammende ganz aus ihrem Leben schlossen.

Huril war felsenfest davon überzeugt, dass Geedal zu ihm sprach. Er *spürte* sie. Ihre Hitze, ihr Glühen und vor allem ihren Zorn. Sie war unzufrieden mit ihren Anhängern.

So sehr, dass es ihm Angst machte.

Huril wollte das ändern, und heute würde er seinem Ziel ein gutes Stück näher kommen.

Der Hohepriester näherte sich mit getragenen Schritten, während die Chöre lauter und lauter Geedals Namen priesen. Überall an den Seitenwänden des steinernen Tempels wurde nun Öl in die Opferfeuer gegossen.

Flammen schossen in die Höhe. Kurz wurde es taghell, und Hurils Rüstung schimmerte wie ein einziges, großes Juwel. Unter der Tempeldecke ballte sich schwarzer Qualm, der nur langsam über kleine Luken im Dach abgelassen wurde.

Dann war es so weit. In der alten Sprache, dem Hochabrelischen, erklärte der ehrwürdige Zigoré Huril zum Hauptmann des Ritterordens.

Von nun an würde der kriegerische Arm der Geedalspriester allein ihm unterstehen, und er hatte vor, an ihre ruhmreichen Tage anzuknüpfen.

Ehrfürchtig nahm Huril das goldene Zepter entgegen.

Die Gläubigen jubelten, skandierten erst seinen Namen, dann den der Flammenden.

Huril wartete, bis sie ruhiger wurden. Ihm war heiß in der Rüstung, und nur ein kleiner Teil davon war auf die Tempelfeuer zurückzuführen.

Er hob das Zepter, und Hunderte Menschen wurden schlagartig still.

»Menschen von Neridin! Funken des einen großen Brandes! Ich

danke euch! Ich danke den heiligen Frauen und Männern des Tempels, und vor allem danke ich der Ewigen!«

Jetzt kam es darauf an. Er hatte geübt, sich in der klobigen Rüstung hinzuknien, doch von einer geschmeidigen Bewegung war er weit entfernt.

Huril spürte den Blick seines Vaters auf sich ruhen. Er war der einzige Mensch zwischen den Hunderten, die sich versammelt hatten, dessen Meinung er wirklich achtete. Vater sollte stolz auf ihn sein. Die anderen waren austauschbar, kleinere und größere Funken im großen Brand.

Mit einem leisen Scheppern erreichte er die gewünschte Position und verneigte sich vor der schwarzen Statue der Ewigbrennenden. »Bei meinem Leben und meinem Glauben leiste ich diesen Eid! Mein Schwert, mein Herz, mein Blut widme ich dir, hohe Göttin, deinen Ruhm zu mehren und dir Gerechtigkeit zu verschaffen. Meine Ritter und ich werden dein Feuer in die Welt tragen und nicht eher ruhen, bis du zufrieden bist!«

Die versammelten Gläubigen schwiegen.

Sie hatten etwas anderes erwartet. Der übliche Eid umfasste nicht viel mehr als den Schutz der wenigen Tempel, die die Zeit überdauert hatten. Was Huril aber nun in Worte gefasst hatte, kam der Ankündigung eines Feldzuges gleich.

Er erhob sich. »Geedal wird nicht nur noch in Herdfeuern und Backöfen leben, bis sie irgendwann ganz vergessen ist! Wen wundert es da, dass sich die Flammende dieser Tage von uns abwendet und ihre Ohren vor unseren Bitten verschließt?«

Es folgten einzelne Zurufe aus den Reihen der Gläubigen, doch es waren zu wenige. In seiner Vorstellung waren die Leute an dieser Stelle seiner Brandrede jubelnd aufgesprungen. Doch die meisten sahen einander nur irritiert an. Nun, es waren einfache, nein, einfältige Gemüter.

»Hört mich an! Glaubt ihr denn, dass sie uns noch achtet, wenn

wir die Achtung vor ihr verlieren? Welche Macht hat das Herdfeuer? Keine! Geedal ist die *Allesverzehrende*! Aber was verzehrt sie noch? Ein paar Zweige? Den getrockneten Dung eurer Pferde? Schämen sollten wir uns! Allesamt!«

Eine einzelne Glocke ertönte. Die Gläubigen begannen zu rauen und drehten die Köpfe, um zu entdecken, was nun geschah. Huril hatte alles genau geplant. Seine Kameraden, allesamt in Rüstung und voll bewaffnet, betraten den Tempel in Zweierreihen, und ein jeder hielt eine Pechfackel.

Im goldenen Flammenschein marschierten sie im Gleichschritt zum Hauptaltar und stellten sich im Halbkreis hinter ihm auf. Ein unauffälliges Zeichen, und sie zogen alle zugleich ihre Schwerter und reckten sie in die Höhe. Golden funkelten die Klingen.

»Ein Hoch auf Huril Feuerbringer!«, brüllte Kelan in die feierliche Stille.

Zwei Herzschläge verstrichen. Zwei Herzschläge, in denen Huril sich wachsen fühlte. *Geedal, steh uns bei, und wir legen dir Neridin zu Füßen.*

Dann begannen die Ritter, seinen Namen zu skandieren, und nach und nach fielen die Gläubigen mit ein, bis der gesamte Tempel von den Rufen widerhallte.

»Ich bringe euch das Feuer!«, schrie Huril. »Ich bringe euch Ruhm!«

Ich hätte nicht für möglich gehalten, wie ermüdend es sein würde, einen Tag im Sattel zu verbringen. Geschweige denn zwei. Mittlerweile schwankte ich zwischen dem Wunsch, endlich unser Ziel zu erreichen, und der Begeisterung darüber, immer neue Landschaften zu sehen.

Die Wüste war karg und doch so veränderlich, als sei sie ein Gemälde, das auf magische Weise zum Leben erwacht war. Jede Tageszeit besaß eigene Farben und ihr eigenes Licht.

Nun waren aus der Hügelkette im Norden schleichend Dünen geworden. So groß, alt und unbeweglich, dass ich sie von unseren Karten kannte. In den Dialekten der lokalen Stämme besaß jede von ihnen einen Namen, die auf Hochabrelisch allerdings recht langweilig klangen. Es gab den *Langen Rücken* und *Edsas Zelt*, eine Düne namens *Schürhaken* und gleich daneben *Goldes Traum*. Sie ähnelten sich sehr. Alle besaßen denselben warmbraunen Ton, und dort, wo der Wind nicht hinkam, sammelten sich schwerere, schwärzliche Sandkörner, die angeblich Eisen enthielten. Zu viel, um nicht Begehrlichkeiten zu wecken, zu wenig, als dass sich der Abbau wirklich gelohnt hätte. Über den Tag waren wir an drei oder vier verlassen Stellen vorbeigekommen, an denen einzig zerbrochene Fässer und einige Siebe noch von den Bemühungen der Menschen zeugten, Eisen zu gewinnen.

»Schau, da sind Wolken ganz im Westen«, brach meine Meisterin unser Schweigen, das schon Stunden angehalten haben musste.

Ich trieb meine Meralstute an, bis ich mit Nelya gleichauf war, und ließ mir von ihr das Fernrohr reichen. Indes hatte sich mein Schatten bereits in eine kleine Gewitterwolke verwandelt, als würde

er meine Begeisterung teilen. Eigentlich konnte sich Nelya nur irren. Um diese Jahreszeit gab es keine Wolken. Niemals.

»Schtsch. Bleib stehen.« Ich schlang mir die Zügel über den Arm und hob das Fernrohr. Dünne Schlieren, fädig wie zerpufte Wolle, und dahinter verheißungsvoll und dunkel ein regelrechtes Gebirge aus Wolken. »Das kann doch nicht sein!«, stieß ich ungläubig hervor.

Nelya verzog den Mund zu einer Grimasse des Bedauerns. »Freu dich nicht zu früh. Wir sind nah der Küste. Solches Wetter bleibt über dem Meer. Wir werden keinen Tropfen sehen. Dennoch ... Ich weiß ja, wie sehr du Wolken liebst.«

Mit einem Seufzen gab ich ihr das Fernrohr zurück. »Trotzdem danke. Ich wünschte, ich könnte jetzt dort sein. Was für ein wundervoller Anblick.«

»An der Küste wirst du mit etwas Glück noch viel mehr davon sehen können.«

»Wie lange dauert es noch, bis wir da sind?«

»Morgen. Morgen solltest du das Meer sehen können. Je nachdem, wann wir aufbrechen.«

»Früh«, entgegnete ich entschlossen. »Sobald es das Licht zulässt.«

»Natürlich«, erwiderte Nelya so gutmütig, als hätte sie es mit einem ungeduldigen Kind zu tun. »Jetzt suchen wir erst einmal nach einem Rastplatz.«

Wir fanden ihn an einer weiteren aufgegebenen Eisenberge. So wurden die Orte genannt, an denen die Menschen früher den schwarzen Sand mithilfe magnetischer Steine herausgefiltert hatten.

Wie Mahnmale verlorener Hoffnung reckten sich halb vom Sand verschluckte Strukturen aus der hereinbrechenden Dämmerung.

Sie waren an den Ufern eines Wadis errichtet worden, dessen ausgetrocknetes Bett zumindest für die Tiere ein wenig Futter bereithielt. Den Meralen reichte die Feuchtigkeit in den harten Blättern der Scharrdornbäume, um ihren Durst zu stillen. Ich entdeckte auch bittere Stachelmelonen, die für die Tiere ein Festmahl sein würden.

Unser kleiner Tross hielt im Schutz einer Mauer, an der wir die Tiere anbinden konnten.

Schnell luden wir die Kisten ab und stapelten sie auf der windabgewandten Seite. Schwester Glut blies auch jetzt noch ihren heißen Atem übers Land. Sandkörnchen prasselten beinahe unablässig gegen meine Beine, und ich war froh, enge Hosen unter meiner Tunika zu tragen, auch wenn ich dadurch noch mehr schwitzte.

»Viroel, sei so lieb und such Futter, solange es noch hell genug ist.«

»Ja, sofort!« Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Nach dem langen Ritt tat mir alles weh, obwohl ich zwischendurch abgestiegen war, um zu laufen.

Mein Schatten zischte blitzschnell davon, bis es tief in meiner Brust, in der Nähe meines Herzens, zupfte, weil er das Ende unserer Verbindung erreicht hatte. Ab diesem Punkt wurde es schmerzhaft, wenn er sich weiter entfernte. Kein Schatten konnte sich über eine größere Distanz von seinem Menschen trennen.

Als kleine Wüstenschlange zischte er um mich herum und tauchte geschmeidig wie ein Sandfisch in die nächste Verwehung. Ich hielt auf einen Busch zu und versuchte, nicht an meine Feuer Visionen zu denken, besonders nicht an jene, die Brandnarben auf meinen Händen hinterlassen und meinen Schatten attackiert hatte.

Mit dem merkwürdigen Gefühl, beobachtet zu werden, begann ich, Zweige vom Busch zu brechen. Ich legte sie dicht nebeneinander auf den Boden, sodass sie sich verhakten, dann begann ich, die bitteren Melonen, faustgroße Früchte und Laub darauf zu verteilen.

»Ich wünschte, du könntest mir beim Tragen helfen, statt nur herumzusausen«, sagte ich zu meinem Schatten und stemmte die Hände in die Hüften.

Dabei musste ich an die Märchen denken, die ich früher so geliebt hatte. Sie handelten von Menschen, die ihre dunklen Begleiter zu ihren Helfern gemacht hatten. Sie benutzten sie als Waffen, ritten auf ihnen wie auf Pferden oder hüllten sich darin ein, um nicht gesehen zu werden.

Nichts dergleichen hatte ich bislang versucht, doch ich wusste, dass mein Schatten fest werden konnte, was bereits deutlich mehr war, als die meisten anderen zustände brachten. Warum also nicht ...

Wie ein kleiner Tintenklumpen saß mein Begleiter nun zu meinen Füßen und schien mich neugierig zu mustern.

»Unter die Zweige, husch.«

Er kroch tatsächlich hinein.

»Heb sie hoch.«

Nichts.

»Schwebe.«

Wieder nichts.

»Bei den Göttern. Wer Tassen vom Tisch werfen kann, sollte doch auch in der Lage sein, sich nützlich zu machen.«

Mit einem Seufzen hob ich das große Bündel selbst hoch. Die Dornen der Zweige bohrten sich in meine Haut – doch schon hörte das Stechen wieder auf. Als hätte sich eine polsternde Schicht dazwischengeschoben!

Mein Schatten! Es konnte nichts anderes sein als mein Schatten!

Ich lief schneller und schneller und begann schließlich sogar, mit meiner Last zu rennen. Nelya musste es unbedingt sehen!

Sobald sie meine Schritte hörte, war sie auf den Beinen und legte die rechte Hand auf das kleine Messer in ihrem Gürtel. »Was ist passiert?«, rief sie besorgt.

»Mein Schatten! Mein Schatten, schau!«, keuchte ich, ein wenig außer Atem, und ließ das Bündel mit stacheligen Zweigen und bitteren Melonen auf den Boden fallen.

Und da war er noch immer. Mein Schatten, der meine Hände und Unterarme bedeckte wie ein weiches Tuch.

»Was macht er da?«

»Er hat mich vor den Dornen geschützt. Eigentlich wollte ich, dass er die Sachen trägt wie in den alten Geschichten.«

Nelya riss die Augen auf. »Aber genau das sind sie doch nur. Geschichten! Das hier ... Das ist ... Das ist ein Wunder!«

Sie nahm ihr Tuch, knüllte es zusammen und ließ es auf meinen Schatten sinken. Dorthin, wo er das freie Stück zwischen meinen Unterarmen überbrückte.

Das Tuch blieb liegen, es fiel nicht hindurch!

Du hast den stärksten Schatten, den ich je gesehen habe!

Nelyas Worte klangen noch immer nach, auch wenn ich längst ausgestreckt auf meiner Decke lag und zu den zahllosen Sternen hinauf sah. Wir hatten den Abend damit verbracht, uns gegenseitig uralte Märchen von Helden und ihren dunklen Begleitern zu erzählen, aus einer Zeit, als die Schatten noch mehr Ansehen genossen hatten.

Nun schlief Nelya schon seit einer Weile, und ich wünschte mir gähmend, einhundert Jahre eher geboren zu sein.

Mein Schatten lag neben mir, und ich strich mit einer Hand über die glatten Schuppen seines Echsenkörpers, bis er sich langsam auflöste, während ich in den Schlaf hinüberglitt.

Bitte keine Träume, war mein letzter Gedanke. Und für eine Weile wurde er mir auch erfüllt. Doch dann war der Rauchgeruch zurück. Ich befand mich erneut in dem brennenden Palmenhain,

und wie beim letzten Mal rannte ich vor einer Wand aus Flammen davon. Der heiße Wind kam hinter mir her, Glut schwirrte in der Luft, während die Kronen der Dattelpalmen regelrecht explodierten.

Dies war kein Traum, der mir einen bestimmten Ort zeigte, keine Vision, sondern einfach nur meine Angst in Bildern. Ich wusste, dass ich stehen bleiben sollte, um der Feuerwalze entgegenzusehen. Vielleicht kehrte dann auch die Stimme zurück, die mir Mut zusprach.

Noch rannte ich einfach, und mein Schatten floh mit mir, neben mir. Die Bäume standen dichter und dichter, der Qualm wurde beißend und dunkel, während hinter uns das orangefarbene Glühen der herannahenden Feuerwalze anschwellte.

Dann nahm ich plötzlich eine Bewegung wahr.

Dort war jemand. Noch jemand lief davon. Und auch er hatte einen lebendigen Schatten.

»Bleib stehen!«, rief ich, von plötzlichem Mut erfasst. Nicht allein zu sein, gab mir mit einem Schlag meine Zuversicht zurück, auch wenn ich von dem Fremden durch den Qualm nicht mehr sah als seinen Umriss. »Bleib stehen, wir müssen kämpfen!«

Gleichzeitig hielten wir an und fuhren herum. Mein Schatten bäumte sich auf, und auch seiner wurde fest, baute sich zum Schutz vor ihm auf.

Die Walze aus Hitze, Glut und Flammen raste unbeirrt näher. Stämme platzten, Palmwipfel explodierten, und es war unerträglich heiß!

Mein dunkler Begleiter wurde breiter und breiter, bis er den anderen Schatten berührte. Dann geschah etwas, das eigentlich nicht sein durfte: Sie verflochten sich miteinander, um einen einzigen, schützenden Wall zu bilden.

Ich bekam plötzlich wieder Luft. Die Verbindung der Schatten war wie Magie! Etwas tief in mir schien zu verstehen, zu erkennen.

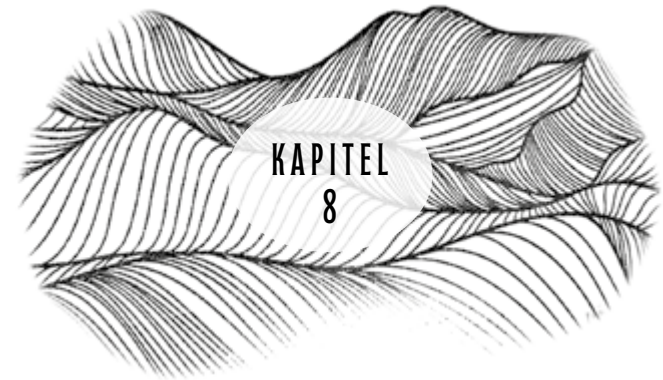
Dies war der Weg, dieser Fremde und sein Schatten waren die Verbündeten, die mir versprochen worden waren!

Mein dunkler Begleiter sandte mir ein Gefühl von Freude, so einmalig wie eine bezaubernde Melodie.

Die Feuerwalze war zum Stehen gekommen. Der glutgetränkte Sturm wurde von der Wand aus Schwärze abgelenkt.

Ich blinzelte, versuchte, den Fremden zu erkennen, doch es war zu dunkel. Einzig sein Haar schimmerte in einem Rest von Licht und sah aus wie mit flüssigem Metall übergossen.

»Wer bist du?«, rief ich. Er drehte langsam den Kopf, doch bevor ich sein Gesicht erkennen konnte, war der Traum vorbei.



BARO

Aran! Aran!« Der Sturm schluckte Baros verzweifelte Schreie. »Marenn, nimm mir nicht meinen Bruder, ich flehe dich an! Ich mache alles, was du verlangst, aber gib Aran frei!«

All sein Streben war mit einem Schlag bedeutungslos geworden, jegliche Hoffnung, sämtliche Träume ertrunken.

Der Sturm ließ nach, doch alles, was er besaß, lag in Trümmern. Der Mast war gebrochen, hatte bei seinem Fall ein großes Stück aus der Bordwand geschlagen und Aran mit sich in die tobende See gerissen.

Er war kein einziges Mal wieder aufgetaucht. Das sturmgraue Meer hatte sich wie ein gewaltiger Schlund aufgetan und ihn verschlungen. Rasselnd wurde in diesem Moment in der Hoffnung, Aran könne es irgendwie erreichen, wenn er noch lebte, das einzige Beiboot der *Illuvar* zu Wasser gelassen.

Fassungslos starrte Baro auf die bleigraue See. Er stand da wie erstarrt, während alle anderen versuchten, das Schiff zu retten und damit auch ihr eigenes Leben.

Mit Äxten schlugen sie auf die Taue ein, die den abgebrochenen Mast samt Segel noch mit dem Schiff verbanden und sie zu einem

Spielball des Sturms machten. Der schwere Stoff war untergetaucht und hielt sie wie ein übergroßer Anker auf Position. Trägheit war eine Gefahr auf See, besonders bei Sturm. Und doch ...

Was hatte das alles jetzt noch für einen Sinn?

Aran war tot. Und niemand anderes als er selbst hatte ihn auf dem Gewissen. *Ich habe ihn nicht überredet, ich habe ihn gezwungen! Es ist meine Schuld, meine!*

Und alles nur, weil er so verblendet gewesen war, sich als Günstling eines launischen Gottes zu verstehen! Entweder hatte er selbst den Verstand verloren und sich alles nur eingebildet, oder ... oder Marenn hatte nicht ihn gewollt, hatte *nie* ihn gewollt, sondern es von vorneherein auf Aran abgesehen. Der launische Gott hatte Aran verschlingen wollen – und nur deshalb war er Baro erschienen.

»Ich hasse dich!«, brüllte er voller Verzweiflung in den Sturm. »Komm mich holen, Marenn, Vater der Zwietracht! Es ist mir gleich!«

Jarre hetzte zu ihm und versetzte ihm einen Stoß vor die Schulter, die ihn beinahe von den Beinen fegte. »Bist du des Wahnsinns? Willst du uns alle umbringen?«

Baro stockte. Hatte ihm für einen Augenblick entgegenwerfen wollen, dass es keine Bedeutung mehr hatte.

Doch Jarre starrte ihn aus von Salzwasser geröteten Augen an. »Du bist unser Hauptmann! Und ein Hauptmann kämpft für seine Leute, solange auch nur noch ein Einziger auf den Beinen steht. Was ist nur in dich gefahren?«

»Aran ...«

»Aran lebt womöglich noch! Er ist klug, er hat mehr Ausdauer als du oder ich, und er ist ein noch größerer Sturschädel als sein Bruder.«

In diesem Moment gab auch das letzte Seil unter einem Axthieb nach, und das Schiff schnellte in die Höhe wie ein Korkstückchen.

Die *Illuvar* folgte wieder den Wellen, sank in die Täler, stieg mit den Wellen auf.

Erst jetzt wurde ihnen bewusst, wie schnell der Sturm nachließ. Es war zu früh, um es laut auszusprechen, denn vielleicht holte Marenn nur Atem, um es noch schlimmer werden zu lassen. Doch Baro hatte ein anderes Gefühl. Es war überstanden.

Marenn hatte sich geholt, was er wollte. Aran gehörte nun ihm. Baro und die Seinen waren mit einem Schlag so unbedeutend geworden wie Ameisen, die ziellos auf einem Trampelpfad herumirrten. Ob sie zertreten wurden oder entwischten, kümmerte niemanden.

Es war, als würde sämtliche Kraft aus Baros Körper weichen und er hielte sich noch gerade so aufrecht. »Übernimm das Kommando, Jarre ... Ich ... Ich kann nicht.«

Als Antwort schlug Jarre ihm wortlos auf die Schulter. »Die Pumpe, macht die Pumpe klar!«, brüllte Jarre dann. »Holen wir das Wasser aus der Bilge, bevor es schlimmer wird!«

Schlimmer wird? Wie schlimm sollte es noch werden?

Baro rutschte zu Boden und starrte mit aufgerissenen Augen ins Leere.

Leere war auch in seiner Brust. Als müsste sein Körper erst Platz schaffen für den Schmerz, der auf ihn lauerte.

Aran.

Aran war nicht mehr.

IM DAZWISCHEN

»Da habt ihr ihn!«, rauschte der blaue Wirbel und lachte schäumend. Heute drehte er sich schneller und spritzte salzige Tropfen in alle Richtungen, dann wuchs er zu einem großen breitschultrigen Mann heran. Sein Bart war grau, die Hände klobig, als wären sie die Arbeit mit Ruder und Seil gewohnt. »Mein Teil der Abmachung ist erledigt. Ich habe ihn euch gebracht, aber retten müsst ihr ihn selbst.«

»Marenn! Er ist weit draußen!«, protestierte das schillernde Blattgrün und verwandelte sich in eine sehnige Frau, biegsam wie Schilf und Weidenast.

Marenn blickte sie an.

»Er achtet mich nicht. Das Meer macht keine Geschenke!«

»Ich werde ihn leiten«, sagten funkelnde Kristalle, die sich gleich darauf als Mantel einer blassen Schönheit entpuppten.

Doch das Mondauge neben ihnen blieb fest geschlossen.

Die Frau in Grün schritt unruhig auf und ab. »Können Strömungen ihn nicht näher treiben?«

»Das Meer macht keine Geschenke«, wiederholte Marenn. »Wenn er nicht stark genug ist, wird Orrothan ihm den Empfang bereiten. Es gibt viele wie ihn ... Sein Bruder ist stärker, er ist –«

»– nicht auserwählt«, erwiderten drei Stimmen im Gleichklang.

Stille.

Der Meeresgott wurde wieder zum graublauen Wirbel und löste sich ohne ein Wort des Abschieds auf, während die anderen nur hoffen konnten, dass er dem jungen Bogenschützen beistand.

»Und das Mädchen?«, fragte Neljanna in ihrem Gewand aus Nacht und Sternen.

»Auf dem Weg, aber die Zeit, sie schreitet viel zu schnell voran. Geedal regt sich! Ihre Feuer –«

»– werden stärker«, sagte Elandaja in ihrem Kleid aus leuchtendem Grün, dann kräuselten sich einzelne Stellen, wurden erst gelb und dann aschfarben. »Ich ... brenne.« Ihre Gestalt löste sich blitzschnell auf. Sie, die Natur, litt am meisten unter dem Hass der Feurigen.

Neljanna und ihr Bruder Neltor blieben zurück in der Dunkelheit. »Es muss ihnen gelingen, Geedal aufzuhalten. Wenn sie sich selbst befreit, wird ihr Hass grenzenlos sein. Ich will nicht Zeitalter lang auf eine Welt aus Asche hinabschauen müssen.«

»Die Menschen liegen dir am Herzen«, sagte ihr Bruder, und in seiner leeren Augenhöhle funkelte der Stern.

»Die ganze Welt tut es«, erwiderte sie traurig. »Wenn wir nur selbst ...«

»Denk nicht mal daran, Schwester. Es ist unser erstes, höchstes Gesetz. Die Ewigen dürfen nicht gegeneinander kämpfen!«

ARAN

Ätzende Säure in meiner Lunge. Wie konnte ich brennen und zugleich so frieren? In meinem Mund saß beharrlich der Geschmack von Salz und bitterer Galle fest. Ich rang nach Atem, bekam wieder Wasser in den Mund ... Der folgende Husten riss mich gänzlich ins Leben zurück.

Wasser strich wie eine gewaltige Hand über meinen Rücken und drückte mich herunter. Da war etwas Hartes unter meiner Brust.

Holz. Ein Teil von dem Mast, der mich mit sich gerissen hatte. Seil und Stoff wurden mit jeder Wellenbewegung gegen meine Beine getrieben, und irgendeine glückliche Fügung hatte dafür gesorgt, dass ein weiteres Stück Seil um meine Schulter lag und mich so regelrecht an dem Holzstück festband. Sonst wäre ich wohl bereits tot. Vielleicht hatte mich Elandaja in meiner Not doch erhört.

Noch immer tobte der Sturm. Ich sah kaum etwas, nur einen hellen Streifen, wo die Sonne bald unter den Horizont tauchen würde.

Regen peitschte nieder.

Es irritierte mich selbst, wie ruhig ich blieb. Aber hatte ich denn eine andere Wahl? Was half es mir zu schreien, wild mit den Armen zu fuchteln ... es hörte mich ja doch niemand. Wohin ich auch sah, nur Wasser. Wellen, Regen, dunkelgraue Wolken.

Wenn ich in den Süden fuhr, würde ich sterben, hatte mir die Hautmalerin gesagt. Doch noch war ich nicht tot. Noch nicht!

Mir war kalt. Zögernd begann ich nun doch, mit den Beinen zu treten, auch wenn eine Stimme in mir mahnte, es nicht zu tun. Warum mein Leid verlängern? Warum gegen das Unvermeidliche kämpfen? Gegen den Schicksalsspruch ...

Orrothans Hallen öffneten bereits die Tore für mich. Dort würde ich ausharren, warten. In einer anderen Zeit, die nie und zugleich schneller verstrich. Ich würde warten, bis Baro in die Ewigen Hallen trat, und dann bekäme er meine Faust zu spüren. Er hatte mir alles geraubt, mein Leben, meine Zukunft ... und die freie Entscheidung darüber, meine eigenen Dummheiten und Irrwege auszuprobieren.

Andererseits ... vielleicht erwartete Baro mich auch längst dort. Womöglich hatte ihn sein tollkühner Plan, im Süden Reichtümer zu finden, ebenfalls in den Tod gerissen.

Weder Trauer noch Zorn wollten sich einstellen. Als würde etwas in mir erst noch abwarten wollen ... oder als wären die wenigen Stunden, die ich noch hatte, zu kostbar, um sie mit solchen Gefühlen zu vergeuden. Im Jenseits würde ich eine Ewigkeit damit verbringen können.

Schwimm, Aran. Schwimm! Es heulten Stimmen im Wind, als würden verlorene Seelen durch den peitschenden Regen geistern. Die Verlorenen wollten nicht, dass ich das gleiche Schicksal erlitt wie sie.

Schwimm ... Nein, nicht dorthin ...

Ich stieß kräftiger mit dem linken Bein, drehte mich um meine eigene Achse.

Weißer Gischtschnee krönte graue Wellenberge wie der Schnee die Gipfel meiner Heimat. Möwen schrien wie zum Spott. Die Götter mussten erst noch einen Sturm erfinden, der mächtig genug war, um die gefiederten Kobolde zur Verzweiflung zu bringen. Wie weiße Blitze zuckten sie durch die hereinbrechende Dämmerung und schienen rasend schnell alles Licht mit sich fortzunehmen.

Nun rückte die Angst doch näher. Eine stockfinstere Nacht, treibend im Meer ... Ich hätte nie versuchen sollen, mich zu retten. Doch jetzt konnte ich nicht mehr aufhören. Meine Beine traten und traten, während ich mein mickriges Floß energisch vor mir herschob ... und dann sah ich es.

Gelblich und dünn. Ein Streifen Land! Und davor ... das Beiboot der *Illuvar!*

Bei den Göttern und allen guten Geistern von Land und See!

Ich stieß mich von meinem Floß ab, ließ es ohne einen zweiten Gedanken zurück und kämpfte mich auf meine Rettung zu.

Schnell hatte ich das kleine Trümmerfeld aus Holzbalken, einzelnen Planken und Seilen hinter mir gelassen. Ich war ein guter Schwimmer, wie jeder Mann und jede Frau aus Darrah. Manche behaupteten sogar, wir lernten schwimmen, noch bevor wir zu laufen begannen.

Mit kräftigen Zügen hielt ich in gerader Linie auf die kleine Nusschale zu. Alle Schwäche war vergessen. Das Blut raste nur so durch meinen Leib, mir wurde warm, fast heiß, und nur das Brennen in der Lunge blieb eine stete Erinnerung daran, beinahe ertrunken zu sein.

Schleichend setzte Ernüchterung ein. Das Beiboot war nicht so nah, wie ich geglaubt hatte. Tatsächlich trieb es der Wind sogar stetig weiter von mir fort. Wenn ich überhaupt Strecke gutmachte, dann war sie so gering, dass ich es mit bloßem Auge nicht erkennen konnte.

Plötzliche Erschöpfung wusch eisig durch meinen Körper. Ich hielt inne, ruderte auf der Stelle und blickte zurück. Der Bereich mit den Trümmern war fort, mein kleines Floß – fort. Alles von der hereinbrechenden Nacht verschlungen. Ich hatte mich womöglich selbst meiner einzigen Rettung beraubt. Und mit meiner Hoffnung schwand nun auch meine Kraft.

Beständig spritzte mir Salzwasser ins Gesicht. Wie zum Hohn drehte der Wind. Warm war er nun, während mir wieder kälter und kälter wurde.

Ich schloss die Augen. Meine Arme arbeiteten wie von allein.

Es war ein beruhigendes Gefühl, von einer wattigen Dunkelheit umhüllt zu sein. Es spielte keine Rolle mehr, wohin ich schwamm.

Hauptsache, ich verlor das Bewusstsein, bevor ich ertrank. Die Kälte sollte mich holen, oder die Erschöpfung – nicht das Salzwasser, das die Lunge verätzte. Ein einziger großer Schluck hatte mir gereicht. Es war keine Wiederholung wert. Noch immer kämpfte ich gegen einen ständigen Hustenreiz.

Wen die Kälte holte, der fror nicht. Wen die Kälte holte, der fantasierte. Schon als Kind hatte ich Geschichten darüber gehört. Von Leuten, die erfroren und dabei lachten, die meinten, vor knisterndem Kaminfeuer zu sitzen, und sich sogar die Kleidung vom Leib rissen.

So wollte ich gehen, wenn ich schon gehen musste.

Doch noch war es nicht so weit, noch biss die Kälte in meine Haut.

Hinter meinen geschlossenen Augenlidern brach die Nacht herein. Erst dunkel, dann schwarz.

Stunden mochten vergangen sein, und mittlerweile befand ich mich in einem merkwürdigen Schwebezustand. Fallend. Trudelnd wie ein Herbstblatt auf seinem Weg zur Erde. Doch jedes Mal, wenn ich beinahe unten war, riss mich ein grausamer Wind wieder empor.

Eine Weile lang hatte ich sämtliches Gefühl in meinem Körper verloren, und ich glaubte schon, meine Zeit sei gekommen, da kehrte es wieder zurück ... und dieses Mal brachte es Schmerz mit sich.

Er kam so plötzlich, dass ich die Augen aufriss.

Über mir nur Sterne, stecknadelgroß und schimmernd wie Abermillionen Fischschuppen auf schwarzer Seide. Neljannas Tränen. Beide Linien waren deutlich zu erkennen. Der Sturm war fort und nicht eine Wolke zurückgeblieben.

Das war besonders unheimlich. In Darrah verschwand Wetter

nicht einfach so. Es blieb einen Tag oder gleich mehrere, und so gut wie nie gab es einen vollkommen klaren Himmel.

Ich nahm die Himmelslichter als neue Orientierung – irgend-wohin musste ich ja schwimmen – und erschrak dann so sehr, dass ich Wasser in den Mund bekam. Prustend rieb ich mir die Augen, die daraufhin brannten.

Ich sah es nur noch verschwommen, aber auch jetzt war es noch da. Das Beiboot! Und rings herum einzelne Trümmer, Seile und Bretter. Ich war im Kreis geschwommen!

Ich erreichte das kleine Boot mit letzter Kraft, klammerte mich an den Rand, versuchte, mich hochzuziehen, und brachte es beinahe zum Kentern. Ein Schwall Wasser platschte mir ins Gesicht, dann hatte ich es irgendwie hineingeschafft und blieb erschöpft liegen.

Keuchend und zitternd rollte ich mich so eng zusammen, wie ich konnte. Es gab kein Ruder und nichts zu essen.

Ich begann zu lachen, es brach einfach so aus mir heraus ... dann wurde alles ganz leicht.

VIROEL

Das Land änderte sich merklich. Je näher wir der Küste kamen, desto flacher wurde es. Die Berge wirkten wie abgeschliffen, und zwischen felsigen Abschnitten türmten sich Dünen auf.

Nun war der Weg, dem wir folgten, deutlich zu erkennen, und wir trafen immer wieder schwer beladene Karawanen, die in die eine oder andere Richtung unterwegs waren. Von der Küste aus fanden Salz, Trockenfisch und Rohseide ihren Weg ins Landesinnere. Dateln, Edelsteine, edle Stoffe und Farben, die aus seltenen Mineralien erschaffen wurden, wurden von Händlern an die Küste transportiert.

Doch selbst all das reichte nicht aus, um davon abzulenken, dass ich mich kaum noch im Sattel halten konnte vor Müdigkeit.

Die letzte Nacht war besonders schlimm gewesen. Gleich zwei Albträume hatten mich heimgesucht und mir sämtliche Kraft aus dem Leib gesogen. Ich hatte Menschen und Tiere brennen sehen, und ihre Schreie hallten noch immer in mir nach, sobald ich meinen Gedanken Freiraum ließ. Also versuchte ich, es nicht zu tun, und konzentrierte mich auf alles, was ablenkte.

Mein Heimatort Elaty war selbst für ein Wüstendorf Neridins abgelegen. Nun die vielen Menschen zu sehen, die bunten Farben ihrer Kleidung, den unterschiedlichen Schmuck, ihre Haartrachten und gemusterten Tücher, mit denen Männer und Frauen sich vor Hitze und sandgetränktem Wind schützten, ließ mir das Herz höherschlagen.

Wir ritten soeben über eine weitere Düne, als sich plötzlich etwas änderte. Der Wind nahm zu und besaß nun einen Geruch. Es kam so plötzlich, dass es sich anfühlte, als hätte die Luft schlagartig ein eigenes Gewicht. Salz war das, schwer und mineralisch, vermischt mit etwas anderem, das mir gänzlich unbekannt war.

»Riechst du das?«, rief Nelya plötzlich und wandte sich mit einem Strahlen zu mir um.

»Ja. Was ist das?«

»Das Meer, Viroel, das Meer!«

Ich ließ meine Meralstute traben, bis wir gleichauf waren. In meiner Brust wummerte die Aufregung. »Wirklich? Bist du ganz sicher? Es riecht ... merkwürdig. Ich wüsste nichts, womit es sich vergleichen ließe.«

»Warte erst, bis du es siehst!«

Nun trabte auch sie an, und es kam mir vor, als flögen wir unserem Ziel nur so entgegen. Dabei vergaß ich alles um mich herum, das Klappern und Rappeln des Gepäcks, das Knarren des Leders, den Schweißgeruch von Mensch und Tier. Da war nur noch

das Versprechen des Windes, der mir ins Gesicht blies und eine Sehnsucht in mir weckte, von der ich bislang nicht gewusst hatte, dass ich sie in mir trug.

Wir überholten Menschen mit hoch beladenen Kiepen auf den Rücken und eine kleine Eselkarawane. Dann verließen wir den Hauptweg und wurden wieder langsamer.

Die Hufe der Meral wisperten über festgetretenen Lehm. Wir ritten über einen felsigen Buckel, auf dem kein Sandkorn liegen blieb, weil der tosende Wind ihn sofort davonblies. Der Weg wurde von kleinen Steintürmchen markiert, die zunehmend höher wurden.

Nelya zügelte ihren Meral und verneigte sich. Zwischen den Steinen war eine Skulptur aus schwarzer Lava platziert worden. Die Oberfläche war rau und sah aus wie verkrustet.

Geedal!

Ihr Gesicht war nicht herausgearbeitet worden, das Material war zu grob, doch das machte die Götterfigur umso beeindruckender.

Ich fühlte ein merkwürdiges, unangenehmes Ziehen in der Brust, verneigte mich hastig und war erleichtert, als wir unseren Ritt beinahe augenblicklich fortsetzten.

Gleich wäre es so weit. Noch heute würde ich die Priester und Priesterinnen der Feuergöttin treffen. In mir kribbelte die Aufregung. Ob sie eine Antwort auf meine Visionen wussten? Ich spürte, wie die Nervosität auch von meinem Schatten Besitz ergriff. Er wollte umherjagen, blitzschnell die Formen wechseln ...

Das gehört sich nicht! Das weißt du ganz genau! Sei still, du machst es nur schlimmer.

Ich sah beschwörend auf den dunklen Fleck an meiner sonnenabgewandten Seite, tat so, als würde er mich ganz genau verstehen. Später, wenn wir den offiziellen Tempelbesuch hinter uns hatten, würde ich eine Gelegenheit finden, ihn und damit auch einen klei-

nen unbewussten Teil von mir frei wie den Wind umherstreifen zu lassen.

Meinen Schatten loszuschicken, fühlte sich an, als würde ich ganz tief Atem holen. Als würde meine Seele die Flügel ausbreiten.

Die Tiere kämpften sich schnaufend eine Kuppe hinauf.

Dahinter fiel das Land bis in die Ferne ab. Der Anblick raubte mir die Worte.

Wie ein schimmerndes Band lag der Ozean da, und über ihm zogen die schönsten Wolken durch den Himmel, die ich je gesehen hatte.

Unten abgeflacht und nach oben aufgetürmt, gelbstichig und grob wie ungekämmte Wolle. Schwer sahen sie aus, voll mit Regenwasser.

»So etwas Prächtiges habe ich noch nie gesehen«, stieß ich hervor.

»Dann warte erst einmal, bis du den Hauptaltar siehst.«

Nelya meinte den Tempel. Das Gebäude hatte ich bis zu diesem Moment vor lauter Begeisterung über Regenwolken und endloses Meeresblau gar nicht bemerkt.

Nun musterte ich das Gebäude, das wie in einem Nest aus geschwärztem Holz thronte. Feuerkessel und Fackeln, wohin man sah. Es war wirklich beeindruckend und ungewöhnlich. Dennoch zog mein Blick wieder zu der Wasserfläche hin.

Schweigend ritten wir den lang gestreckten Hang hinab, auf den kuppelförmigen Tempel mit den Feuern zu. Während das Dach und Teile der Wände mit roten, gelben und goldenen Kacheln verziert waren, nahmen sich die kreuz und quer stehenden schwarzen Basaltsäulen so chaotisch aus wie ein achtlos hingeworfener Stapel Brennholz.

Meine Kehle wurde mit jedem verstreichenden Moment enger und fühlte sich so trocken an, als wäre ich kurz vor dem Verdursteten. Ein feines Vibrieren echote in meinem Herzen ... Mein Schatten fürchtete sich.

Als ich auf den Boden neben mir sah, kräuselte sich seine Oberfläche, als würden ihm die Haare zu Berge stehen. Es war ein beängstigendes Gefühl. Bis zu diesem Moment war mir nicht bewusst gewesen, dass Schatten überhaupt Angst haben konnten.

»Bei den Göttern!«, murmelte ich, streckte die Hand aus und ließ zu, dass sich ein kleiner Teil meines dunklen Begleiters zwischen meine Finger schmiegte.

Das machte es nicht wirklich besser. Eher fachte seine Furcht meine eigene noch mehr an.

Ich schloss zu Nelya auf, dann ritten wir Seite an Seite auf den Tempel zu, der immer mächtiger und furchteinflößender wirkte.

Nun, so nah am Zentrum ihrer Verehrung, würde sicher niemand mehr denken, dass Geedal an Macht eingebüßt hatte. Man sagte zwar, jeder Gott habe seine Zeit, und in den letzten Jahren hatten das Licht und die Anziehung der Feuergöttin abgenommen wie eine Flamme, der die Nahrung ausging ... aber ...

Ich zuckte innerlich zusammen und meinte, Brandgeruch wahrzunehmen. Wie dumm war ich, ausgerechnet hier und jetzt solchen ketzerischen Gedanken Raum in meinem Kopf zu geben?

Unter aufgespannten Tüchern stiegen wir aus den Sätteln und banden unsere Tiere neben einem Wassertrog an.

Ich schlug mir den Reisedust von der Kleidung und sah erwartungsvoll zu meiner Meisterin.

»Bist du so weit?«

Ich nickte nur. Wir hatten uns vorgenommen, erst wie einfache Gläubige den Tempel zu besuchen und ein kleines Opfer darzubringen. Ich trug rotgoldenes Duftharz des Scharrdornbaums mit mir, das ich selbst gesammelt und geklärt hatte. Nelyas Gabe bestand aus einer Zeichnung aus Schattentinte, die einen abgelegenen Feuerberg zeigte.

Ich ließ sie vorausgehen.

Noch ehe wir die pechbestrichenen haushohen Torflügel erreich-

ten, wurden sie von innen langsam aufgezogen. Vollkommen geräuschlos bewegten sie sich in den Angeln.

Blinzelnd versuchte ich, mich an das Zwielichtdunkel vor uns zu gewöhnen.

Die beiden jungen Mädchen, die uns geöffnet hatten, trugen bodenlange Kaftane. Der fließende Stoff war von einem schmutzigen Schwarzgrau. Den einzigen Schmuck bildeten winzige, goldene Punkte aus Stickfäden. Ihre rasierten Köpfe und die Gesichter waren mit Kohlestaub geschwärzt, sodass nur ihre Augen aus dem Dunkel strahlten.

Nie zuvor hatte ich auch nur einen Gedanken daran verschwendet, wie die Novizinnen der Feuergöttin aussahen. Hohepriesterinnen trugen prächtige gelbe Stoffe mit Goldfäden und Granatschmuck. Sie sahen aus wie menschliche Flammen. Diese beiden Mädchen aber, die ich auf zehn und zwölf Jahre schätzte, waren Aschefelder, in denen einzelne Funken glommen. Scheinbar würden sie im Laufe ihrer Ausbildung langsam ihre Tracht ändern.

Schweigend wiesen uns die Mädchen den Weg Richtung Hauptaltar und blieben am Portal zurück, um die Türflügel wieder zu schließen. Unsere Schritte wisperten über schwarzen, polierten Granit. An den Außenwänden flackerten kleine Feuer. Die Luft war zum Schneiden dick. Der Hauptaltar bestand aus einer schwarzen Skulptur, die mit den Händen Flammen aus Glas und poliertem Kupfer in die Höhe dirigierte. Gleißend helles Licht fiel durch gelb getönte Fenster in der Decke und bündelte sich auf den gläsernen Flammen. Staub und feine Rußflocken in der Luft schimmerten wie Feuerfunken.

Es war atemberaubend schön.

Ohne nachzudenken, sank ich auf die Knie. In diesem Moment verstand ich nicht, wie sich je jemand von Geedal hatte abwenden können oder warum ich sie bislang nicht verehrt hatte.

Der schwarze Basalt war kalt unter meinen Knien.

Dann drängten sich Worte auf, als wären sie mir eingegeben worden: *Geedal, sieh herab auf mich, deine einfache Dienerin. Du bist das Feuer, du bist Licht und Wärme, du bist die Wüste und die ewige Flamme ...*

Die Unterwürfigkeit jagte mir einen Ekelschauer über den Nacken. Das waren nicht meine Worte, nicht meine Gefühle! Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen. Drückte, als könnte ich die fremde Kraft so vertreiben.

Alles schwankte. Mir wurde schwindelig. Beängstigend schnell verlor ich die Kontrolle.

Das war es jetzt, dachte ich rasend vor Angst. *Die Visionen haben mich hergeführt, und jetzt ... jetzt habe ich auch noch das letzte bisschen Kontrolle verloren.*

In mir schrie alles, ich riss den Mund auf, und heraus kam: nichts! Kein Ton. Nicht einmal ein Stöhnen. Das machte mir noch mehr Angst – und dann war es plötzlich vorbei. Schwarzer Qualm vernebelte meine Sinne.

Schwach ... so schwach.

Ich erahnte meinen Schatten neben mir, doch er gehorchte mir nicht mehr. Statt einfach nur substanzlos an meiner Seite zu sein, wurde er fest und wuchs. Wenigstens er kämpfte! Da war warme, glatte Echsenhaut, die sich schützend über mich schob ...

»Viroel? Mädchen, was ist? Was ist denn nur?«, drang Meisterin Nelyas Stimme wie von ferne an mein Ohr. Ich schüttelte langsam den Kopf, meine Kehle war voll mit samtigem Ruß, ich wollte ihn herauswürgen, doch mein Körper reagierte nicht mehr. Er hatte vor mir aufgegeben.

Der kalte Basalt drückte nun auch gegen meine Wange ... Lag ich? Druck war auf meinem Brustkorb, machte jeden Atemzug schwer.

Die Luft war erfüllt von Rufen ... und von Rauch ... so viel Rauch ... Da war Hass in den schwarzen Schwaden, sie umkreisten mich, kamen näher ...

Mein Schatten riss wütend das Maul auf. Schützend baute er sich vor mir auf, doch dann kamen die Flammen, und plötzlich hatte ich mehr Angst um ihn als um mich. Die Angriffe schienen von allen Seiten zu kommen. Er schlug um sich, stieß knisternde Glutfinger zurück und begann zu brennen.

Nein! Nein, lass es nicht zu!, dachte ich panisch.

Doch er kämpfte weiter, wo ich wie durch bösen Zauber gelähmt war. Sein Körper verlor mit jeder Attacke an Substanz. Fetzen aus Schwärze drifteten davon, und da, wo nun Lücken waren, drang die fremde Kraft hindurch und brannte wie ätzende Säure.

Der Schmerz griff auf mich über. Ich begann zu schreien ...

Jemand griff nach mir, viele Hände ... Rufe dann. Mein Name hallte im Tempel wider.

Doch ich war zu schwach, um zu antworten.

ZWISCHEN DEN SCHATTEN

Geedal bäumte sich auf.

Ein Mensch! Irgendwie hatte es ein Mensch zu ihr geschafft ... hatte das Gefängnis aus Schattengewebe durchdrungen. Sie spürte das Mädchen, versuchte, nach ihm zu greifen, doch es entwischte ihr.

Das Schattengeflecht, aus dem ihr Gefängnis gewebt war, war zu dicht, zu engmaschig. Wütend sandte sie dem fremden Geist ihr Feuer entgegen. Menschen hatten sie hier eingesperrt, Menschen würden nicht auch noch herkommen dürfen, um sie auszuspionieren und zu verhöhnen.

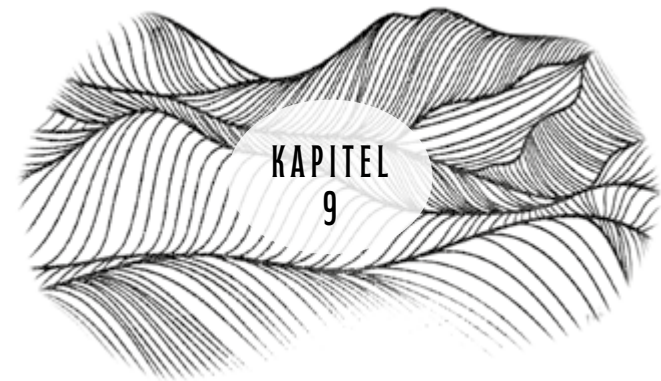
Früher! Ach, früher hatte sie sich gelabt an ihren jämmerlichen Bittgebeten, an den Dingen und Wesen, die sie im Feuer verbrannten, um ihre Gunst zu erlangen.

Nachts war sie durch die prächtigen Tempel geschlichen, erfüllt von Flammen und Rauch.

Damals hatte sie sich ihnen sogar hin und wieder gezeigt ... sie zu Heldentaten und feurigem Ehrgeiz inspiriert ... Es war lange her, wie lange, das wusste sie nicht. Hier drin, in dieser engen Kapsel aus Eis, Stein und Schatten, waren ihre Sinne wie betäubt.

Die Flamme drehte sich, sorgsam Abstand zu den Wänden haltend. Die menschliche Präsenz war fort, nun konnte sich Geedal wieder ihrer Suche widmen. Sie musste die Ankerpunkte ihres Gefängnisses finden ... ihre Reihenfolge ermitteln. Und dann würden sie einer nach dem anderen brennen ...

Bald ... schon sehr, sehr bald ... war sie bereit für den ersten ...



ARAN

Wasser. Kaltes, süßes, klares Wasser, das meine Kehle hinunterrann ... das ich mit beiden Händen schöpfte, in mein Gesicht klatschte und auf mein Haar. Wasser, das ich mit den Fingern bis auf die Kopfhaut rieb ... Ich konnte nicht aufhören. Es war so schön. Tat so gut.

Der nächste Schwall landete auf meinem Kopf und rann im Nacken aus meinem Haar, eisig ... wohltuend ...

Schwanken ... Salzgeschmack. Meine Haut brannte, alles brannte. Wasser spritzte über die Bordwand auf mein Gesicht, und sofort verwandelte sich die Kühle in weiteres Brennen, wo das Salz in aufgeplatzte, gerötete Haut geriet. Mein Schatten, zuerst gestärkt durch das viele Licht, büßte nun im gleichen Maße Kraft ein wie ich. Längst konnte er mich weder vor der Sonne noch vor den Wellen schützen. Er war ein dünner Film auf den Planken zu meiner Seite, und ich besaß nicht einmal mehr genug Willenskraft, um ihn fest werden zu lassen.

Das Beiboot wippte und schaukelte auf den Wellen, als würde es aus vollem Herzen lachen und die Freude seinen gesamten hölzernen Körper in Schwingungen versetzen.

Ich lachte nicht ...

Angeblich wurden Menschen von Durst verrückt und sahen die absonderlichsten Dinge. Mich konnte der Meeresgott Marenn so wenig leiden, dass er mir sogar diese kleine Erleichterung verwehrte.

Seit Tagen trieb mein kleines Boot in Sichtweite von Land, doch immer so weit entfernt, dass es unmöglich blieb, die Küste schwimmend zu erreichen ... und mit jeder Stunde, die vorüberzog, wurde die Entfernung, die ich hätte bewältigen können, geringer. Ich war schwach, fühlte mich dünn wie ausgebleichenes, zerschlissenes Leinen.

Selbst den Kopf zu heben, um über die Bordwand zu schauen, war zu anstrengend geworden. Ich zwang die verkrusteten Augen auseinander und sah feuerrote Haut. Die Sonne und das Salzwasser hatten mich so sehr verbrannt, dass sie an den Unterarmen Blasen schlug. Blutige Krusten dort, wo mein Arm im Takt der Wellen über Holzspanten schliff. Die Tätowierungen nur noch kränkliche, beinahe unkenntliche Linien, die aussahen, als wäre unter all dem Rot zusätzlich auch noch Gift in meinen Venen.

Würde ich ohne die Zeichen meiner Zunft in Orrothans Hallen eintreten müssen? Und wenn ja, was machte das aus? Nichts vermutlich, denn es waren seine Hallen und nicht Elandajas. Sie herrschte über das Leben, er aber über Tod und Vernichtung ... Ihn kümmerte nicht, wessen Zeichen ich auf der Haut trug, solange es nicht seine waren.

Über mir wandelte sich das ewige Kreischen der Möwen zum dumpferen Krähenkrächzen, das immer auch ein wenig gehässiger klang.

Auf dem Meer gab es keine Krähen ... auch im Süden jenseits von Ferant nicht ... Die Tiere gehörten dem Totengott. Wahrscheinlich tat meine Seele gerade den ersten Schritt ins Jenseits. Vielleicht wurde das Wellenrauschen auch deshalb lauter. Sie lärmten, brachen und schlugen fast wie daheim an der Steilküste.

Die Sehnsucht zog an mir. Heimkehren ... Nur noch ein einziges Mal Darrahs Klippen sehen ... Die Sehnsucht wurde stärker und stärker, zog an mir wie ein sich spannendes Seil. Meine Ahnen warteten bereits auf mich.

Ich gab nach. *Ich bin bereit, nichts hält mich mehr hier ...*, sandte ich meine Gedanken in den Wind.

Ein letztes Mal versuchte ich, den Kopf zu heben und mich dem wilden Rauschen entgegenzustrecken, als unter dem Kiel plötzlich etwas entlangschrappte, scharfkantig wie die gierigen Klauen eines Seeungeheuers.

Ruckartig wechselte die Schaluppe den Kurs, dann krachte der Bug gegen einen Widerstand. Holz barst, und mein Herz geriet aus dem Takt. Trümmer stießen gegen mich, und dann war das Wasser zurück, so viel Wasser ... Nur dass mir diesmal selbst für einen einzigen Schwimmmzug die Kraft fehlte.

VIROEL

Stille.

Kein Feuer, kein Brennen mehr. Kühler Stoff auf meiner Haut. Ausgestreckt lag ich auf einer weichen Unterlage und wusste im ersten Moment nicht, wo ich mich befand. Kein steinerner, glatt polierter Basalt unter mir. Kein Rauchgeruch mehr wie in Geedals Tempel.

Ich zwang die Augenlider auseinander und sah in vier besorgte Gesichter. Meisterin Nelya, die beiden Novizinnen und eine Hohepriesterin in goldenem Ornat, das sie in diesem Augenblick ablegte. Schleier und Flammenkrone wurden weitergereicht, zurück blieb eine schmale Frau von Anfang sechzig, die Haut dunkel und schim-

mernd wie Ruß. Sie war wunderschön. In ihren Augen war so viel Güte, dass ich mich sofort geborgen fühlte, ihr Mund wohlgeformt und von kraftvollen Linien gezeichnet, Pfeilen gleich, die auf den Ort wiesen, wo Weisheit verkündet wurde.

»Willkommen zu Hause, Viroel aus Elaty«, sagte sie weich, und ihre langen Finger teilten mein Haar. Ihre Stimme war einlullend und schien denselben Frieden zu verströmen wie ihr sanfter Blick. Und doch hatten ihre Worte es in sich.

Ruckartig sah ich zu Nelya, doch in deren Gesicht fand ich nur Zweifel. Als wäre das, was mit mir geschah, zu groß für sie.

»Was ist geschehen?« Ich wollte mich aufsetzen, wurde aber sanft zurück in weiche Kissen gedrückt und realisierte erst jetzt, dass ich in einem Bett lag, in einem schlichten, weiß getünchten Zimmer.

Geedals Anrufungsformel *Lichte Lohe, steter Schein* war mit simpler Kohle an die Wand geschrieben. Es musste eine Kammer sein, in der Novizinnen hausten oder einfache Gäste des Tempels untergebracht wurden.

Nelya lächelte verkrampft. »Du brauchst dich nicht zu sorgen, Viroel. Hier werden sie dir helfen können.«

»Du bist ohnmächtig geworden, Mädchen«, sagte die Hohepriesterin. »Mein Name ist Rubinai, und ich will von nun an deine Tempelmutter sein.«

»Tempelmutter? Was soll das heißen? Ich bin hier nicht zu Hause.« In mir sträubte sich alles wie das Fell einer panischen Katze.

»Aber wir haben alle schon sehnsüchtig auf deine Ankunft gewartet. Unsere alte Seherin ist vor einigen Monaten von uns gegangen. Nun hat die heilige Flamme dich geschickt. Wir sind so dankbar. Du wirst deinen Frieden in diesen ehrwürdigen Hallen finden und uns alle mit Geedals Worten beglücken.«

»Was? Nein! Ich bin Kartenmacherin!«, erwiderte ich energischer, und dieses Mal gelang es mir, gegen den sanften Druck ihrer Hände anzukommen und mich aufzusetzen.

Rubinai trat einen Schritt zurück. Sie wirkte verblüfft, dass es jemand wagte, sich ihrem Willen zu widersetzen.

Die nächsten Worte blieben mir im Halse stecken, und ich brauchte zwei Versuche, um meine Ehrfurcht zu überwinden und ihrem Wunsch zu widersprechen. Ich konnte einerseits nicht zulassen, dass diese Tempelmauern zu meinem Gefängnis wurden, andererseits durfte ich die Hohepriesterin nicht beleidigen.

Bevor sich dieser Plan in ihrem Kopf einnistete, musste ich ihn wieder herausbrechen. »Ich bleibe nicht hier! Wir sind hergekommen, um die ehrwürdigen Dienerinnen und Diener der heiligen Flamme um Rat zu ersuchen, nicht mehr und nicht weniger!«

Während ich es noch aussprach, wusste ich, dass ich den falschen Ton getroffen hatte. Doch wie sollte ich die Panik zurückhalten, die in meiner Brust schwoll?

Rubinais Mund wurde hart, sämtliche Sanftheit war mit einem Schlag daraus geschwunden. »Die Göttin hat dich zu ihrer Botschafterin ernannt. Ziehst du ihre Entscheidung in Zweifel? Geedal irrt nicht. Deine Meisterin hat mir von deinen Träumen und Visionen erzählt. Wer sonst sollte sie dir senden?«

Meine Kehle schnürte sich zu, als läge bereits eine Seilschlinge darum, die sich nun langsam zuzog. Ich fühlte mich völlig überumpelt. »Ich ... Ich weiß es nicht. Aber ich will sie nicht. Das muss aufhören, sonst ... sonst verliere ich den Verstand!« Hilfe suchend blickte ich zu Nelya, doch die wirkte wie erstarrt. Wenn ich nun nicht für mich selbst einstand, wäre es aus mit meiner Freiheit!

So demütig wie die jungen Novizinnen die Priestermutter ansahen, war von ihnen erst recht kein Beistand zu erwarten. Jeder und alles unterwarf sich in diesen Mauern Rubinais Willen.

»Geedal hat mich nicht auserwählt!«, stieß ich hervor.

»Du wagst es ...?« Rubinai hob ihre Linke und machte eine schnelle Bewegung mit den Fingern, als wären sie flackernde Flammen. Vielleicht ein Zeichen, um die Göttin zu beschwichtigen.

»Ja, ich wage es«, erwiderte ich stur. »In meinen Träumen verbrenne ich, mein Schatten brennt! Würde sie eine Auserwählte so strafen? Sie zeigt mir Orte, an denen ich noch nie zuvor war, und auch sie gehen in Flammen auf, werden zur Unkenntlichkeit verbrannt.«

»Wir haben eine Karte davon«, mischte sich meine Meisterin nun ein.

Wenigstens Nelya behielt einen ruhigen Kopf und errang damit die Aufmerksamkeit der Hohepriesterin. »Zeigt mir diese Karte.«

Ich wollte es so schnell wie möglich hinter mich bringen, damit wir wieder von hier verschwinden konnten. Beinahe kam es mir vor, als wären wir zwar aufgebrochen und hätten den richtigen Weg genommen, wären aber dennoch am falschen Ort angekommen.

»Bleib solange hier, Viroel, ich zeige der Hohepriesterin die Karte.«

Bevor Rubinai protestieren konnte, war ich bereits von der Pritsche herunter. Ich würde es nicht meiner Meisterin überlassen, alles zu erklären, schließlich waren es meine Albträume.

Albträume! Keine Visionen!

Mit den Novizinnen im Schlepp durchquerten wir einen langen Flur weiß getünchter Wände und dunkler Säulen, an denen Öllampen für ein wenig Helligkeit sorgten. Ich fühlte mich schwach und versuchte, es mir nicht anmerken zu lassen. Dennoch kam mir der lange Gang in seiner Monotonie endlos vor.

Schließlich eilten die Novizinnen mit leisen Trippelschritten an uns vorbei und drückten eine Tür auf, damit wir hindurchgehen konnten.

Wie durch magische Hand hatte unsere Karte ihren Weg in die kleine Kapelle gefunden. Wieder krampfte sich mein Magen zusammen. Sobald ich auch nur eine Darstellung der feurigen Geedal sah, fühlte ich mich beobachtet. Aber nicht, als wollte sie mich behüten

und in ihrem Tempel willkommen heißen, sondern als würde sie auf etwas lauern. Als wäre ich ihre Feindin!

Da war Hass an diesem Ort, und er kam nicht von den Menschen. Doch wie sollte ich ausgerechnet einer Priesterin klarmachen, dass ihre Göttin mich hier nicht wollte?

Nelya rollte die Karte vorsichtig auf einem Tisch aus, und wir alle beugten uns darüber. Die Präsenz der Göttin aber hielt mich wie eine Faust im Nacken gepackt.

Ich wies auf die erste Markierung und begann mit meiner Geschichte, beschrieb genau, wie die Landschaft dort aussah und wie das Feuer begann ... dann weiter zum nächsten, immer weiter, bis es um Länder und Orte ging, die weit außerhalb dessen lagen, was Menschen aus Neridin bereisten.

Die Hohepriesterin hörte sich alles schweigend an. Sie wirkte unbewegt, doch ich ahnte, wie sie bereits Pläne schmiedete. Hoffentlich hatten sie nichts oder nur wenig mit mir zu tun.

Ich endete mit der Stelle im fernen Land von Lirandor, das womöglich gar nicht existierte, so wenig war darüber bekannt.

Die Priesterin war tief in Gedanken versunken. »Und dort brennt es?«

Ich nickte, und als mir klar wurde, dass sie noch immer auf die Karte starrte und mit den Fingern Verbindungen zwischen den markierten Stellen zog, sagte ich: »Ja, so ist es.«

»Wir sollten dort Tempel errichten. Vielleicht ist das der Wunsch der Ewigflamenden.«

Die jüngere Novizin trat von einem Bein auf das andere. »Aber Herrin Mutter, mit allem Respekt ... mitten im Wasser?« Ihre Stimme war leise und zitterig, und sie hatte beim Sprechen nicht einen Moment aufgesehen.

Ihr Verhalten weckte Abscheu in mir. Selbst wenn ich es in Betracht gezogen hätte, eine Weile im Tempel zu bleiben ... Nein ... das war kein Leben. Respekt war eine Sache, den zollte ich meiner

Meisterin ganz ohne Zweifel, doch kriechen würde ich niemals vor ihr. Weder vor Nelya noch vor einer Göttin oder ihrer Priesterin.

»Wasser, sagst du?«

»Hier, diese Markierung befindet sich in einem See. Und diese hier mitten im westlichen Ozean«, sagte sie nun mutiger und tippte mit dem Finger auf die Stellen. In mir wuchs ein Hauch von Hoffnung.

»Du hast recht, Ifa«, die Hohepriesterin nickte ihrer Novizin anerkennend zu. »Ich werde mich darüber mit anderen beraten müssen.«

»Wir können ja auf dem Rückweg vom Markt in Nurban noch einmal vorbeischaun«, schlug ich hastig vor. »Die Karte überlassen wir selbstverständlich dem Tempel.«

»Es ist ein Geschenk«, ergänzte Nelya und legte mir eine Hand auf die Schulter. Es fühlte sich an wie ein Versprechen: Auf keinen Fall würde sie mich hier zurücklassen.

Doch die Hohepriesterin sah das anders. »Wie viel verlangt Ihr für das Mädchen? Viroel ist für die Gemeinschaft der ewigen Flamme von höchstem Wert. Weit mehr, als es eine Kartenmacherin je sein könnte. Ich habe Jahrzehnte an der Seite der letzten Seherin verbracht, und ich spüre deutlich, dass Viroels Fähigkeiten ihren jetzt schon gleichen und sie Ysbell in einigen Jahren womöglich übertrumpfen wird.«

Eisig lief es mir den Rücken hinunter. Sie wollte mich *kaufen*, wie ein edles Ross, das ihr gefiel? Wie eine *Sache*?

»Viroel ist ihre eigene Herrin!«, fuhr Nelya dazwischen, während ich nach Luft rang wie einer der schleimigen Aale, die mit den seltenen Fluten ins Wadi kamen und dann in der gleißenden Sonne auf dem Sand zuckend verendeten.

Es war Panik, ich drohte die Kontrolle zu verlieren. Das alles war einfach zu viel. Die Visionen, die schmerz erfüllten Träume, der Schlafmangel, das Gefühl, nicht mehr Herrin meiner selbst zu sein

und schleichend den Verstand zu verlieren. Und nun wollten sie mich hier einsperren, und ich sollte genau das wieder und wieder durchleben, dem ich zu entkommen suchte? Das ertrug ich nicht, und ich würde mir meine Zukunft nicht rauben lassen! Niemals!

»Das ... Das geht nicht ... ich ... ich will das nicht«, taumelten die Worte aus meinem Mund. Als dann irgendwo krachend eine Tür ins Schloss fiel, setzte etwas in mir aus.

Die Panik hatte gewonnen.

Mein Schatten spürte meine Angst. Er befreite sich aus meiner Kontrolle – und was dann geschah, hatte ich bis zu diesem Augenblick für unmöglich gehalten. Er dehnte sich blitzschnell auf gewaltige Größe, verdunkelte das Zimmer und füllte es bis in den letzten Winkel mit Schwärze. Es war wie Zauberei, denn obwohl die anderen Flüche ausstießen und sich um Lichtquellen versammelten, die kaum noch als solche zu erkennen waren, ließ mein Schatten mir einen Weg offen. Wie ein Tunnel wies eine Lücke in der Dunkelheit Richtung Tür. Er versuchte, mich aus dieser schier ausweglosen Situation zu befreien. Wusste, dass ich keinen Moment länger hier bleiben wollte. Er würde kämpfen, solange er Kraft hatte, und das gab mir schlagartig etwas Mut zurück.

Sie ist bereit zu kämpfen!, hatte die Stimme in meinem Traum gesagt. Nun wusste ich endgültig, dass sie nicht zu Geedal gehört hatte.

»Viroel! Du vergisst dich!«, schnitt Nelyas Stimme aus der Schwärze, während die Hohepriesterin beteuerte, dass sich über alles reden ließe.

Doch mir reichte es für heute! Ich war hergekommen, um Hilfe zu erhalten, Erklärungen, vielleicht einen Weg zu erfahren, wie ich die Visionen ganz loswerden konnte.

Stattdessen versuchte Hohepriesterin Rubinai allen Ernstes, mich zu kaufen, und der Tempel fühlte sich so feindselig an, als trachteten mir selbst die verrußten Wände nach dem Leben. Kei-

nen Augenblick länger ertrug ich es noch hier. Vielleicht verstand Rubinai, wie ernst es mir mit meiner Weigerung war, wenn ich verschwand, und dann konnten wir bei meiner Rückkehr unser Gespräch noch einmal von vorn beginnen. Denn Antworten brauchte ich noch immer.

Ohne ein Wort zu verlieren, folgte ich dem Wunsch meines Schattens. Er hatte genauso gebrannt wie ich, in dieser Sache waren wir beide gefangen.

Ich warf mich mit der Schulter gegen die Tür, wurde von meinem eigenen Schwung in den Flur getragen und begann zu rennen.

Mein Schatten folgte mir in einer langen Schleppe nach. Wie seidiger Stoff bauschte er sich hinter mir bis zur Decke hoch auf und nahm jedem, der mir zu folgen versuchte, die Sicht. Noch nie war er so groß, so beeindruckend gewesen. Meine oder vielleicht auch unsere gemeinsame Angst hatte ihn wachsen lassen.

Irgendwie fand ich mich im Innenhof wieder, wo die Sonne senkrecht vom Himmel brannte und alles in ihr gleißendes Licht tauchte. Rechtwinklig angeordnete Feuerkörbe trugen rußend die Gebete der Gläubigen zum Himmel hinauf.

Männer, Frauen und auch kleine Kinder warfen sie auf kleinen Zetteln notiert in die Flammen.

Ich ließ meinen Schatten schrumpfen, zog meinen Seidenschal über den Kopf und huschte so schnell und unauffällig an den Leuten vorbei, wie ich konnte.

Ein Tor führte aus dem Innenhof. Draußen standen mehrere Palmen, in deren Schatten Schreiber ihre kleinen Klapptische aufgebaut hatten, um ihre Dienste all jenen anzubieten, die der Schrift nicht mächtig waren.

Vorbei auch an ihnen.

Ich begann zu rennen. Unter den Sohlen meiner Sandalen stob der Sand. Meine Trinkflasche wippte an meinem Gürtel vor und

zurück, vermutlich würde sie mir einen blauen Fleck an der Hüfte bescheren. Mir gleich. Ich konnte nicht anders, musste einfach fort von Geedal, ihrer Priesterin und all dem Feuer.

Der Tempel lag ein ganzes Stück von der nächsten Ortschaft entfernt. Ich wusste nicht, wohin mit mir. Wusste nur, dass der Abstand noch nicht ausreichte. Es war noch lange nicht genug! Ich wollte allein sein. Brauchte Ruhe, um nachdenken zu können.

Tagelang hatte ich meine Hoffnung auf die Priesterinnen des Tempels gerichtet, und nun fühlte sich alles vollkommen falsch an. Ich war hier nicht willkommen. Je mehr Schritte ich zwischen Geedals Weiheort und mich brachte, desto deutlicher fühlte ich es. Die Göttin hatte mich nicht zu sich gerufen, ganz im Gegenteil.

Sie hasste mich.

Mein Schatten sauste mir voran, und mir wurde klar, dass er dem salzigen Atem folgte, der sich von Westen kommend unter die flirrende, geruchslose Wüstenluft mischte.

Das Meer!

Warum war ich nicht eher darauf gekommen? Womöglich konnte mich diese schier endlose Wasserfläche von dem Feuer meiner Albträume befreien. Wenn ich darin untertauchte, ganz und gar, bis über den Kopf und tiefer ...

Marenn, dachte ich. *Marenn ist der Gott, der mir gegen die ewig Flammende beistehen kann!*

Ich wusste nichts über ihn, nur dass er launisch und unstet war, wie ... ja wie angeblich auch das Meer, das ich bisher nur ein einziges Mal und aus weiter Ferne gesehen hatte.

Das Land stieg schleichend an. Mittlerweile lief mir der Schweiß in Strömen über die Haut, mein Atem ging keuchend, und in meinen Seiten stach es. Doch selbst dieses Stechen begrüßte ich, denn es bewies, dass ich wach und den Fängen der Hohepriesterin entkommen war.

Mein Schatten war geschrumpft. Als handgroßer, beinahe

schwarzer Fleck huschte er mal hier-, mal dorthin und war dabei fädig wie ein Tropfen magischer Schattentinte, der in ein Wasserglas gefallen war und sich dagegen wehrte, mit der klaren Flüssigkeit zu verschmelzen.

»Blumen«, keuchte ich verblüfft und blieb ruckartig stehen. Der sandige Grund war Felsen gleicher Farbe gewichen, und in deren Lücken und Risse krallten sich kleine Pflanzen. Sie besaßen fleischige, von feinen Haaren bedeckte Blätter und reckten der Sonne zahllose winzige rote Blüten entgegen.

Atemlos keuchend berührte ich die kleinen Wunderwerke. Dass es so etwas gab, mitten zur heißesten Jahreszeit! Solche Schönheit sah man bei uns in Elaty und dem angrenzenden Wadi nicht einmal nach Regenfällen.

Von dem langen Lauf rauschte mir das Blut in den Ohren ... Doch nein, das war es nicht. Da rauschte etwas anderes!

Mein Schatten war nun ganz nah bei mir und schmiegte sich an meine Beine, als müssten wir uns gegenseitig Mut machen weiterzugehen. Der Wind war plötzlich nicht mehr heiß, sondern kühlte und kam in Böen. Der salzige Geruch, den ich schon am Morgen wahrgenommen hatte, war so intensiv geworden, dass ich meinte, ihn schmecken zu können.

Die letzten Schritte die felsige Kuppe hinauf dehnten sich, dann endlich war das Land zu Ende.

Wasser, so weit mein Auge sah. Unendlich viel. Wolken zogen wie große, friedliche Tiere darüber hinweg und warfen Schatten auf eine unruhige, glitzernde Oberfläche.

Gleich vor mir fiel die Küste steil ab. Weiße Vögel kreisten schreiend vor dem Fels. Offenbar hatten sie dort ihre Nester.

Weiter unten am Strand sah es aus, als würden Land und See miteinander Krieg führen. Das dunkelblaue Wasser türmte sich zu hohen Wellen und rannte gegen scharfkantige Felsen an, wieder und wieder. Keiner von beiden gewann, denn am Strand sah

ich Stein zu kleinen Fragmenten zertrümmert und Wogen, die als harmlose, weiß geränderte Wasserfinger darüberstrichen.

Allerlei Treibgut hatte sich gesammelt. Holz, ausgerissene Pflanzen, ganze Baumstämme und ein silbrig schimmernder Fisch. Ich musste mir das unbedingt aus der Nähe ansehen!

»Suchst du mir einen Pfad hinab?«, forderte ich meinen Schatten auf. Er huschte in seiner Schlangengestalt voraus. In Wahrheit suchte nicht er einen Pfad, sondern ich. Dennoch gab er mir das wohlige Gefühl, in diesem Abenteuer nicht allein zu sein.

Schon jetzt fühlte sich dieser Ort so viel richtiger an als der Tempel. Als würde mich eine geheimnisvolle Kraft vorwärtsziehen, gab ich dem plötzlichen Sehnen in meiner Brust nach.

Ich lief an der Klippe entlang, beugte mich gefährlich weit vor, spähte wieder und wieder in die Tiefe und entdeckte schließlich eine weiche abfallende Rinne, die zum Meer hinabführte.

Es war ein holpriger Weg über große Felsbrocken und dazwischen verkeiltes Gestrüpp, doch schließlich war ich unten. Das Brüllen der Wellen war hier noch viel lauter. Mit wildem Herzklopfen näherte ich mich einer auslaufenden Welle und streckte die Hand nach dem Nass. Schaum flüsterte über meine Finger. Er war angenehm kühl. Ich schöpfte eine Handvoll, benetzte meine Stirn und trank einen Schluck.

»Bah, das ist ja widerlich! Bei den neun Göttern und tausend Sandgeistern!« Nie zuvor hatte ich Wasser ausgespuckt – es gehörte sich einfach nicht. Doch das hier war nicht muffig oder algig wie der letzte Rest aus der Zisterne, sondern schmeckte, als könnte man sich damit die bösesten Flüche aus dem Mund schrubben!

Schnell spülte ich den pelzigen Salzgeschmack mit einem Schluck aus meiner Wasserflasche herunter und steckte mir eine getrocknete, bittersüße Scharrdornbirne in den Mund.

»Besser.« Ich sah mich um. Der Spülsaum schien sich wie ein endloses Band die Küste entlangzuziehen. Schnell entdeckte ich

mehrere Schneckenhäuser, die in allen Farben schimmerten, und hob sie auf. Mein Schatten huschte weiter, blieb zitternd über einem silbernen Fisch stehen, huschte dann weiter zu einem grünen Gewirr, schimmernd wie Glas. Es stank faulig und trieb mich weiter.

Jeder Schritt war wie eine Befreiung. Als könnte mir Geedals Feuer nichts anhaben, solange die Wellen des Ozeans um meine Füße tanzten.

Die Bucht verengte sich. Vor mir ragten Felsen auf, die sich auch unter den Wellen weiterzogen. In der Luft lag salziger Sprühnebel, der meine Sicht verschleierte. Wahrscheinlich hätte ich hier umdrehen sollen. Ich kannte mich nicht aus, die Küste war mir fremd und das Meer angeblich gefährlicher, als es ein Mensch je sein konnte.

Doch etwas zog mich weiter. Es fühlte sich wichtig an, beinahe als riefte mein Schicksal nach mir.

Auf allen vieren überwand ich die von Algen glitschigen Felsen. Krabbelte schneller und schneller, achtete nicht mehr darauf, ob ich mit dem Saum meiner langen Tunika hängen blieb oder mir die Knie anschlug.

Mein Schatten verwandelte sich in einen dunklen Vogel und ahmte den wilden Flug der Möwen nach.

Auf der anderen Seite der Felsen öffnete sich der Blick in die nächste Bucht. Alles sah gleich aus und doch ... etwas war anders. Ich rieb mir die Augen, bekam dabei Salz hinein und machte es am Ende eher schlimmer als besser.

Mit einem saftigen Fluch auf den Lippen kletterte ich hinunter, spülte mir die Hände ab und bemerkte dabei ein Seil, das vor mir im Wasser trieb. Es war beinahe halb so dick wie mein Unterarm und fühlte sich rau an.

Wo es wohl herkam?

Ich folgte ihm mit dem Blick. Dort! Dort war etwas Weißes im Wasser. Ein riesiges Laken!

Nein, ein Segel war das. Ich kannte Schiffe von den Landkarten, wo sie gerne als Verzierung genutzt wurden. War da ein Muster auf dem Leinen? Ich wagte mich gefährlich tief ins Wasser, bis ich genauer erkennen konnte, was dort aufgesteckt war. Geheimnisvolle Zeichen in blauer Farbe und ein schuppiges Wasserwesen mit langen Zähnen und einem aufgerollten Schwanz.

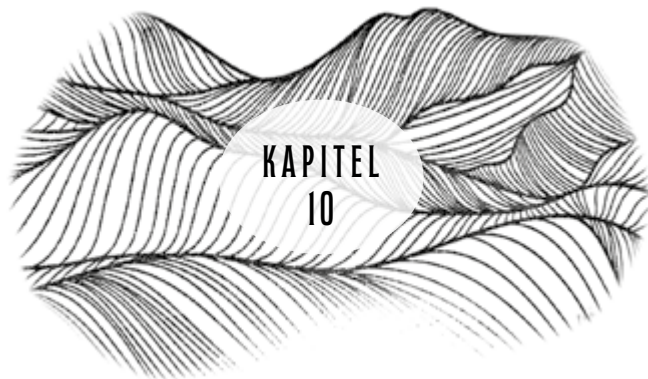
Das war nicht aus Neridin, auf keinen Fall!

Aufregung pulsierte durch meinen Körper. Ein kribbeliger Schauer folgte dem nächsten. Am liebsten hätte ich das Wappen mit meinem kleinen Messer aus dem Stoff geschnitten, doch ich wusste nicht, ob sich das gehörte oder womöglich gar Unglück brachte. Also ließ ich es, wo es war.

Als ich mich mit leiser Enttäuschung wieder aufrichtete, stockte mir der Atem.

Dort lag jemand!

Dort lag ... eine Leiche.



VIROEL

Wie hatte ich mich nur über meinen Strandfund freuen können, ohne einen Gedanken darauf zu verschwenden, warum ein perfektes, offensichtlich teures Segel dem Meer übergeben worden war?

Der Ozean hatte es sich geraubt! Ein Schiff zum Kentern gebracht, seinen hölzernen Leib entzweigerissen und alles Leben in die tödlichen Tiefen gezerzt.

Selbst die Wolken, die ich sonst so liebte, kamen mir nun verräterisch vor. Denn es waren die Reste von Gewitterwolken, die Sturm und Regen mit sich gebracht hatten.

Womöglich war die gesamte Bucht von Leichen übersät und der eine Körper in meinem Blickfeld nur der Anfang.

Der Fremde regte sich nicht. Er lag bis zu den Schultern im Wasser, die Beine waren halb im Sand verborgen.

Am liebsten hätte ich mich umgedreht und wäre wieder zurück in die andere Bucht gehetzt. Ich wünschte, ich hätte den Fremden nie gesehen. Doch was, wenn er noch lebte? Hatte sein Arm eben gezuckt, oder hatte eine Welle ...

Ich musste nachsehen, auch wenn ich Gefahr lief, bis ans Ende

meines Lebens von seinem aufgedunsenen Gesicht verfolgt zu werden.

»Götter, steht mir bei«, murmelnd näherte ich mich vorsichtig. »He! He, du, lebst du?«

Nein, ich bin tot, und jetzt verschwinde, antwortete ich mir in Gedanken selbst.

Eine besonders hohe Welle brandete über mehrere Steine, überspülte den reglosen Körper und floss über seinen Kopf.

Rotes Haar! Noch nie hatte ich mit eigenen Augen rotes Haar gesehen!

Der Kopf blieb erschreckend lange unter Wasser.

»He! Fremder!« Vergessen war der Gedanke an eine aufgedunsene Leiche, denn soeben hatte sich die Hand des Mannes bewegt. Er lebte!

Doch die nächste Welle bäumte sich bereits hinter ihm auf. Er würde ertrinken, wenn ich ihm nicht half.

Noch während ich rannte, war das Wasser erneut da und bedeckte seinen Kopf. Dann fiel ich neben ihm auf die Knie.

Sein Gesicht war feuerrot, die Haut überall, wo sie unbedeckt war, von der Sonne verbrannt.

Wieder rauschte eine Welle heran, und meine Hemmungen waren vergessen. Ich fasste ihn unter Arm und Kinn und hob ihn, so gut ich konnte, aus dem brodelnden Nass. Bei den Göttern, war er schwer! Doch ich musste es schaffen, nur so lange, bis die Welle fort war.

Langsam ließ ich ihn wieder sinken und spürte dabei einen schwachen Puls unter der Haut. Die Erleichterung ließ mich aufatmen. »Komm schon! Komm schon, werd wach! Ich kann dich nicht tragen!«

Wenn es mir nicht gelang, ihn weiter den Strand hinaufzubugieren, war es aus mit ihm. Aber aufgeben kam nicht infrage. Ich würde all meine Kraft brauchen, aber schaffen musste ich es. »Werd

bitte, bitte wach! Du würdest es mir leichter machen, wenn du wach wärst und ich dich nicht ... Ach, vergiss es ... Bei den Göttern, als wäre dieser Tag nicht schon merkwürdig genug ...«, schimpfte ich vor mich hin und drehte ihn erst einmal an der Schulter auf den Rücken, damit sein Gesicht bei meinem jämmerlichen Rettungsversuch nicht auch noch durch den Sand schleifen würde.

Seine Hände fühlten sich kalt an, waren unter dem Sonnenbrand bläulich verfärbt und aufgequollen. Ich griff ihn an den Handgelenken, grub meine Fersen in den Sand und begann zu ziehen und zu zerren.

Er bewegte sich nur ein winziges Stückchen. Es war wie verhext, das Meer schien seine Beute nicht aufgeben zu wollen. Viel schlimmer noch, ich hatte den Eindruck, dass es sogar näher kam.

Mir entfuhr eine ganze Reihe von Flüchen. Ich zerrte weiter an ihm, stemmte die Füße in den Sand, um ihn Stückchen für Stückchen vom Wasser wegzuzerren.

Als der Sand endlich pulverig und trocken wurde, ging es leichter. Meine Schultern brannten, ich rang nach Luft, dann entglitt mir seine linke Hand endgültig, und er kam auf der Seite zu liegen.

Ich ließ mich neben ihn fallen, Schweiß perlte über meine Stirn. Keuchend, aber mit einem erleichterten Grinsen wurde mir klar, dass ich es geschafft hatte. Jetzt musste er nur noch wach werden.

Mein Schatten tanzte über der Stelle, wo noch immer der Abdruck des Gestrandeten zu sehen war. Die Wellen, die nun regelmäßig höher krochen, machten kurzen Prozess mit der Spur.

Nun, da es mir gelungen war, dem Ozean seine Beute zu entreißen, schien er darauf erpicht, so schnell wie möglich jede Erinnerung an seine Untaten zu tilgen.

Ich zupfte mein Tuch zurecht, sodass Schatten über mein Gesicht fiel und ich den Fremden besser erkennen konnte.

Der Rotschopf war jünger, als ich zunächst angenommen hatte. Unter der verkrusteten Haut und den Bartstoppeln war ein eben-

mäßiges Gesicht mit schmalen Lippen, einer geraden Nase und geschwungenen Brauen auszumachen. Er hatte eine hohe Stirn, und das Haar war leicht gelockt, besaß die Farbe dunkler Bronze und war so lang, dass es knapp bis auf seine Schultern fiel.

Zögernd streckte ich die Hand aus. Ich hatte ihn doch selbst hier hochgeschleift, warum fiel es mir dann plötzlich so schwer, ihn zu berühren? »He, du musst aufwachen. Ich kann dich nicht über die Felsen bis zum Tempel tragen.«

Nun berührte ich doch seine Stirn, die sich heiß anfühlte, und schob dann vorsichtig ein Augenlid hoch, um irgendeine Reaktion zu provozieren.

Sie waren blau! Blau wie die Malereien auf den Häusern von Elaty, blau wie Heimat und Sommerhimmel!

Ein Zucken ging durch das Augenlid, er kniff es zu und riss es gleich darauf wieder auf. Dann krampften seine Schultern plötzlich, und er begann zu würgen. Schwall um Schwall erbrach er Meerwasser in den Sand. Ich rutschte ein Stückchen zur Seite und verhielt mich still, bis er zitternd die Hand hob und sich über den Mund wischte. Erst dann schien er mich zu bemerken.

»Wa... Wasser«, krächzte er, und obwohl seine Stimme rau war, klang dieses eine Wort fremd und viel melodischer aus seinem Mund als der Dialekt Neridins.

»Ja, sofort«, sagte ich schnell und löste die Wasserflasche von meinem Gürtel. Er stützte sich auf einen Arm. Das Haar rutschte ihm ins Gesicht. Und obwohl es nass und voller Sand war, schimmerte es in der Sonne wie flüssiges Kupfer!

Vor Schreck vergaß ich beinahe, ihm das Wasser zu geben. Konnte es sein? War er der Fremde aus meinem Traum mit der Feuerwalze?

ARAN

Meine Kehle brannte noch vom erbrochenen Salzwasser. Aber ich lebte, ich atmete, und nun, nach einer Ewigkeit in den Fängen der See, bekam ich endlich etwas zu trinken. Schluck um Schluck verschlang ich das Wasser.

Es schien sich in meinem Magen zu dehnen, zu Stein zu werden ... zu wachsen ... Aber ich wollte mehr davon. Gierte danach und hielt dabei die Augen fest geschlossen ... aus der Furcht heraus, erneut einem fiebrigen Traum zu erliegen.

Dann war das Wasser plötzlich fort. Jemand hatte es mir entrisen!

»Nein!«, stöhnte ich. »Bitte, bitte ...«

»Nicht so viel! Du musst langsam trinken. Mit dem Meer wird es nicht anders sein als mit der Wüste!«

Ich riss die Augen auf und sah irritiert eine Nebelgestalt vor mir. Eine Frau wie in den Sagen, die man sich über herbstliche Moore erzählte. Sämtliche Umrisse waren verschwommen, doch ihre Stimme war umso klarer. Wunderbar leicht und lockend. Fremd klang sie, als würde sie jedes Wort, jede Silbe überdeutlich betonen.

»Bist du Orrothans Torwächterin?«, fragte ich vorsichtig.

»Was, wer – ich?« Sie lachte und fuhr sich über den Kopf, und nun waren zumindest dort ihre Umrisse scharf. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass sie einfach nur weite Kleider trug. Das Tuch, das sie über dem Kopf gehabt hatte, hielt sie nun in der Hand.

Die Wasserflasche, oder zumindest vermutete ich, dass es sich darum handelte, lag gleich vor mir in ihrem Schoß und war damit doch unerreichbar fern.

In meinem Magen rumorte es. Ich schloss die Augen, drückte mir

die Hand auf den Mund und versuchte, die Übelkeit wegzuatmen. Meine Lunge fühlte sich noch immer an, als wäre sie voller Säure. Ich rollte mich auf den Bauch, hustete, und ein weiterer Schwall Salzwasser kam heraus. Erst danach fühlte ich mich etwas besser.

Vorsichtig rollte ich mich auf die Seite, versuchte, mich aufzusetzen, und sank wieder zurück.

»Willst du sitzen?«, fragte sie schüchtern.

»Ja.«

Sie erhob sich, fasste mir unsicher unter die Arme und half mir hoch. Wenn ich mich mit den Händen abstützte, ging es.

Sie setzte sich wieder zu mir und musterte mich mitleidig. Ihre Augen waren von einem tiefen Grün mit einem braunen Rand, die Haut samtig, das Haar dunkelbraun und wellig. Silberne Spangen mit kurzen Zierkettchen hielten es zusammen.

Ihm fiel keine Frau aus Darrah ein, die auch nur annähernd etwas Ähnliches in ihm ausgelöst hatte.

Der Anblick der Unbekannten verzauberte ihn. Ihr Gesicht war so ungewöhnlich und schön, dass er sich darin verlieren könnte. Es war doch ein Hohn der Götter, dass er so jemandem ausgerechnet hier begegnete, in einem Land, das er nie freiwillig betreten hätte.

»Ich bin Viroel aus Elaty«, sagte sie zögernd.

»Aran Claavi.«

»Aran. So einen Namen habe ich noch nie gehört. Woher kommst du?«

»Von Darrah. Einer Insel weit, weit im Norden, wo im Winter das Meer zu Eis gefriert.«

»Eis«, sagte sie feststellend, und auf ihrer leichten Stupsnase kräuselten sich kleine Falten, als wäre *Eis* etwas, das sie insgeheim ekelte. »Ich denke, du kannst jetzt noch ein bisschen trinken, Aran. Wie lange warst du da draußen?«

»Drei Tage«, nuschelte ich und setzte die Trinkflasche an. Dieses Mal tat ich nur zwei vorsichtige Schlucke und drückte dann

wieder den Korken hinein. Jetzt erst sah ich zurück zum Meer und bemerkte die breite Schleifspur, die vom Wasser viele Schritt weit bis hierher führte, und mir wurde schlagartig etwas bewusst, das mich bis ins Mark erschütterte.

»Du ... Du hast mich aus dem Wasser gezogen?«

»Ich hatte keine Wahl, die Wellen sind über dein Gesicht geflossen, und ich konnte dich nicht aufwecken.«

»Du hast mir also das Leben gerettet«, stellte ich ernüchtert fest, und meine Faszination für dieses fremdländische Mädchen war augenblicklich gebrochen. Stattdessen fasste Angst an mein Herz. Konnte es wirklich wahr sein?

Eine leichte Röte huschte über ihre Wangen, und sie senkte den Blick. »Mag sein. Aber das hätte doch jeder getan.«

Die Erkenntnis kribbelte wie eine Armee widerlicher Insekten über meine Haut. Das Schlimmste, was ich mir vorstellen konnte, war eingetroffen. *Das* musste die Hautmalerin gemeint haben, als sie weissagte, ich würde im Süden mein Leben verlieren! Sie meinte die Kontrolle darüber!

»Du hättest mich besser sterben lassen!«, fuhr ich die Fremde an und fühlte mich im nächsten Moment schrumpfen. »Du hast mich verdammt! Erst Baro und jetzt du. Ich kann es nicht fassen! Warum hassten mich die Götter so sehr, dass sie mir das antun?«

Sie wurde blass und wich von mir zurück, als hätte sie sich an mir verbrannt. Hastig kam sie auf die Beine, der Saum ihrer langen Tunika geriet unter ihren Schuh und riss ein. Sie stolperte einige Schritte und begann zu rennen, nur um gleich darauf wieder stehen zu bleiben. Sie war ihrer eigenen Spur gefolgt, doch der Fels, über den sie diese Bucht scheinbar betreten hatte, lag nun unter Wasser. Sie schien zu erwägen, es mit der tobenden Brandung aufzunehmen.

In jeder anderen Situation hätte ich sie es versuchen lassen und sie dann gerettet. Doch mir fehlte die Kraft, auch nur aufzustehen,

geschweige denn zu schwimmen und jemanden aus dem Wasser zu ziehen. Sie in den Tod rennen zu lassen, hätte meinen Fluch nur noch verstärkt.

Reiß dich zusammen, Aran. Du wirst deine Gelegenheit noch bekommen, dachte ich angestrengt. Und doch hatte ich wieder den alten Perin im Kopf, der seinem Retter seit Jahrzehnten diente und noch immer auf die Gelegenheit wartete, seine Lebensschuld abzuzahlen.

»Halt, halt, warte, Viroel! Ich habe es nicht so gemeint. Kannst du überhaupt schwimmen?«

Sie sah zweifelnd zu mir zurück. Der Wind griff in ihr Haar, und für einen Moment sah sie in all ihrer Fremdheit aus, als hätte die Göttin Elandaja eine ihrer Botinnen zur Erde geschickt. Mein Schicksal war nun an ihres gekoppelt, ob ich es wollte oder nicht.

Wenn sie lief, schien sie regelrecht über den Sand zu schweben, und die Art, wie sie sich hielt, war von der Grazie zarter Vögel. Selbst in meinem bedauernswerten Zustand war es eine Freude, ihr zuzusehen.

Doch es war nicht ihre Schönheit allein, die mich fesselte. Da war eine besondere Kraft in ihr, die ich nicht deuten konnte, und der Schatten zu ihren Füßen war schwarz und schwer und ungewöhnlich mächtig.

Unsicher kehrte sie zu mir zurück und musterte mich fragend, als erwartete sie einen weiteren zornigen Ausbruch.

»Wir werden für eine Weile hier gefangen sein«, sagte ich. »Die Flut setzt gerade erst ein.«

»Flut?«

»Ja. Das Wasser steigt und sinkt, als würde der Ozean langsam ein- und ausatmen. Hier ist die Wirkung vermutlich nicht so stark wie daheim bei mir, aber das Wasser wird uns gleich den Weg abschneiden, den du genommen hast.«

»Wie lange?«

»Stunden.«

»Stunden?«, keuchte sie ungläubig.

»Das müsstest du doch besser wissen als ich. Du lebst hier.«

»Nein, nicht hier«, erklärte sie, strich ihren Rock glatt und kniete sich neben mich. »Ich bin zum ersten Mal am Meer. Ich habe immer davon geträumt, es zu sehen, und heute ... heute ...«

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. Etwas war vorgefallen, das weder etwas mit mir noch mit dem Meer zu tun hatte. Aber mir, einem Fremden, wollte sie nicht davon erzählen, und ich ... ich hätte am liebsten niemals wieder auch nur ein Wort aus ihrem Mund gehört, geschweige denn sie zu sehen. Wäre ihr am liebsten niemals begegnet.

Die plötzliche Wendung meines Schicksals fraß sich langsam in aller Konsequenz in mein Bewusstsein. Ich konnte meinen Beruf vergessen, meine Heimat vergessen, mein Leben ... vergessen. Ich gehörte nicht mehr mir selbst.

Eine Welle schlug mit ohrenbetäubendem Krachen über das vorgelagerte Riff, schien neue Kraft zu gewinnen, kämpfte sich weit den Strand hinauf und leckte mir über die Füße.

Viroel erschrak. Plötzlich war da Angst in ihrem Blick.

»Wir müssen weiter rauf.« Ich fühlte mich nicht in der Lage zu laufen, traute meinen Beinen noch nicht. Also begann ich, auf allen vieren den Strand hinaufzukriechen. Es war beschämend.

»Warte, ich helfe dir.«

»Ich will deine Hilfe nicht!«, brach es aus mir heraus. »Es ist auch so schon schlimm genug«, setzte ich leiser hinterher, obwohl mir die Worte bereits leidtaten, noch während ich sie aussprach. Ich war nie gut darin gewesen, vor anderen zu verbergen, wie ich fühlte. Deshalb hatte Baro es auch immer so leicht mit mir gehabt.

Viroel schien sich von meinem Ausbruch nicht so schnell abschrecken zu lassen. Sie fasste mir unter den rechten Arm und zog mich auf die Beine.

»Danke« murmelnd stützte ich mich auf ihre Schulter, und gemeinsam schafften wir es Schritt für Schritt bis zur Steilwand. Wie gut sie duftete. Nach irgendeiner Blume oder einem Harz, das ich nicht kannte. Ihr offenes Haar strich über meinen sonnenverbrannten Arm, und für einen Augenblick war der Schmerz vergessen.

Sturmfluten hatten Höhlen in den weichen Sandstein gegraben und Kalk ausgewaschen, der als lange, weiße Tränenspuren über die rauen Oberflächen kroch.

Mir entfuhr ein erleichtertes Seufzen, sobald wir den angenehmen kühlen Schatten erreichten.

»Sind wir hier sicher?«, fragte sie leise.

»Wenn es keine Sturmflut gibt.«

»Und woher wissen wir das?« Viroel sah zweifelnd auf die höher kriechenden Wellen und berührte dabei ein Amulett, dass an einer langen Kette um ihren Hals hing.

Ich zuckte mit den Schultern. »Unwahrscheinlich.«

»Gut, ich glaube dir. Dann bleibt uns wohl nichts anderes, als zu warten.«

Schweigend setzten wir uns in eine kleine Höhle. Mir war noch immer etwas flau. In meinem Magen gluckerte das Wasser, und es fühlte sich an, als suchte mein Körper darin verzweifelt nach irgendetwas Verwertbarem, das mir ein wenig meiner Kraft zurückgab.

Viroel würde mich nicht den Steilhang hinauftragen können. Ich drückte mir eine Hand auf den Bauch und streckte mich der Länge nach aus.

»Hast du Schmerzen?«, fragte sie vorsichtig. Noch immer klang ihr Akzent ein wenig hart in meinen Ohren.

»Nein. Nur Hunger, denke ich.«

»Oh. Wie lange hast du nichts gegessen?«

»Ein paar Tage. Ich habe die Zeit verloren. Aber mach dir keine Gedanken, das Wasser hat schon geholfen.«

Ich hielt die Augen geschlossen. Die Wellen warfen seltsame Echos in der Höhle. Es klang sehnsüchtig.

Viroels Kleidung raschelte. »Es ist nicht viel«, sagte sie. »Aber damit kamen die Menschen früher einen ganzen Tag durch die Wüste. Vielleicht magst du ja ein Stück.«

Honiggeruch.

Ich riss die Augen wieder auf.

Sie hielt mir einen kleinen, braunen Klumpen hin, der alles andere als appetitlich aussah.

»Du musst es langsam essen und lange kauen.«

Mit spitzen Fingern nahm ich eine zähe Kugel entgegen. »Was ist dadrin?«

»Sage ich dir später.« Ihr erwartungsvolles Lächeln wischte jeden Zweifel beiseite.

Ich dachte an unser hart gebackenes Brot und den Stockfisch und erwartete Ähnliches. Vorsichtig biss ich hinein. Die Kugel war weich, fettig und süß. Das kleine Stück schien in meinem Mund zu wachsen. Nun war es salzig, und eine gewisse Schärfe kam hinzu. Kräutergeschmack breitete sich aus. Mein Magen begann erwartungsvoll zu knurren, doch Viroels erhobener Zeigefinger wies mich an, länger zu kauen. Waren da etwa auch noch Nüsse drin? Wenn ja, dann solche, die bei uns nicht wuchsen.

Als sie schließlich schluckte, tat ich es ihr nach, und sofort breitete sich ein Gefühl von Zufriedenheit in mir aus. »Das ist doch mit einem Zauber versetzt«, murmelte ich und biss gleich das nächste Stück ab.

»Zauber nicht, aber Dattel, Scharrdornbirne, Nüsse und Trockenfleisch. Als Kind habe ich es geliebt und gehasst. Meine Großma hat mir jeden Tag ein Stück in die Schule mitgegeben. Sie wollte, dass ich mit den Traditionen meiner Leute aufwachse.«

»Bei uns gibt es etwas Ähnliches, aber das Zeug meide ich, wo ich kann.«

Wir lachten beide, dann wurde Viroels Blick wieder ernst, und ich erinnerte mich erneut an die Fesseln, die mich an sie ketteten, unzerstörbarer als Schmiedestahl.

»Deine Haut muss wehtun, du siehst aus, als wärest du durchs Feuer gegangen.«

Ich rieb mir über den Arm. Trockene Schuppen lösten sich, darunter war noch mehr Rot, kleine Blasen, manche davon aufgeplatzt. Von meinen Tätowierungen war nur noch eine Ahnung geblieben. Bis zu diesem Moment hatte ich den Schmerz irgendwie vergessen, nun kehrte er zurück.

»Hättest du mich nur nicht daran erinnert.« Ich berührte meinen Nacken und stöhnte auf.

»Später kannst du mein Tuch benutzen. Deine Haut ist so hell ... Sehen da, wo du herkommst, alle so aus wie du?«

»Wir sind alle recht hell, wenn du das meinst.«

»Und deine Kupferhaare?«

Ich musste grinsen. »Kupferhaare? Vielleicht jeder Fünfte. Sonst sind viele blond ... also wie der Sand hier, oder braunhaarig.«

Sie nickte andächtig, und ich konnte ihr ansehen, dass ihr wohl tausend Fragen auf der Zunge brannten. Sie ließ sie nicht hinaus, ahnend, dass ich mich kaum noch konzentrieren konnte.

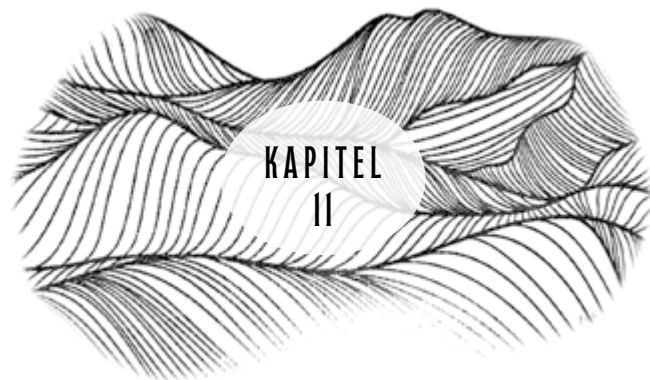
Nachdem ich den letzten Bissen gegessen hatte, fielen mir wieder und wieder die Augen zu.

»Du solltest dich ausruhen.«

»Ich muss mich nicht –«, wehrte ich mich.

»Wer Orrothan im letzten Moment entkommen ist, der hat sich Ruhe verdient.« Sie verschränkte die Arme und musterte mich streng.

Gehorsam streckte ich mich aus, und sobald mein Hinterkopf den Untergrund berührte, fühlte es sich an, als würde ich in den Sand gesogen und langsam darin verschwinden.



BARO

Die Tage flossen ineinander wie Nebelbänke an einem Wintermorgen. Die Trauer war zu groß, um Genaueres zu erkennen. Seine Welt war zu einem diffusen Grau geworden, in dem ein fauliger Geschmack verborgen lag. Das war die Schuld.

Baro hatte sich schuldig gemacht, war wie ein Fanatiker seinem eigenen Irrglauben hinterhergehetzt, hatte versucht, sich von einem Gott Glück zu erkaufen, den es womöglich nicht einmal gab. Dabei war er sich so sicher gewesen. Wie sonst hatte der Priester dreimal das Elfenbeinorakel befragen und dreimal zum selben Ergebnis kommen können? Marenn hatte Arans Anwesenheit auf der Reise gewollt – doch scheinbar nur, um ihn in die Tiefe zu ziehen.

Wenn er das nur geahnt hätte! Wenn er ... Ach ...

Geistergleich bewegte er sich über das Schiff, stets den Blick gesenkt, denn er konnte in den Gesichtern der anderen viel zu leicht lesen, was sie über ihn dachten.

Sorren hielt noch am ehesten zu ihm. Deshalb hatte Baro den Jugendfreund zu seinem Stellvertreter ernannt und ihm sämtliche Entscheidungsgewalt überlassen.

Baros dritter Tag nach dem Sturm hatte mit Gebeten begonnen. Er flehte die Götter so lange an, bis ihm die Stimme versagte.

Seit zwei Tagen lag das Schiff nun bei zwei kleinen, namenlosen Inseln, auf denen nichts wuchs, außer ein paar Dornbüsche. Doch diese einsamen Felseilande waren ausreichend, um dahinter zu ankern und vor dem Zorn Marenn's Schutz zu suchen.

Ein Teil der Mannschaft flickte das Schiff, so gut es ging. Sie hatten grob vorgehauenes Holz mitgebracht, aus dem sie nun mit Hobeln und Sägen formten, was entzweigegangen war. Zwei Spannten waren verstärkt worden, ein paar angerissene Planken ausgetauscht, wo der stürzende Hauptmast sie getroffen hatte.

Baro nahm sein Messer zu Hilfe und begann, ausgefranzte Seile zu lösen, die im Sturm so sehr unter Zug geraten waren, dass sie entzweigerissen waren.

Die Reste waren mit Händen nicht mehr zu lösen und zu nichts zu gebrauchen. Sie waren nur noch im Weg.

Genau wie ich, dachte er bitter und säbelte weiter durch salzverkrustete Taue.

Die Anstrengung trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Seitdem der Sturm abgezogen war, strahlte die Sonne wie zum Hohn vom Himmel, und es ging ein moderater, geradezu perfekter Wind.

Den sie allerdings nicht nutzen konnten, solange die *Illuvar* nicht wieder zusammengeflickt und aufgetakelt war. Zum Glück hatte Baro darauf bestanden, ein Behelfssegel zu kaufen. Ein kleinerer Mast musste auch noch aufgerichtet werden, doch bislang weigerte sich der Rest des alten noch, den Metallschuh, in dem er steckte, freizugeben. Durch das viele Eisen war ihm weder mit Axt noch Säge beizukommen, und so quälten sich auch hier zwei Leute mit Kleinwerkzeug ab, um das Holz Span für Span herauszuberechnen.

Es war entmutigend.

Aber so konnte es nicht weitergehen. Seine Mannschaft erwartete

tete mehr von ihm. Sie würden ihm vielleicht noch ein oder zwei Trauertage zubilligen, dann musste er Härte zu sich selbst zeigen.

Baro fühlte, wie sich etwas in ihm festigte, als würde er eine Faust ballen. *Sie verlassen sich auf mich. Es war mein Traum, und sie alle wurden überredet mitzukommen! Ich habe meinen Bruder verraten, und ich werde bis ans Ende meines Lebens den Preis dafür zahlen. Doch meine Mannschaft, die darf ich nicht auch noch im Stich lassen!*

Mit neuer Energie widmete er sich dem zerfetzten Seil, und endlich gab es nach. Strang für Strang löste sich und fiel aufs Deck. Baro hob sie auf und warf sie in einen Eimer. Selbst zerschlissenes Hanfseil war aufgedröselt und in Pech getaucht noch gut genug, um Lecks zu stopfen. Und so, wie sich ihre Reise bislang zeigte, würden sie nicht auf Marenns Beistand hoffen dürfen.

Baro schob sein Messer zurück in den Gürtel. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der bis in den Bart hineinkribbelte, und straffte die Schultern.

Verzeih, kleiner Bruder ... Ich wünschte, ich könnte mich der Trauer um dich länger widmen. Du fehlst schrecklich. Mit jedem Atemzug fehlst du ... aber nun muss ich an die Lebenden denken. Ich muss!

Er sah sich nach den anderen um, entdeckte Sorren und hielt auf ihn zu. »Wie steht es, guter Freund?«

»Baro?« Er musterte ihn, als sähe er einen Geist. Diese Reaktion gab Baro den letzten Anstoß, den er brauchte, um sich seiner Stellung zu besinnen.

»Berichte.«

Sorren nickte schnell, und der Rest der Mannschaft lauschte aufmerksam schweigend, was er zu sagen hatte. »Alle Holzarbeiten sind erledigt, und bis zum Mittag haben wir den neuen Mast drin. Wir wechseln uns an der Pumpe ab, zwei Stellen sind noch immer nicht dicht.«

»Die kann ich mir vornehmen. Wie steht es um unsere Vorräte?«

»Das Trinkwasser geht zur Neige, ein Fass ist verdorben. Es ist einfach zu heiß. Zudem haben wir das Mehl durch Wassereintritt verloren und die Linsen wahrscheinlich auch.« Er wies auf ein Laken, auf dem die restlichen Linsen in der Sonne trockneten. Viele wirkten jedoch stark aufgequollen oder sogar schimmelig.

»Aber wir haben Fisch!«, warf Jarre ein. »Genug, um alle zweimal satt zu bekommen. Sie sind noch in der Reuse, damit sie frisch bleiben.«

»Gut. Dann zwei von euch auf die kleine Insel zum Kochen. Am besten diejenigen, die heute schon am schwersten gearbeitet haben. Nehmt das gesplitterte Holz fürs Feuer. Und Leute ...« Baro rang nach Atem und zwang sich, jedem in die Augen zu sehen. »Danke. Danke euch allen. Ich verspreche euch, ab diesem Moment bin ich wieder für euch da. Ich habe das Vertrauen, das ihr in mich gesetzt habt, nicht vergessen. Morgen früh setzen wir Segel. Zu den Häfen Nurbans kann es nicht mehr weit sein. Wir werden Schätze heimbringen, von denen selbst noch eure Enkel schwärmen werden!«

Sorren versuchte es mit einem enthusiastischen »Hey!«.

Auch die anderen mühten sich, gute Stimmung aufkommen zu lassen, doch niemand erwartete die gleiche Begeisterung wie am Tag des Aufbruchs. Dennoch brauchten sie den hoffnungsvollen Blick in die Zukunft. Auch wenn von den vierzehn, die aufgebrochen waren, nur noch zwölf auf ihren eigenen Beinen standen.

»Das Meer gibt, das Meer nimmt«, rief Irín, die vor zwei Jahren sogar ihre einzigen Söhne auf See verloren hatte, und damit war ihre kleine Versammlung beendet.

VIROEL

Der seltsame junge Mann schlief, während die Brandung brüllte, und ich ... ich fürchtete mich. Ich konnte nicht anders und wagte trotzdem nicht, Aran zu wecken. Was sollte er auch tun? Er vermochte die Wellen nicht aufzuhalten, die stetig näher an unser kleines Versteck herankrochen.

Das Meer mochte ihn hergebracht haben, doch so wie ich verstanden hatte, kam er von weit, weit weg. Vielleicht von einer kleinen Inselgruppe, die ich mal gezeichnet hatte, ganz nah an der Gegend, wo gefrorenes Wasser wie schwimmende Felsen über den Ozean trieb.

Aran sah schon jetzt weniger fremd aus. Am Anfang hatte mich sein Äußeres fasziniert und zugleich ein wenig abgestoßen. Er erinnerte mich auf erschreckende Weise an meine Feuerträume. Doch ihn hatte nicht Geedals Flamme gezeichnet, sondern die unerbittliche Sonne. Wie er wohl aussah, wenn seine Haut nicht wie verbrüht wirkte und der Mund nicht so rissig war, dass er schon beim Sprechen anfangen zu bluten?

Zu spät hatte ich an das kleine Salbentöpfchen gedacht, dass sich in meiner Gürteltasche befand. Ein Geschenk von Großma Lauri für meine Reise. Die Creme half bei Stichen von Sandfliegen und roch stark nach einer Blume, die nur weit im Süden wuchs. Doch Arans Wunden vermochte sie vielleicht ebenfalls zu helfen.

Sein Brustkorb hob und senkte sich langsam und gleichmäßig. Da war ein Rasseln in der Lunge, und wenn er träumte, zuckten seine Hände, und er gab kleine ängstliche Geräusche von sich, die so gar nicht zu seinem wilden Äußeren passen wollten.

Wahrscheinlich hatte er alles und jeden verloren. Ich hatte nicht

gefragt, doch etwas fraß ganz offensichtlich an seiner Seele. Seine Stimmung schwankte von Freundlichkeit zu Zorn und wieder zurück. Ich nahm es ihm nicht übel, aber schlau wurde ich auch nicht aus ihm. Wie auch? Wir kannten uns ja nur eine Stunde, und nun schlief er.

Hier bei ihm zu sein, fühlte sich seltsam an. Da war eine Ruhe in mir, die ich seit dem ersten Feuerallbtraum nicht gespürt hatte. Fast, als wäre mein vorbestimmtes Ziel auf dieser Reise nie der Tempel, sondern unsere Begegnung gewesen.

War er der geheimnisvolle Beschützer aus meiner letzten Vision? Ich hatte nur seinen Umriss gesehen und das Haar wie flüssiges Metall ... Metall wie Kupfer zum Beispiel – konnte es sein?

Ich versuchte, mir alle anderen Details in Erinnerung zu rufen, doch das Einzige, was ich fand, war eine Empfindung tiefster Sicherheit, sobald er in der Vision aufgetaucht war. Fragen konnte ich ihn wohl schlecht, also konnte ich nur abwarten und versuchen, ihn besser kennenzulernen.

Neben Aran lagen mein Wasser und das letzte bisschen Essen, das ich besaß. Zum Glück folgte ich der Tradition, niemals ohne einen Notvorrat aufzubrechen, wenn ich auf Reisen war. Es konnte immer ein Sandsturm auftauchen. Sich unvorbereitet in Neridin zu verirren, war in der Hälfte der Fälle gleichbedeutend mit dem Tod.

Unter Arans Lidern rollten die Augen hin und her, als würde er einen Ausweg aus seinem Traum suchen. Seine Wimpern und Brauen waren dunkler als sein Haar. Eher braun als kupferfarben.

Ohne nachzudenken, streckte ich vorsichtig die Hand aus und berührte eine der dunklen Flechten. Schwer und irgendwie drahtig fühlte sich sein Haar an.

Was tat ich denn da? Was fiel mir ein? Ich benahm mich wie ein kleines Kind, dass es nicht besser wusste und alles, was es interessierte, mit den Fingern erkundete.

Viroel, du solltest dich schämen!

Aran war nicht erwacht, doch sein Schatten war es. Und zum ersten Mal nahm ich seinen dunklen Begleiter bewusst wahr, was nur bedeuten konnte, dass es auch Aran ein wenig besser ging.

Ich war es so gewohnt, dass die meisten Menschen schwache Schatten besaßen oder sie für ebenso leblos hielten wie die Schatten von Gegenständen, dass mich der feine dunkle Nebel, der nun über Aran schwebte, verblüffte.

Darin ähnelten wir uns also. Beide besaßen wir einen starken Schatten. Es war genau wie in meiner Vision!

In Neridin galt es als unschicklich, seinen dunklen Begleiter wild und frei an seiner Seite zu haben. Angeblich förderte es eine künstliche Ungleichheit zwischen den Menschen, weil die Bevölkerung in der alten Zeit nach der Macht ihrer Schatten eingeteilt worden war und jene mit mächtigen Schatten die anderen unterdrückt hatten. Heute galt es einfach als unschicklich und gipfelte nur in den seltensten Fällen in Neid und Hass. Die Wüstenstämme Neridins schrieben sich auf die Fahnen, aus den Tragödien der anderen Völker gelernt zu haben.

Denn früher, vor dem dunklen Jahrhundert, das die Völker im Norden in Abrelien erst in Krieg, dann in andauernde Zwietracht gestürzt hatte, hatte auch in Neridin derjenige als besonders gesegnet gegolten, dessen dunkler Begleiter besonders stark war. Sie wurden zu Schattenkriegern, zu Verteidigern der Stämme, hohen Beamten und weisen Lehrern.

Arans Schatten wusste nichts vom Brauch meiner Leute. Er schwebte einfach über seinem Menschen und verformte sich langsam zu kleinen Wirbeln und Strudeln, Wellen und Kreisen. Er sah wunderschön aus, fast wie das Meer, fand ich und fragte mich, ob das bei allen aus dem Norden so war.

Ich konnte nicht anders und streckte wieder meine Hand aus. Ganz langsam nur lud ich den fremden Schatten ein, sich zu nähern.

In Neridin galt auch das als unfein, doch Aran schlief, und weder er noch sein dunkler Begleiter kannten unsere Gebräuche.

Das Gespinnst wich erst etwas zurück, dann waberte es um meine Finger herum und berührte sie schließlich. *Kühl.*

Natürlich war ein Schatten aus dem Norden kühl, oder nicht?

Ich rief meinen eigenen hervor, und er schlängelte sich als schwarze Schlange um meinen Arm. Eine winzige Version des glatt geschuppten Lindwurms, der er sonst gerne war.

Erst war es, als würden beide wie von einer unsichtbaren Wand getrennt, dann lösten sich haarfeine Fäden und bewegten sich aufeinander zu.

Ein feines Kribbeln übertrug sich von meinem Schatten auf meinen Arm und ließ die Haare dort zu Berge stehen. Mehr und mehr der Fäden verbanden sich, lösten sich im nächsten Atemzug und suchten erneut die Nähe.

Zuletzt hatte ich meinen Schatten als Kind mit einem anderen auf diese Weise verbunden – mit dem meiner besten Freundin. Danach war mir eingebläut worden, dass auch das sich nicht schickte.

Das hier fühlte sich so anders an als in meiner Erinnerung. Intensiver ... nach mehr! So als wäre die Nähe der beiden Schatten viel richtiger als ihre Trennung. Es kam mir vor, als hätten sie sich nacheinander gesehnt ... als hätte *ich* mich nach Aran gesehnt und wäre ihm nun endlich begegnet. Als wäre es vorherbestimmt! War er wirklich der schemenhafte Krieger aus meinen Träumen? Ich drängte meinen Schatten nach mehr, weil ich mich nach mehr sehnte ... und dann sah ich mich plötzlich wieder in meinem Traum der Feuerwalze gegenüber und an meiner Seite den Fremden und seinen dunklen Begleiter. Wieder vereinten sich unsere Schatten und stellten sich den Flammen entgegen.

Und da war ich mir sicher. Es fühlte sich ganz genauso an wie jetzt. Es *musste* Aran sein. Er und kein anderer war der fremde Streiter. Ihn hatte die Priesterin der Nachtgeschwister gemeint,

als sie sagte, dass ich meinen Kampf nicht allein würde führen müssen.

Unsere Schatten kreiselten und kreiselten wie Sandwirbel und Meereswoge. Wo sie sich berührten, verwischten die Konturen und hinterließen ein wohliges Kribbeln. Ich hätte ewig zuschauen können.

Und Aran bekam es nicht einmal mit. Sein Schatten entschied ganz für sich allein. Er folgte meinem dunklen Begleiter über meine Hand und den Arm hinab bis zum Ellenbogen, dann zuckte Aran plötzlich im Schlaf, und sein Schatten zerfiel binnen eines Wimpernschlags in Tausende winziger Pünktchen, zart wie Staub.

Arans Mund entfuhr ein Seufzen, dann schlug er die Augen auf, deren intensives Blau mich erneut überraschte. Hektisch ging sein Blick umher, und er wirkte kurz orientierungslos.

»Du bist in Sicherheit«, sagte ich schnell und hoffte, dass er nichts mitbekommen hatte. »Das Meer ist zuerst gestiegen, aber jetzt nicht mehr.«

Er musterte mich kurz und wandte dann den Blick ab. »Gut.« Mit einem Stöhnen setzte er sich auf, griff nach der Wasserflasche und hielt inne. »Darf ich?«

»Natürlich.«

»Und du?«

»Verwahr mir einen letzten Schluck, das reicht.«

Er trank langsam, als wäre es das Köstlichste, was er je probiert hatte.

»Iss auch noch etwas. Und hier, das ist für deine Haut.«

Irritiert musterte er das Töpfchen Salbe und stellte es zur Seite. Dann sah er an sich hinab, fand einen losen Faden am Saum seiner Tunika und riss ihn heraus. Aufrecht sitzend begann er, sein schulterlanges Haar mit den Fingern zu kämmen. Dabei spielten Sehnen in seinen bloßen Unterarmen und ließen die geheimnisvollen Zeichen auf seiner Haut tanzen. Schließlich strich er es

straff nach hinten und band es mit dem Faden zu einem kurzen Pferdeschwanz.

Sein Gesicht sah verändert und auch ein wenig jünger aus, die Schultern wirkten nun breiter. Ich merkte, dass ich starrte, und schämte mich ein wenig, doch wegsehen konnte ich nicht. Was, wenn er wirklich der Streiter aus meiner Vision war? Wenn unsere Begegnung vorherbestimmt war und wir uns Seite an Seite dem Feuer entgegenstellen würden? Nur: Wie sollte ich herausfinden, ob es so war?

»Darf ich das noch haben?« Er wies auf den Rest des Essens und riss mich damit aus meinen Überlegungen.

»Natürlich, du brauchst es mehr als ich.«

Er wartete nicht ab, sondern begann sofort zu essen. »Wie lange habe ich geschlafen?«

»Eine ganze Weile. Fühlst du dich besser?«

Er nickte und sah dabei aufs Meer. »Es sinkt bereits. Bald kommen wir hier weg.«

Bei der Vorstellung, zum Tempel zurückzukehren, wurde mir mulmig. Meine panische Flucht kam mir im Nachhinein töricht vor. Andererseits hatte sie mich zu Aran geführt, einem jungen Mann, der aussah, als wäre er vom Feuer berührt worden. Einem, dessen Haar die Farbe von ... von *Flammen* hatte! War auch das ein Zeichen? Oder irrte ich mich, und er war nicht der aus dem Traum mit der Feuerwalze, sondern in Wahrheit von der Allesverbrennenden gesandt worden? Die Vorstellung machte mir doch ein wenig Angst.

»Du verehrst nicht zufällig die Göttin Geedal?«, fragte ich vorsichtig.

Er hielt inne und musterte mich. »Nein, du?«

Ich schüttelte hastig den Kopf.

»Ich habe mich Elandaja verschrieben«, erklärte er.

»Von der weiß ich fast nichts.«

»Sie lässt alles wachsen und blühen, füllt die Felder mit Korn und die Wälder mit Wild.«

»Wälder ...« Das Wort löste etwas in mir aus, das sich wie Sehnsucht anfühlte. Ich wusste, worum es sich bei Wäldern handelte, aber so richtig vorstellen konnte ich es mir nicht. Bei uns gab es nur einen mageren Saum aus Scharrdornbäumen, der dem Wadi Omre folgte, und in den Oasen sorgsam angelegte Obst- und Palmenhaine. Ich wünschte, ich könnte Wälder sehen wie in meinen Träumen, bevor Geedals Feuersturm sie verbrannte. Doch für Wälder brauchte es Regen, und den gab es hier nicht genug.

»Deine Heimat muss wunderschön sein.«

Aran zuckte mit den Schultern, und wieder war da diese Kälte in seinem Blick, die ich nicht zu deuten vermochte. »Mag sein. Aber erinnere mich nicht an Darrah.«

»Warum?«

»Weil ich meine Heimat vergessen muss. Sie wird mich nie wiedersehen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Musst du auch nicht. Und jetzt verschone mich mit deinem Mitleid.«

Nun reizte er mich doch. Schiffbrüchig hin oder her, irgendwann war es genug mit den Unfreundlichkeiten. Der Zauber, der ihn eben noch umgeben zu haben schien, war gründlich zerstört.

»Ist es bei euch im Norden üblich, mieser gelaunt zu sein als ein hungriger Ziegenbock? Ich habe dir das Leben gerettet, und du tust bald so, als hätte ich dich verflucht!«

Aran sprang auf. Seine Schwäche schien vergessen. »Wenn du wüsstest! Wenn du wüsstest, wie recht du damit hast!«, fauchte er und war mit wenigen Schritten beim Höhlenausgang.

ARAN

Sie hatte mich nicht verflucht, sondern verdammt!

Verdammt zu einem Leben in Neridin oder wie dieser trostlose Landstrich auch immer genannt wurde.

Ich atmete schnell und hektisch, spürte meine Knie zittern und versuchte, mich irgendwie zu beruhigen. Meine Gefühle gingen sie nichts an. Derart die Nerven zu verlieren, war eines Mannes aus der Familie Claavi nicht würdig, selbst eines, der zum Sklaven geworden war.

Viroel würde noch früh genug erfahren, was sie durch eine einfache, freundliche Geste errungen hatte. Einen Menschen, der ihr dienen musste, bis er die Lebensschuld beglichen hatte. Offenbar gab es die Sitte der Lebensschuld in ihrem Volk nicht, was mich aber keineswegs davon entband. Ich würde Viroel alles erklären müssen, aber noch fühlte ich mich nicht in der Lage, mein Schicksal in Worte zu fassen.

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

Es gab kein Zurück. Besser, ich gewöhnte mich schnell an den Gedanken.

Ich schluckte mein beißendes Heimweh herunter.

Langsam trat ich aus der Höhle heraus und aß dabei den Rest des merkwürdigen Proviantes, den ich beinahe in meiner Hand vergessen hatte. Widerwillig musste ich eingestehen, dass mir dieses Zeug zusammen mit Süßwasser und einem kurzen tiefen Schlaf genug Kraft zurückgegeben hatte, um mich sicher auf meinen eigenen Beinen zu fühlen.

Wenige Stunden zuvor war ich selbst zum Kriechen zu schwach gewesen. Viroel hatte mich wirklich gerettet.

Der Ozean zog sich bereits wieder zurück, und die Ebbe kam schnell. Im Spülsaum blieb Tang zurück. Schaumblasen platzten auf dem Sand. Weiter draußen brodelte es wie in einem Kessel kurz vor dem Überkochen. Nun, da das Wasser noch recht hoch stand, waren die vorgelagerten Felsen nicht genau zu erkennen. Dort musste mein kleines Boot zerschellt sein.

Die Erinnerung kehrte nur bruchstückhaft zurück. Ich erinnerte mich daran, in einem kleinen Feld aus Trümmern zu treiben, von denen nichts als Ruder taugte. Zwei heiße Tage hatte ich im Boot zugebracht, und der Mangel an Süßwasser hatte mich mehr und mehr den Verstand verlieren lassen.

Es hatte Momente gegeben, in denen ich im Boot stand und Familie und Götter verfluchte, manchmal sogar lachte wie irr ... Dann wieder kalte Nächte, in denen mich selbst meine verbrannte Haut nicht wärmen konnte, obwohl sie bei jeder Berührung glühte.

Ich hatte gezittert und geweint und schämte mich nicht dafür. Nur für die Feigheit, nicht über Bord zu springen und das Leiden zu beenden, schämte ich mich dann doch ...

Mit dem dritten Morgen und der glühenden Sonnenhitze war dann die letzte Kraft aus mir gewichen. Ich konnte nicht einmal mehr den Kopf heben. Aber die Brandung, die hatte ich gehört, sie als Vibration im Holzrumpf gespürt.

Dann schmetterte mich Marenns Faust in einem letzten Kraftakt gegen die Felsen.

Da war eine Erinnerung an den Schock, als ich von glühender Hitze in schäumende Kälte geriet und von der Strömung in verschiedene Richtungen gezerrt wurde, als würde sie versuchen, mich an Armen und Beinen zu packen und auseinanderzureißen.

Obwohl der Himmel strahlend blau war, braute sich dort oben etwas zusammen. War es womöglich nicht Marenns Plan gewesen, mich wieder an Land zu spucken? Der Ozean strahlte Zorn aus wie glühende Kohlen die Hitze.

Mein Schicksal hatte sich erst dort gewendet, wo Meer und Land miteinander um die Vorherrschaft rangen.

Was, wenn Elandaja mich aus den Fängen Marenns gerettet hatte?

Ich schüttelte den Kopf über meinen eigenen Hochmut. Keiner Göttin und auch keinem Gott lag etwas an einem einfachen Bogenbauer aus einem Kaff im hohen Norden. Ganz gleich, wie treu ich der glanzägigen Göttin gewesen war, sie kannte mich nicht.

Die Welt hier im Süden schien zudem ohne Leben. Ich sah kein einziges bisschen Grün, wohin ich meinen Blick auch richtete. Bis auf das Meer war alles tot.

Und hier sollte ich nun für immer bleiben ... oder bis diese Viroel in Lebensgefahr geriet. Sie wirkte allerdings nicht wie jemand, dem das so schnell passierte, also fand ich mich wohl besser mit meinem Schicksal ab.

Leise Schritte im Sand. Sie trat neben mich, reichte mir gerade bis zur Schulter. Ihre zarte Gestalt wirkte zerbrechlich, doch das mochte täuschen. Denn aus ihrem Blick strahlten Stolz und Selbstsicherheit. Aber ich meinte zu erkennen, dass beides vor Kurzem erschüttert worden war. Etwas sagte mir, dass wir uns derzeit beide auf dünnem Eis bewegten – und noch immer war da diese seltsame Anziehungskraft, ganz gleich, wie sehr ich unsere Lage auch verfluchte. Und es lag nicht nur daran, dass sie hübsch war ... Nein, da war mehr. Beinahe, als hätte uns das Schicksal mit feinen Fäden aneinandergebunden.

»Was meinst du, wie lange es noch dauert?«, fragte sie vorsichtig.

»Wo müssen wir denn überhaupt hin?«

Sie trat einen Schritt vor und streckte die Hand aus. »Von dort bin ich gekommen, einen anderen Weg kenne ich nicht.«

Die Wellen ließen bereits hin und wieder gelbgrauen Fels durchschimmern. Ich musterte den Spülsaum und den rasch trocknenden Sand.

»Nicht mehr lange. Auf jeden Fall, bevor die Sonne untergeht. Hast du die Salbe noch?« Schon bei der bloßen Erwähnung des Himmelsgestirns begann meine Haut zu brennen, die wirklich übel aussah.

Ich beschloss, mich zuerst auf die kleinen Probleme zu konzentrieren – auf jene, die ich lösen konnte.

Viroel war kurz in die Höhle zurückgekehrt und hielt mir nun die Salbe hin. »Hier, aber besser, du verhüllst dich, wenn wir rausgehen.«

Nicht mal eine Stunde später kroch ich auf allen vieren wie ein gestrandeter Krebs über freigelegte Felsen, die mit Muscheln und schmierigen Algen bewachsen waren.

In meinem neuen Aufzug kam ich mir lächerlich vor. Ich hatte mir Viroels Tuch, so gut ich konnte, über den Kopf geschlungen, und die Enden baumelten über meinen bloßen Armen, gehalten von ein paar Stofffetzen und einem aufgesplissenen Stückchen Tau. Alles war besser, als meine Haut auch nur einen Wimpernschlag länger der beißenden Sonne auszusetzen. Und auch beschattet durch den dünnen Stoff brannte es, als stünde ich zu nah an einem Herdfeuer.

Obwohl Viroel den Weg besser kennen musste, ging ich voran und half ihr hin und wieder über die glitschigen Blöcke.

Sobald wir die nächste Bucht erreicht hatten, ging sie auf Abstand. Nun folgte ich ihr und hatte Mühe, Schritt zu halten.

»Langsamer ... bitte«, keuchte ich.

Sie ließ sich sofort mit einer Entschuldigung zurückfallen, während wir uns, einem Trampelpfad folgend, die Steilklippe hinaufquälten. Möwen schimpften, und Sturmvögel spien ihren ätzenden Mageninhalt nach uns, weil wir ihren Nestern zu nahe kamen.

Wenigstens das war wie daheim, und aus reiner Gewohnheit formte ich meinen Schatten zu einer Barriere, der uns beide vor den Attacken schützte.

Falls Viroel meine Fähigkeit beeindruckte, so ließ sie es sich nicht anmerken.

Oben angekommen, erreichten wir gelblich graues Felsenland, so kahl, dass ich beständig das Gefühl hatte, etwas fehle. Da war oben blauer Himmel, unten eintöniger Sandstein und nichts, einfach gar nichts dazwischen.

Erst folgte uns noch recht kühle Meeresluft, dann wurde es rasch unerträglich heiß. Während mir der Schweiß in der wunden Haut brannte, glänzte Viroels Stirn nicht einmal. Ihr Atem ging ruhig, während meiner jagte, und ich musste wieder und wieder stehen bleiben, um Kraft zu sammeln.

Sie machte es mir nicht zum Vorwurf. Nein, sie sagte einfach gar nichts. Als hätte sie mich beinahe vergessen.

»Gehen wir jetzt zu deinem Dorf?«, keuchte ich in die Stille hinein.

»Nein, das liegt viele Tagesreisen entfernt im Osten.«

»Wohin dann?«

»An einen Ort, den ich am liebsten nie wiedersehen würde«, zwängte sie hervor, und ihr Blick ging so hektisch, als fürchtete sie sich.

War mein Schicksal womöglich doch noch nicht besiegelt? Könnte ich die Schuld so schnell begleichen?

Mein Zustand war nicht gut, und ich besaß keine Waffe. Dennoch entzündete es einen Funken Hoffnung. »Wer bedroht dich?«

»Keiner ...«, erwiderte sie einsilbig. »Zumindest kein Mensch.«

»Wer dann?«

Sie antwortete nicht, stapfte stattdessen schneller durch den glühenden Sand, als triebe sie meine Frage in die Flucht nach vorn. Dabei sanken ihre Füße seltsamerweise kaum ein, während meine

in den losen Grund abtauchten und jeder Schritt doppelt anstrengend war.

»Kannst du noch, Nordling? Es ist nicht mehr weit«, sagte sie wenig später.

»Wenn nur die Hitze nicht wäre.«

»Die endet bald, komm.«

Auf und ab zogen die Sandhügel, wie ein erstarrtes Meer aus winzigen Steinen. Ich trug meine nassen Schuhe in der Hand. Die Hitze drang durch die Socken, auch wenn die Sonne endlich unterging.

Viroels Wasserflasche hatte ich bis zum letzten Tropfen geleert, und der Durst wurde trotzdem wieder unerträglich. Es war, als würden meine Gedanken vertrocknen. Alles bewegte sich nur noch zäh. Ich sah verschwommen. Viroel war ein dunkler Schemen, dem ich folgte. Das Tuch, das ich mir um den Kopf gewunden hatte, flatterte über meinen Ohren. Falls meine Retterin etwas sagte, hörte ich es nicht. Es gab nur mich, meine brennende Lunge, mein angestrengt pochendes Herz, die quälende Hitze und den Kampf um jeden einzelnen Schritt ...

Sand, überall war dieser verfluchte Sand!

Ich sah erst wieder auf, als wir schließlich eine Art Weg erreichten und es leichter wurde zu gehen.

Der feste Grund entpuppte sich als Rücken eines Felsmassivs, das aus den Sandhügeln ragte. Wir folgten ihm in der hereinbrechenden Dämmerung auf ein seltsames Bauwerk zu, das von zahlreichen Feuern erhellt wurde.

Wer war denn nur auf die hirnverbrannte Idee gekommen, in dieser Hitze mehr Hitze zu erschaffen?

Viroel ließ sich zu mir zurückfallen. »Kannst du noch? Gleich haben wir es geschafft.«

Ich erinnerte mich an ihre Worte. »Das ist der Ort, an den du nie wiederkehren wolltest?«

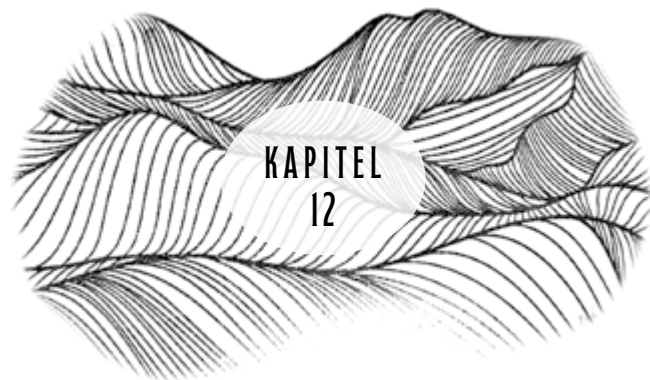
Ihr Blick bekam etwas Gehetztes, und sie nickte schnell.

»Wurdest du bedroht? Bist du angegriffen worden?«, bohrte ich erneut nach.

»Nichts dergleichen. Es geht dich nichts an.«

»Viroel.«

»Es geht dich nichts an, verstanden?«



HURIL

Gleich drei Tauben hatten in schlimmster Mittagshitze die Tempelburg erreicht und waren mit ihren Botschaften mehr tot als lebendig aus dem Himmel gefallen.

Die Burg war Hurils neues Heim, allerdings klang das Wort *Burg* beeindruckender, als es die Anlage war. Nur noch ein Drittel der Quartiere war bewohnt. Selbst zum Krieger der Ewigflammen wollte sich kaum noch jemand ausbilden lassen. Dabei stand der Weg zum glühenden Schwert sogar den einfachsten Leuten offen.

Als der Knappe Erdon nun die Stufen zu seinem Studierzimmer hinaufgerannt kam, hatte sich Huril soeben wieder einmal den Kopf darüber zerbrochen, wie er den weiteren Fall des Ordens aufhalten konnte.

Vor ihm lagen Stapel alter Folianten, in denen er gehofft hatte, Hinweise zu finden. Im Tempel auf göttliche Eingebung zu warten, hing ihm mittlerweile zum Halse raus. Er betete, betete mehr als die anderen, selbst mehr als die Alten, die nichts anderes mehr zu tun hatten.

Und trotzdem blieb Geedal still.

Ihr Tempelfeuer brannte gleichmäßig, und nichts zeigte sich in Flammen oder Rauch. Beinahe, als wäre die Göttin gar nicht da.

Nein, nein, das durfte er nicht denken!

Nicht er auch noch!

Enttäuscht schob er einen dicken, fast sechzig Jahre alten Wälzer von sich, in dem eine Begegnung mit der Flammenden nach der anderen aufgelistet war. Früher hatte sie sich scheinbar oft gezeigt, doch seit dem Ende des dunklen Zeitalters nördlich der Meerenge von Ferant war sie ihren Gläubigen nicht mehr erschienen. Beinahe, als hätte sie danach ihr Interesse an den Menschen verloren.

Huril seufzte. Er hatte es sich einfacher vorgestellt, den Ritterorden zu leiten ... und weniger öde.

Als nun hektische Schritte auf den Stufen zu hören waren, merkte er auf. Um diese Tageszeit rannte niemand, der es nicht musste. Etwas war passiert.

»Hauptmann, Hauptmann, eine Nachricht!«, drang Erdons dünne Stimme durch das Holz.

»Komm rein«, erwiderte er gereizt.

Der schwächige Junge, den die Eltern dem Orden für ein paar Münzen überlassen hatten, keuchte mit offenem Mund. Dabei drückte er sich eine Taube an die Brust, deren Kopf nach unten pendelte. Die taugte wahrscheinlich nur noch für die Küche, besonders, wenn er sie weiterhin so drückte.

»Drei! Drei Tauben, Hauptmann. Eine ist sofort gestorben.«

»Die, die du mitgebracht hast?«, erkundigte er sich ruhig.

»Nein, die ... Oh.«

»Gib her.«

Der Junge hielt ihm die schlaffe Taube hin.

»Die Nachrichten, du Dummkopf!«

»Ja, ja, es tut mir leid, Hauptmann.«

»Kümmere dich um das Tier und geh mir aus den Augen.«

Er sah nicht mehr, wie der Knappe das Zimmer verließ und die Tür schloss. Stattdessen rollte er die erste Botschaft aus.

*Mögliche Prophetin. Kommt schnell.
Hohepriesterin Rubinai*

Plötzliche Hitze flutete seinen Körper wie ein von der Göttin gesandtes Zeichen. War es das, worauf er gewartet hatte?

Er rollte die anderen Botschaften auseinander. Sie enthielten die gleichen Worte. Wer die Tauben losgeschickt hatte, wusste, dass Schwester Glut sie aus dem Himmel blasen würde, und hatte es dennoch getan.

Tempelmutter Rubinai musste sich sicher sein.

Dieses Wunder wollte er mit eigenen Augen sehen! Dafür mussten sie am Abend aufbrechen und die Nacht hindurch reiten.

Huril sprang auf. Nichts würde ihn jetzt noch am Schreibtisch halten. Er musste beten und Geedal ein großes Opfer bringen.

Eine Prophetin! Wenn das stimmte! Mit einer Prophetin an der Spitze seiner Ritter wäre plötzlich alles möglich. Er musste sie haben!

VIROEL

In mir gärte die Angst und brachte mich dazu, meiner Anspannung Luft zu machen, indem ich den Fremden anfauchte. Eine Entschuldigung kam mir dennoch nicht über die Lippen, obwohl er durchaus eine verdient gehabt hätte. Doch wie ein in die Ecke gedrängtes Tier kannte ich gerade nur noch den Angriff nach vorn – und Aran hatte das Pech, als Einziger zugegen zu sein.

Er schwieg schon seit einer Weile und schleppte sich stoisch hinter mir her. Dabei war es ein Wunder, dass er sich überhaupt noch auf den Beinen hielt.

Wir überquerten eine letzte Düne, und dann lag der Tempel vor uns, noch beeindruckender in der heraufziehenden Nacht als am Tage schon.

Am Himmel standen die ersten Sterne, und vor uns war *Feuer!*

Die bunten, von innen beleuchteten Glasfenster sahen nun wirklich aus wie Flammen. Dass den Feuerkörben vor dem Tempel nun vor allem Rauch entstieg, verstärkte den Eindruck noch, es handle sich bei dem Bau in Wahrheit um einen brennenden Holzstoß.

Die Gläubigen waren fast alle fort. Unter den Planen bei den Wassertrögen stand kein einziges Reittier mehr. Auch unsere fehlten.

Kurz reckte Panik ihr hässliches Haupt und trieb mein Herz an. Wo war meine Meisterin? War sie ohne mich weitergezogen? Nein, das würde Nelya niemals tun.

Stunden, nein, ein halber Tag war seit meiner überstürzten Flucht ins Land gestrichen. Natürlich waren die Meralen nicht mehr hier, sondern in einem Stall untergebracht.

»Wo sind wir hier?«, brach Aran sein Schweigen.

»An Geedals Tempel.«

»Ah«, sagte er ehrfürchtig und trat an meine Seite. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht gemerkt, dass ich stehen geblieben war.

Eine kleine Glocke begann zu läuten. »Wir sind entdeckt – Komm, es hilft ja nichts«, seufzte ich, berührte Aran am Arm und ging mit schleppenden Schritten auf das Eingangsportal zu.

»Die Feuerträumerin! Die Feuerträumerin ist zurück!«, rief eine der Novizinnen, die ich am Morgen kennengelernt hatte. Arans Blick ging ruckartig zu mir. »Bist *du* das? Nennt man dich so?«

»Scheinbar. Könnte ich aber gut drauf verzichten«, gab ich knapp zurück und biss die Zähne aufeinander, denn nun kam Nelya quer

über den Hof gerannt. Ehe ich mich über ihre geröteten Augen und das wirre Haar wundern konnte, zog sie mich in die Arme und drückte mich so fest an sich, dass ich kaum noch Luft bekam. »Du bist zurück, oh, bei den Göttern, Mädchen, tu das nie wieder! Hörst du? Hörst du!«

»Ja, ja doch.«

»Und du, junger Mann, hast sie uns zurückgebracht?« Sie schien Aran ebenfalls umarmen zu wollen, doch da fiel ihr im schwachen Licht auf, wie fremdartig er aussah, und wich zurück.

»Nein. *Sie* hat *mich* hergebracht.«

In abgehakten Sätzen fasste ich die Umstände zusammen, unter denen Aran und ich einander begegnet waren, und meine Meisterin tat, was sie in solchen Situationen am besten konnte: Sie wurde ruhig und traf blitzschnell genau die richtigen Entscheidungen.

Sie hielt eine Novizin auf, die zur Hohepriesterin eilen wollte, und beschied ihr, dass ich erst am nächsten Morgen wieder zu sprechen war. Dann trug sie ihr auf, Verbandszeug und Nahrung für Aran zu besorgen. »Wir haben ein Quartier im Nebengebäude. Kommt beide mit. Aran, wie fühlst du dich?«

»Alles tut weh, und viel länger werde ich mich nicht auf den Beinen halten können. Aber es geht, Meisterin.«

»Bald wirst du dich besser fühlen.«

Sie ging voran, und wir folgten. Kein Wort hatte sie mehr über meine Flucht verloren. Doch ausgestanden war die Angelegenheit nicht, nur aufgeschoben.

Der Anbau war mir zuvor nicht aufgefallen. Er lag versteckt hinter einem Andachtsbereich, wo an einer hohen Wand Statue neben Statue stand.

Von einem langen Flur gingen einzelne Zimmer ab. Wir hatten zwei davon, die mit einer Tür verbunden waren. Offensichtlich war jeder davon ausgegangen, dass ich wiederkommen würde.

»Ich habe nach dir gesucht«, wisperte Nelya mir in diesem

Moment zu. »Stunden bin ich alle Strecken abgeritten, die du hättest nehmen können, auch die zum Strand. Aber da warst du nicht.«

Ich berichtete ihr von der anderen Bucht, in der ich mich mit Aran in einer Höhle versteckt hatte, weil die Wellen plötzlich höher und höher kletterten.

»Das nennt sich Flut«, erwiderte sie knapp und schien sich dabei eine ganze Reihe von Verwünschungen zu verkneifen.

Aran hatte sie in eine kleine Kammer geschickt, wo es eine Schüssel und Wasser gab, um sich zu reinigen. Ich hörte ihn prusten und stellte mir vor, wie er mit sich kämpfte, nicht einfach das Waschwasser leer zu trinken.

Als er wieder herauskam, saß ich mit Nelya an einem kniehohen Tischchen. In mehreren Schüsseln wartete ein kaltes Abendessen auf mich. Sie hatte schon gegessen, und ich wollte auf Aran warten. Sein Hunger musste verglichen mit meinem überwältigend sein.

Er war stehen geblieben und sah sich zögernd um. Seine hellen Augen waren im gleichen Maße unheimlich wie faszinierend. Sein kupfernes Haar schimmerte nun nass und dunkel, sodass dessen besondere Farbe im schummerigen Licht der Kerzen kaum auffiel.

Einen Augenblick lang wirkte er völlig verloren, wie er so da stand und auf uns und den üppig gedeckten Tisch hinabschaute. Ich hingegen starrte ihn an. Alles an ihm war fremd und aufregend. Bislang hatte ich nur Geschichten über die blassen Menschen im Norden gehört, und nun stand Aran einfach hier! Seine bloße Nähe sorgte dafür, dass mein Körper sich seltsam anfühlte. In mir war eine kribbelige Aufregung, und wenn er mich aus seinen himmelblauen Augen ansah, schien mein Herz einen aufgeregten Hüpfen bis in meine Kehle zu machen.

»Setz dich doch«, lud ich ihn ein, und er nahm derart ungeschickt auf einem der dicken Kissen Platz, als hätte er noch nie auf einem gesessen.

»Bedien dich ruhig, Aran«, sagte nun auch Nelya. »Doch nach-

dem ich von Viroel deine Geschichte gehört habe, sei vorsichtig mit der Menge, dein Körper muss sich erst wieder daran gewöhnen.«

»Ja, Meisterin.« Sein Blick hob sich nicht, sondern wanderte sehnsüchtig über die verschiedenen Schalen. »Bis auf Brot kenne ich nichts von diesen Speisen.«

Ich wies auf verschiedene geschmorte Gemüse, die mit den fünf Fingern gewürzt waren, einer klassischen Mischung von eben fünf Kräutern in fingerlangen Bündeln, die in ganz Neridin beliebt war.

Er tat eine kleine Portion auf seinen Teller und begann zu löffeln. Ich hätte nicht geglaubt, dass seine arme verbrannte Haut noch röter werden konnte.

»Das ist scharf«, verkündete er, nachdem die Hälfte blitzschnell verschwunden war. »Warum kann es in diesem verfluchten Land nicht irgendwas geben, bei dem einem nicht der Schweiß in Strömen läuft?«

Nelyas Blick kreuzte meinen. Wir versuchten, ernst zu bleiben, mussten dann aber beide so sehr lachen, dass Aran uns musterte, als wären wir verrückt geworden. Erst dann zuckten seine Mundwinkel in die Höhe.

Doch für ein echtes Lächeln reichte es nicht.

Die Nacht kam schnell.

Nach meinem Abenteuer an der Küste fühlte ich mich wie erschlagen, und da Aran schon beim Essen die Augen zufielen, verabschiedeten wir uns schnell zur Nacht.

Aran nahm das zweite Bett in meiner Kammer. Zwischen uns lag ein Fenster, durch das kühle Luft hereindrang. Ich fror ein wenig, doch in seiner Haut war noch immer die Kraft der Sonne gefangen, und er hatte sich so weit aus den Decken gekämpft, dass er bis auf eine sehr knappe Hose nackt war.

Sein Atem ging schwer und tief und sorgte dafür, dass ich keinen Schlaf fand. Womöglich war es auch seine Haut, die im herein-

fallenden Mondlicht gespenstisch aussah. Überall dort, wo sie von Kleidung bedeckt gewesen war, leuchtete sie geradezu. Blass wie frisches Pergament ... oder eine Geistererscheinung.

Der Rest – der mit dem Sonnenbrand – sorgte wohl dafür, dass ihm so warm war. Anders konnte ich es mir nicht erklären, denn waren die Tage auch heiß, die Nächte Neridins waren es nicht.

Und dann waren da noch die seltsamen Symbole auf seiner Haut. An den Händen und Unterarmen waren sie kaum zu erkennen gewesen, doch da waren auch welche auf seinen Oberarmen und Schultern. Kreise, Punkte, Bögen und Pfeile mit gefiederten Spitzen. Die Zeichen wiederholten sich, doch keine Gruppe glich der nächsten. Im Mondlicht sah ich sie ganz deutlich und merkte erst spät, dass ich begann, das Gesehene mit der Fingerspitze auf meiner eigenen Haut nachzumalen. Als ich davon eine Gänsehaut bekam, hielt ich mit leiser Scham inne. Ich hatte so viele Fragen an ihn. Über seine Heimat, die seltsamen Zeichen ... und die wichtigste: ob auch er vom Feuer träumte.

Aran wälzte sich hin und her. »Nein, nein, nicht«, war etwas, das ich regelmäßig aus dem Kauderwelsch heraushörte, dazu etwas wie einen Namen und die Worte »Du bist nicht mehr mein Bruder!«.

Sollte er nicht vielmehr von seinem Beinahe-Tod träumen? Was war zwischen ihm und seinem Bruder vorgefallen, das es vermochte, selbst eine Begegnung mit dem Tod zu überschatten?

Ich hätte ihn am liebsten an der Schulter gefasst und wach geschüttelt, bis er mir alles erzählte. Aber das würde er selbst dann nicht tun, wenn ich wartete, bis er wach war, und ihn freundlich darum bat.

Aran war verschlossen, das hatte ich gleich gemerkt. Ich nahm es ihm nicht übel ... und doch ... ich konnte mir nicht vorstellen, dass morgen alles schon vorbei wäre. Dass wir jeder unserer Wege gehen würden ... und Fremde blieben.

Etwas an Aran war anders als an jedem anderen Mann, dem ich

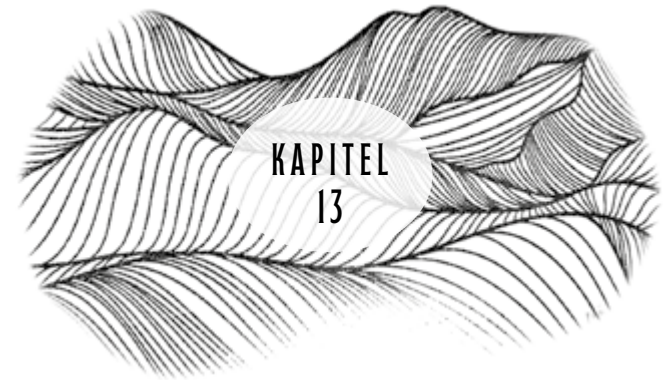
bislang begegnet war. Und es lag nicht an seinem ungewöhnlichen Äußeren, zumindest nicht nur.

Da war dieses starke Gefühl in mir, dass unsere Geschichten für eine Weile miteinander verknüpft waren, unsere Wege nebeneinanderher laufen würden. Als hätte ich einen wichtigen Teil des Rätsels, das mich umtrieb, gelöst. Sein Haar glänzte metallisch wie in meinem Traum, und das Gefühl unserer Schatten, wenn sie sich verbanden, war so einzigartig – da konnte ich mich nicht irren, oder?

Andererseits setzte ich alles auf ein Gefühl und einen Traum. Und Gefühle konnten bekanntlich trügen. Wie sollte ich Gewissheit erlangen, dass Aran der Kämpfer an meiner Seite war? Ich konnte doch schlecht einfach fragen, oder?

Mein Herz begann, schneller zu schlagen, sobald ich etwas länger in sein ebenmäßiges Gesicht sah.

Götter! dachte ich. Götter, bitte, sendet mir nur einen einzigen Traum, der nicht mit Feuer, sondern mit meiner Zukunft zu tun hat!



ARAN

Ich erwachte mit einem heftigen Zucken, meinte, noch immer im Beiboot zu liegen, das mit den Wellen rang, und klammerte mich fest. Doch meine Hände gruben sich nicht in harte Planken, sondern in weichen Stoff.

Das verkehrte Gefühl riss mich endgültig aus dem Schlaf. Ich wusste nicht, wo ich war. Das verdammte Meer war mir so tief in Blut und Knochen gedrungen, dass ich seine schwankenden Wogen noch immer zu spüren glaubte. Doch dies war kein Boot, sondern ein Bett, wenngleich keines, wie wir sie daheim hatten. Die Unterlage war nicht mit Stroh gefüllt, sondern mit etwas anderem, Feinerem, das nicht raschelte, wenn man sich umdrehte.

Neridin, so heißt dieses Land, erinnerte ich mich. Es war noch Nacht, nur ein Hauch von Sternenlicht drang durch das offene Fenster. Ich fand das große Glas mit Wasser, das Viroel mir vorm Schlafengehen hingestellt hatte, und trank es in einem Zug leer.

Still war es. Unheimlich still. Hier, in diesem seltsamen Land, sang kein Nachtvogel, hörte man das Meer nicht rauschen, obwohl es so nah war.

Doch was hatte mich dann geweckt?

So, wie ich mich fühlte, war an schnelles Einschlafen nicht zu denken, also setzte ich mich auf und rutschte so weit hoch, dass ich mich an die Wand lehnen konnte.

Ob Baro ahnt, dass es mich noch gibt?

Ich rieb mir über die Schläfen. Der nagende Kopfschmerz war noch immer da, doch er wurde weniger.

War die *Illuvar* im Sturm gekentert und hatte die Mannschaft mit sich in ihr tiefes, kaltes Grab gerissen?

Sie hatten mir in dem Versuch, mich zu retten, das einzige Beiboot hinterhergeschickt. Aber wozu hatte das Baro, Jarre, Sorren, Irin und die anderen verurteilt?

Ich schluckte heftig gegen den dicken, schmerzenden Kloß in meiner Kehle und bekam ihn doch nicht runtergewürgt.

Dann ersetzte Zorn die Trauer. Mit Zorn konnte ich besser umgehen.

Sie hatten mich allesamt betrogen und dafür gesorgt, dass ich schlussendlich das Leben eines Sklaven führen würde.

Und das alles wegen Baros egoistischem Ehrgeiz. Seinem verdammten, verdammten Ehrgeiz. *Mögen die Götter ihn verfluchen für seinen Eigensinn!*

Ich hielt inne.

Wahrscheinlich hatten sie es längst getan.

Andererseits, auch das wollte nicht in meinen Kopf hinein. Wenn jemand den Willen seines Gottes erfüllte, dann war es Baro.

Ich horchte in mich hinein. Kaum ein Tag meines Lebens war ohne meinen großen Bruder vergangen. Hätte ich es da nicht spüren müssen, wenn er diese Welt verlassen hatte?

Meine Kehle schnürte sich noch fester zu, und meine Augen begannen zu brennen. Ich ballte die Hände zu Fäusten.

Nicht heulen!

Ich presste fester und hätte am liebsten gegen die Wand geschla-

gen, doch ich wollte Viroel keinesfalls wecken. Meine Trauer ging meine neue Herrin nichts an.

Also presste ich die Fäuste auf die Augen, presste, bis ich Sterne sah und die Tränen blieben, wo sie waren.

Lang blieb ich so kauern, die Augen bedeckt, die Knie fest an den Körper gezogen. Meine Haut fühlte sich fremd an. Spannte. Schmerzte. Schüttelfrost und Hitze zogen in Wellen darüber. Mir war elend, und für diesen einsamen Moment genoss ich die widersinnigen Empfindungen. Konzentrierte mich darauf, um nicht nachdenken zu müssen.

Ein Wimmern ließ mich schließlich zusammenzucken.

Mir lief ein Schauer den Rücken hinunter. Etwas war hier.

Ganz, ganz langsam hob ich den Kopf und sah mich um. Das Zimmer war unverändert, das Mondlicht warf ein blasses Quadrat auf den Boden, der Rest war Dunkelheit ... doch nein, nicht Dunkelheit, sondern ein Schatten gewaltigen Ausmaßes!

Wie eine gigantische Kreatur, geboren aus Alpträumen, hockte er auf und über Viroels Bett. Ich meinte, leere Augenhöhlen zu erkennen, ein riesiges, halb geöffnetes Maul und fingerlange Zähne.

War das *Ding* da etwa ihr Schatten?

Es starrte mich an. Auch wenn ich keine Augen erkennen konnte, starrte mich das Biest eindeutig an!

Ich fühlte, wie mein eigener dunkler Begleiter auf meinen Schreck reagierte und sich zum Kampf bereit machte. Das war noch nie geschehen. Ich brauchte all meine Willenskraft, um zu verhindern, dass er sich manifestierte. Ich zog ihn näher an mich und ließ ihn schrumpfen, bis er als vibrierende Masse unter meiner Handfläche schwebte.

Viroels Atem wurde lauter, schneller. Angestrengt, als wäre sie in ihrem Traum vor etwas auf der Flucht. Ihre Angst übertrug sich irgendwie auf mich und kribbelte in meinem Nacken.

Das war kein gewöhnlicher Albtraum. Das war mehr!

Eine unheilvolle Magie breitete sich aus!

Ihr Schatten veränderte sich. Er wand sich, als würde jemand riesige Stoffstränge verknotten. Mir kam es vor, als versuchte er, sich in sich selbst zu verkriechen.

Spiegelte er Viroels Empfindungen?

Für den Augenblick war mein Zorn auf sie vergessen. Fasziniert und abgestoßen, als würde ich ein Unglück beobachten, starrte ich sie an, dann konnte ich mich nicht länger verschließen. Ja, sie war nun Herrin über mein Leben, doch sie konnte nichts dafür. So ein Leid hatte sie nicht verdient.

Ihrem Mund entstieg ein leises Wimmern, bei dessen Klang sich mir die Brust zusammenzog. Ich sah mich hektisch um und fühlte mich plötzlich schrecklich hilflos. Was sollte ich tun? Sie wecken? Oder würde ihr Schatten dann über mich herfallen?

Dann meinte ich plötzlich Rauch zu riechen. An sich nichts Ungewöhnliches in einem Tempel Geedals. Nur kam er nicht von draußen, sondern ging ganz eindeutig von Viroel aus!

Nun begann ihr Schatten, von innen heraus zu schimmern. Wie ein goldener Funke in einem Meer aus Qualm. Mehr und mehr dieser Funken erschienen, und Viroel rollte sich darunter zusammen und zitterte.

Mein Herz begann zu rasen, als gälte der Angriff auch mir. Ich würde keinen Augenblick länger nur zusehen. Es würde enden, jetzt!

Ich schob mich aus meinem Bett, flüsterte ihren Namen und wollte sie an der Schulter berühren, um sie zu wecken. Doch ihr Schatten verhinderte es. Blitzschnell war er zwischen uns, wurde fest und nahm mir jegliche Sicht.

»Viroel!«, stieß ich gepresst hervor, doch ich sah nichts, absolut gar nichts. Ihr Schatten hatte sämtliches Mondlicht aus dem Zimmer getilgt, und ich bekam es mit der Angst. Das Einzige, was ich wahrnahm, war der Tritt bloßer Füße auf dem steinernen Boden. Viroel war aufgestanden, aber nicht aufgewacht!

Ihr seltsamer Traum schien sie aus ihrem Bett zu führen.

Ich verschwendete keinen zweiten Gedanken an ihre Meisterin. In der Zeit, die ich brauchen würde, um Nelya im Nachbarraum zu wecken, könnte Viroel sonst wo sein. Sie schien dazu zu neigen, einfach abzuhausen – und diesmal offenbar sogar, ohne zu merken, wo sie hinlief.

Ich folgte ihr auf Zehenspitzen.

Wir verließen den Anbau, liefen an den Statuen im Innenhof vorbei und dann zum Haupttempel. Viroels Schatten hüllte sie schützend ein, als liefe sie in einer Wolke. Ihre Augen waren dabei fest geschlossen, ihr Mund zu einem Strich zusammengepresst.

Hatte sie Schmerzen? Es sah jedenfalls so aus.

Mit der Schulter drückte sie eine kleine Tür auf, die seitlich in den Tempel führte. Bis wir hindurchgingen, hatte ich diesen Eingang nicht einmal bemerkt.

Schwerer Rauchgeruch umfing uns. Im Tempel brannten nur noch einige wenige Kerzen, und auf dem Boden lag eine feine Ascheschicht von all den heruntergebrannten Opferfeuern. Viroels bloße Füße hinterließen Spuren im Grau.

»Viroel, wach auf«, versuchte ich es ein weiteres Mal. Meine Stimme warf in der hohen Halle unheimliche Echos. Das ging doch alles nicht mit rechten Dingen zu!

Viroel blieb vor dem Hauptaltar stehen und begann, plötzlich zu zucken und zu stöhnen. Ihr Schatten wirbelte in wachsender Panik um sie herum. Mehr und mehr goldene Funken erschienen in der Schwärze, als würde er von innen heraus Feuer fangen. Und er litt.

Viroel begann zu schwanken. Ihre Hände suchten nach Halt. Die Götter schienen die Zeit langsamer fließen zu lassen.

Ich stürzte nach vorn und bekam Viroel noch gerade so zu fassen, bevor sie auf den harten Steinboden schlug.

Ihren Fall konnte ich dennoch nur verlangsamen, aber nicht auf-

halten. Vorsichtig ließ ich sie zu Boden sinken und kniete mich neben sie.

Sollte ich sie nun wach schütteln? Ihr über die Stirn streichen? Ich hob die Hand ... zögerte. Wahrscheinlich war es ihr nicht recht. »Viroel, Viroel, bitte komm zu dir.«

Sie warf den Kopf hin und her. Nun sah ihr Gesicht nicht schlafend, sondern gequält aus.

»Elandaja, hab Mitleid!«, stieß ich hervor. Denn auch, wenn ich mich in Geedals Tempel befand, brachte ich es nicht über mich, die Feurige anzurufen.

Über Viroel wirbelte ihr Schatten, er wechselte die Form von einer Wolke zu einem schlangenartigen Wesen, dessen glatte Schuppen die Kerzenflammen reflektierten, und wieder zurück zum formlosen Schemen. Auch er quälte sich, ich spürte es ganz deutlich.

Als sich Viroel nun mit einem Schrei aufbäumte, vergaß ich meine Hemmungen ebenso wie den Zorn auf sie und zerrte sie in meine Arme. »Wach auf! Wach auf, Viroel, bitte!«

Sie riss die Augen auf, da war ganz viel Weiß. Jeder Muskel in ihrem Körper war aufs Äußerste gespannt. Alles lehnte sich gegen diesen Albtraum auf, und auch in mir rebellierte eine Mischung aus Übelkeit und Angst. »Ich hab dich! Ich hab dich ja, keine Angst.«

»Aran«, wisperte sie schwach.

Mir lief ein seltsamer Schauer durch den Körper, als hätte sie etwas tief in mir berührt, von dessen Existenz ich bis zu diesem Augenblick nichts gewusst hatte.

Dann endlich sank sie in meine Arme.

Ihre Atmung wurde ruhiger, die Episode war vorüber, worum auch immer es sich dabei gehandelt hatte.

Als sie schließlich ihre Augen öffnete, atmete ich erleichtert auf. Ich sah ihr die Verwirrung an, sagte aber nichts, während ihr Blick erst über die Säulen und das Deckengewölbe strich und dann bei

mir verweilte. In diesem Moment sah sie unendlich verletzlich aus, und zugleich glomm eine Stärke in ihr, die mein Herz zu einem erleichterten Freudentanz veranlasste.

»Wer ...? Wo ...?«, stöhnte sie.

Ich rieb ihr über den Arm. »Wir befinden uns vor dem Hauptaltar in Geedals Tempel. Du bist schlafgewandelt, und weil ich dich nicht wecken konnte, bin ich dir gefolgt. Mein Name ist Aran Claavi aus Stora Gley, falls du dich nicht mehr erinnerst ...«

»Doch, doch, ich weiß, wer du bist«, erwiderte sie schwach und musterte mich dennoch, als sähe sie mich zum ersten Mal. »Wie Gold ...«

»Was?«, fragte ich irritiert.

Sie hob die linke Hand und strich mit einer Fingerkuppe meine Wange entlang über die Bartstoppeln. »Die Haare.«

Wie kam sie jetzt ausgerechnet darauf?

»Und hoffentlich bald weg, sobald ich ein Rasiermesser finde.« Ihre Berührung ließ einen Schauer über meine Haut rieseln, der bis in den Nacken kribbelte und mich näher zog wie ein geheimnisvoller Zauber. Ihre Augen waren Strudel, die mich in die Tiefe lockten. Erst als ihr Atem zart über mein Gesicht strich, wurde mir bewusst, dass wir einander beinahe nah genug waren für einen Kuss. Beinahe ...

Bei der Göttin, was tat ich denn da?

Ihr Blick änderte sich plötzlich, als erwachte sie eigentlich jetzt erst aus ihrem Traum. Alles Weiche in ihren grünen Augen schwand schlagartig. »Ich muss hier weg.«

»Natürlich.«

Sie rappelte sich auf, und sofort herrschte wieder Distanz zwischen uns. So wie es sein sollte zwischen zwei Menschen, die einander fremd waren. Zwischen Herrin und Diener ...

Erleichtert atmete ich auf.

»Uh, ich bin noch wackelig auf den Beinen«, keuchte Viroel und

hielt sich erschrocken an meinem Arm fest. Aus der Nähe nahm ich den Rauchgeruch wahr, der ihrem Haar entstieg, erwähnte ihn aber nicht.

Wir liefen los, und Viroel wurde mit jedem Schritt schneller. Erst als ich das Portal geöffnet und wir es durchquert hatten, blieb sie stehen.

»Aran, du musst mir etwas versprechen.«

»Was?«

»Mögen sich unsere Wege morgen auch trennen – du darfst niemandem erzählen, was eben passiert ist.«

»Dass du schlafwandelst?«, sagte ich mit erzwungener Leichtigkeit. »Da ist doch nichts dabei.«

»Aran!«

»Ich schwöre bei den Göttern! Aber was hast du geträumt? Warum konnte ich dich nicht wecken? Und warum riecht dein Haar nach Rauch, und dein Schatten wird riesig und glüht von innen? Ich verstehe das alles nicht.«

»Das musst du auch nicht. Je weniger du weißt, desto besser ist es. Es ist schon so schlimm genug, ich will dich nicht mit hineinziehen.« Und damit drehte sie mir den Rücken zu und trat an eines der Wasserbecken im Tempelhof.

Doch so leicht ließ ich mich nicht abwimmeln. »Warum nennen sie dich die Feuerträumerin? Viroel, sprich mit mir!«

Sie schüttelte den Kopf, tauchte die Hände ein und rieb das kühle Nass über ihre Arme.

»Viroel, bitte!« Vielleicht lag in ihrem Geheimnis der Schlüssel zu meiner Freiheit. Je schneller ich alles darüber wusste, desto eher konnte ich mich daranmachen, meinen Eid zu erfüllen.

Doch sie blieb stur und lief in Richtung Anbau.

»Mein Leben hängt an deinem!«, rief ich.

Sie blieb ruckartig stehen. »Was?«

Eigentlich hatte ich es ihr nicht so bald auf die Nase binden wol-

len. »Du hast mir das Leben gerettet. Nach Sitte meines Landes werde ich dir so lange folgen und dienen müssen, bis ich meine Schuld beglichen habe.«

Sie kniff irritiert die Augen zusammen und schüttelte energisch den Kopf. »Vergiss es. Das will ich nicht.«

»Was du willst, spielt keine Rolle. Es ist Tradition.«

»Aber nicht meine!«, fauchte sie. »Und jetzt verschone mich mit diesem Unsinn, bevor uns doch noch jemand bemerkt!«

Eine Erwiderung blieb mir im Hals stecken. So hatte ich mir das wirklich nicht vorgestellt. In meinem Kopf geriet alles durcheinander. Ich schwankte hin und her zwischen dem ehrlichen Wunsch, ihrem Geheimnis auf den Grund zu gehen, der Hoffnung, meine Schuld bald abzugleichen, und dem erstaunlich tief empfundenen Wunsch, sie zu beschützen und alles Böse von ihr fernzuhalten. Fast, als hätte das Schicksal mich absichtlich auf diesen Pfad gesetzt.

Sie lief los und sah sich nicht mehr nach mir um, bis wir im Zimmer zurück waren und ich die Tür hinter mir geschlossen hatte.

»Was jetzt?«, flüsterte ich.

»Du gehst am besten schlafen, du bist sicher müde.«

Das war ich, aber ich würde mich nicht einfach wegschicken lassen wie ein ungezogenes Kind. »Und du?«

»Hab noch was zu erledigen«, murmelte sie und schien mehr und mehr in ihre eigene Gedankenwelt davonzudriften. Ich setzte mich auf mein Bett und beobachtete, wie sie zuerst ihr Gepäck durchsuchte und dann nach und nach Papier – viel feiner als unser Rindenpapier in Stora Gley –, Kohlestift, Tusche und ein Kästchen mit Federn zutage förderte. Wollte sie etwas aufschreiben? Aufzeichnen?

Sie entzündete drei Kerzen und stellte sie im Bogen vor sich, dann begann sie konzentriert, feine Linien mit dem Kohlestift zu ziehen.

Ich streckte mich auf dem Bett aus und beobachtete, wie aus einem Gewirr scheinbar planlos gezogener Striche einige flächige Flecken erwachsen.

Sollte ich fragen, was es war? Ich kam mir dumm vor, es nicht zu erkennen, denn eine Stimme in mir sagte, dass ich es kannte ... kennen sollte. Zwischen die Flecken setzte Viroel nun kleine Punkte ... nein, keine Punkte – Wellen!

Es waren Inseln in einem Meer! Neun Stück an der Zahl. Und die Form der größten von ihnen war unverwechselbar.

»Das ist Hestrel, die Pferdekopfinself!«, stieß ich hervor.

Viroel zuckte zusammen. Wo eine kleine Welle sein sollte, prangte nun ein schiefer Klecks.

Die Entschuldigung blieb mir im Hals stecken, weil Viroel mich ansah, als wäre ihr ein Geist erschienen. Ihre grünbraunen Augen sahen noch ein wenig größer aus, und sie rang nach Worten.

»Du ... Du weißt, wo das ist?«

»Klar.« Ich rutschte auf dem Bett ein Stück näher und wies auf die drittgrößte Insel. »Da bin ich geboren, und hier, in dieser kleinen Bucht, liegt der Hafen, von dem wir ausgelaufen sind. Daneben, nur einen ganz kurzen Weg entfernt, befindet sich meine Werkstatt.« Ich seufzte, rollte mich auf den Rücken und schloss die Augen. »Nichts davon werde ich so bald wiedersehen.« Ich wollte mich schon dem Heimweh hingeben, als mir schlagartig etwas klar wurde. »Du warst noch nie dort. Wieso kannst du die Inseln genauer abbilden, als es selbst unsere Kartenmacher können? Und warum zeichnest du sie mitten in der Nacht?«

VIROEL

Weil deine Heimat womöglich brennen wird! Wenn ich nicht einfach nur Albträume habe, sondern tatsächlich Visionen einer nahen Zukunft, wird alles, was du liebst, in einem Flammensturm vernichtet werden! Dann sprichst du wahr, wenn du sagst, dass du es nicht wiedersehen wirst. Weil es entweder genau in diesem Moment untergeht oder sehr, sehr bald.

All das konnte ich vielleicht denken. Aber es Aran ins Gesicht sagen? In mir rangen zwei widersprüchliche Stimmen miteinander. Einerseits hatte er ein Recht darauf zu erfahren, was geschehen würde. Andererseits wusste ich ja selbst nicht einmal, woran ich genau war. Deshalb war ich ja hergekommen. Um herauszufinden, ob ich träumte oder mehr dahintersteckte.

Und damit war meine Entscheidung gefallen. Bis ich Sicherheit hatte, würde ich Aran nichts davon sagen. Warum ihm Angst machen, wenn es niemals passieren würde, oder womöglich erst in einhundert Jahren?

Hoffentlich könnten die Hohepriesterin und ihre Berater morgen Klarheit in die Sache bringen.

»Ich kann nicht darüber reden, noch nicht.« Energisch rollte ich die kleine Karte zusammen, packte mein Zeichenzeug zusammen und blies die Kerzen aus, bevor Aran mich noch einmal ansehen konnte.

Seine blauen Augen hatten etwas an sich, das es mir schwer machte, wegzuschauen. Sie waren so hypnotisch wie die ersten Wolken der kurzen Regenzeit, trugen etwas in sich, nach dem ich mich mit jeder Faser meines Körpers sehnte.

Ob alle Menschen im Norden solche Augen hatten?

Ich würde ihn nicht fragen.

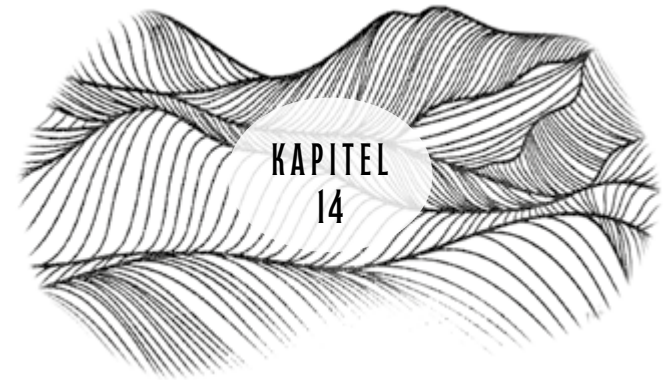
Stille breitete sich zwischen uns aus wie eine unaufhaltsam wachsende Wüste. Selbst als ich wieder im Dunkeln in meinem Bett lag, konnte ich sein Schweigen so deutlich wahrnehmen, als würde er mir seine Vorwürfe aus nächster Nähe ins Gesicht brüllen.

Er schlief nicht. Sein Atem verriet es, und so hellwach, wie ich mich fühlte, konnte ich genauso gut bis zum Sonnenaufgang meine Herzschläge zählen.

Aran lag auf dem Rücken, lang ausgestreckt wie ein Toter. Das Mondlicht umriss seine Konturen. Er erinnerte mich an die Menschen aus meinem Albtraum. An Menschen mit hellen Haaren und blasser Haut, die brannten.

Menschen, deren Umrisse als schwarze Spuren in der weißen Asche verkohlter Häuser zurückblieb.

Ich meinte, die Schreie der Überlebenden zu hören und den Gestank des Brandes zu riechen. Von überall waren sie mit Eimern gekommen, hatten so viel Wasser zum Löschen verbraucht, wie es die gesamte Zisterne von Elaty nicht hergab. Und doch reichte es nicht. Ihre Häuser waren nicht wie unsere. Nicht aus Stein. Ihre Wände, ihre Böden, selbst die Dächer brannten ... Sie konnten ihr Dorf nicht retten, und doch versuchten sie es, weil sie zu stur waren, um ihr Schicksal zu akzeptieren. Ihr Verhalten war dumm, und zugleich weckte es tiefe Achtung und Respekt in mir. Aran war einer von ihnen. Ich sah die Charakterzüge auch in ihm. Er war ein Kämpfer ... Aber war er *mein* Kämpfer aus der Vision? Mein Herz war sich sicher.



VIROEL

Irgendwann musste mich der Schlaf doch geholt haben, denn als ich wach wurde, strahlte die Morgensonne durch das kleine Fenster, und Aran stand vor einer Waschschüssel und schabte sich mit einem Messerchen die goldenen Stoppeln von den Wangen. Sein Haar war nass und stramm zurückgebunden, und er trug eine lange, in der Mitte geschlitzte Tunika, wie es bei den Männern des Wüstenstamms der Kerenen üblich war. Sie war ohne jeglichen Schmuck und von einem blassen Hellgrau, das an den Schultern weiß ausgebleichen war. Sie stand ihm dennoch hervorragend, betonte seine schlanke Taille und die kräftigen Schultern.

Scheinbar war er schon eine ganze Weile wach, und ich hatte einiges verschlafen. Unbemerkt geblieben, hätte ich ihm noch eine Weile zuschauen können, doch ein unmissverständliches Kribbeln in meinem Bauch ließ mich wissen, dass ich entdeckt worden war.

»Guten Morgen«, sagte er, legte das Messer zur Seite und wusch sich das Gesicht. Er sah ordentlich aus, doch auf Stirn, Wangen, im Nacken und besonders an den Unterarmen schälte sich die sonnenverbrannte Haut.

»Guten Morgen«, erwiderte ich träge. »Wo kommt die Kleidung her?«

»Vom Tempel. Stammt wohl von jemandem, der sein altes Leben aufgegeben hat, um der Göttin zu dienen.«

»Wie fühlst du dich?«

Er verzog den Mund. Sein Blick ging zu der aufgerollten Kartenskizze, die ich mitten in der Nacht angefertigt hatte, erwähnte sie aber nicht. »Besser. Die Kopfschmerzen sind weg, und ich habe nicht mehr den Drang, ständig etwas trinken zu müssen. Und du?«

Ich saß auf der Bettkante und zuckte mit den Schultern. Nach der merkwürdigen Nacht war ich noch sicherer, dass ich hier nicht am richtigen Ort war. Ganz im Gegenteil. Der Tempel machte mir Angst. Ich wollte dringend hier weg, war zugleich aber sicher, dass sie mich nicht lassen würden.

»Sobald ich hier raus bin, werde ich mich schlagartig besser fühlen. Und – Aran? Du hast mir etwas versprochen.«

»Keine Sorge, ich schweige«, sagte er und begann, auf seinen getrockneten Schuhen herumzudrücken. Das Leder war starr. Salzkristalle und Sand bröckelten zu Boden. Sie sahen schon auf den ersten Blick unbequem aus.

In diesem Moment wurde kurz an der Tür geklopft und diese gleich darauf geöffnet. Es war Nelya. »Viroel, mach dich fertig, der Rat der Hohepriester ist eingetroffen. Sie wollen dich gleich anhören, danach brechen wir auf. Essen steht auf dem Tisch.«

Mein Herz tat einen Satz. Heute schon würde ich hier wegkönnen! So ganz glauben konnte ich es noch nicht.

Aran war neben meiner Skizze stehen geblieben und legte eine Hand auf das Papier. Sein Blick flackerte unsicher, als er meinen suchte. »Gib es ihnen nicht.«

Ich wollte erwidern, dass es meine Zeichnung war und ihn nichts anging. Doch das stimmte nicht. Es war sein Zuhause. Sein Zuhause, das brannte!

»Warum?«, wollte ich wissen. Wusste er mehr über die ganze Sache?

»Ich habe kein gutes Gefühl.«

Ich hatte den Ort eigentlich ebenfalls auf der großen Karte markieren wollen, die Nelya der Priesterin Rubinai übergeben hatte, vielleicht sogar ergänzt durch die kleine Zeichnung. Doch etwas in Arans Blick ließ mich innehalten. Da war eine Dringlichkeit im Blau seiner Augen, die mir beinahe die Sprache verschlug. »Dann behalte die Karte.«

»Was?« Er wirkte verblüfft.

»Ich schenke sie dir.«

In seinen Mundwinkeln zuckte die Andeutung eines Lächelns. Hastig schnappte er sich die Zeichnung und drückte sie an seine Brust. »Danke. Es ist eine gute Erinnerung.« Er schluckte hart und ließ die Schultern hängen.

Dann war unser Gespräch so plötzlich zu Ende, als würde sich im Boden zwischen uns ein Graben auftun. Wir hatten beide Fragen, doch vor meiner Meisterin würden wir sie nicht stellen. Aran nickte knapp in wortlosem Verstehen und wandte sich ab.

Er folgte Nelya in ihr Zimmer, während ich mich zügig wusch und das Beste anzog, was ich besaß und auf die Reise mitgenommen hatte: einen langen, fast durchsichtigen Rock, darüber eine kürzere Tunika mit engem Oberteil und weiten, luftigen Ärmeln. Beides war blassgrün und an den Säumen dunkler. Das passende Tuch ließ ich zurück, ich würde es erst brauchen, wenn wir uns auf die Weiterreise machten, um mich vor der grellen Sonne zu schützen.

Der wenige Schmuck, den ich besaß, war jeden Tag derselbe. Heute würde ich Großmas Amulett aber über der Kleidung tragen. Vielleicht konnte mich der Wolkenstein vor Geedals zornigem Blick und dem Eifer ihrer Gläubigen schützen.

Als ich mit ausgebürsteten Haaren ins Nachbarzimmer trat, hiel-

ten Aran und Nelya beim Essen inne. Ich verlor kein Wort und setzte mich zu ihnen.

Es gab lauwarmes Fladenbrot und Kräuterquark aus Ziegenmilch. Ein schlichtes, angenehmes Essen, das sicherlich auch die Novizinnen bekamen. Dass die Tempeldiener uns nicht mit Köstlichkeiten überhäuften, ließ mich hoffen, dass sie meinen Träumen doch weniger Bedeutung beimaßen als angenommen.

Wir aßen schweigend. Nelya schien vor Aran nicht über unser Geheimnis sprechen zu wollen, und Aran brach sein Schweigen nicht.

Als der Wind die ersten frommen Gesänge bis zu uns trug und der Tempel seine Pforten für die Gläubigen öffnete, waren wir mit unserem hastigen Essen fertig.

»Es ist so weit«, sagte Nelya. »Bringen wir es hinter uns. Wir müssen bald aufbrechen, sonst schaffen wir es nicht rechtzeitig nach Nurban.«

»Du würdest doch nicht ohne mich ...« Mein Hals wurde plötzlich eng. »Wenn sie versuchen, mich zu zwingen ...«

»Können sie das?«, mischte sich Aran ein. »Dich zu irgendetwas zwingen, meine ich?«

Ich tauschte einen Blick mit meiner Meisterin. Wir wussten es beide nicht. Wir waren nur zu zweit. Alle anderen in diesem Tempel gehorchten der Hohepriesterin oder setzten ihre Hoffnung in Geedal.

»Du kannst hier warten und dich ausruhen«, sagte Nelya zu Aran, doch der schüttelte nur den Kopf. »Ich hatte genug Ruhe. Vielleicht braucht mich Viroel.«

Da sie nichts von Arans Lebensschuld ahnte, zuckte sie nur irritiert mit den Schultern. »Wenn sie das denn wünscht?«

Unsere Blicke trafen sich, und wieder war da dieses geheimnisvolle Gefühl, dass ich auf dem richtigen Weg war. Und dass Aran ... dazugehörte. Zu diesem Abenteuer ... und zu mir.

Ich bekam kein Wort heraus, nur ein Nicken.

Wir verließen den schlichten Anbau und querten den Hof. Aran lief neben mir her, und sofort fühlte ich mich besser. Sicher ... als hätte alles seine Richtigkeit. Als wäre ich zuvor ständig aus dem Gleichgewicht geraten und hätte nun meine Ruhe wiedergefunden.

Als wir an einer überdachten Stelle vorbeikamen, wo die Tempeldiener das Holz für die heiligen Feuer vorbereiteten, schnellte Aran plötzlich vor und zerrte eine Axt aus dem Hackklotz. Die Selbstverständlichkeit, mit der er die improvisierte Waffe in den Gürtel schob, verschlug mir die Sprache, und ich zweifelte keinen Herzschlag lang, dass er genau wusste, wie man sie als Waffe einsetzte. Ich hoffte nur, dass er nichts provozierte, nur um seine Schuld zu begleichen, über die ich bislang noch viel zu wenig wusste.

Nur einen Augenblick später wurden wir von den beiden Novizinnen in Empfang genommen.

»Ich lass nicht zu, dass dir etwas passiert«, raunte er.

Dann betraten wir auch schon den Raum am Ende des langen Flures, aus dem ich am Vortag geflohen war.

Nun war er voller Licht.

Spiegel reflektierten ein Dutzend kleiner Feuer, die fast rauchlos brannten. Pechschwarz erhob sich eine Skulptur Geedals an der Südwand. Davor waren drei Stühle auf niedrigen Podesten aufgebaut. Sie sahen aus wie kleine Throne. Auf dem mittleren saß die Hohepriesterin Rubinai, links und rechts von ihr zwei Männer, deren prächtige Ornate in Schwarz und Gold ihre Macht nach außen trugen. Der linke war vielleicht Anfang sechzig, der Bart lang und grau. Über seinem kahlen Kopf prangte eine gehämmerte, goldene Scheibe, die das Licht reflektierte und die Strahlen so unangenehm in die Augen stechen ließ, als wäre böse Absicht dahinter. Wahrscheinlich wurde auf diese Weise ein jeder, der ihm gegenübertrat, gezwungen, den Blick abzuwenden oder den Kopf zu neigen.

Der andere war jünger, ich schätzte ihn auf Anfang dreißig. Seine Stirn war mit Asche bestrichen, die Augen darunter schwarz und stechend. Auf seiner Wange prangte eine Verbrennung oder ein Feuermal.

Sobald er mich ansah, krampfte etwas zwischen meinen Schultern, und ich wollte nur noch weg.

Aber das konnte ich nicht. Ich musste diese verdammte Anhörung aushalten, und dann erst wäre ich frei.

Also straffte ich die Schultern, dachte an die Hauptstadt Nurban, die sich in meinem Herzen von einem Sehnsuchtsort zu einem Symbol meiner zurückerlangten Freiheit gewandelt hatte. Ich würde die Fragen der Geedalspriester und der Hohepriesterin beantworten und dann so schnell wie möglich verschwinden. Es war ein Fehler gewesen herzukommen. Diese Menschen hier hatten keine Antworten für mich. Ich würde woanders selbst welche finden müssen.

Der Alte mit der Goldscheibe wurde mir als Schriftgelehrter Zingoré vorgestellt, der Jüngere nannte sich Huril, Hauptmann der Ritter der Ewigen Flamme, ein Titel, auf den er ganz offensichtlich sehr stolz war.

»Ich wusste nicht, dass Geedal über eigene Ritter verfügt«, platzte es aus mir heraus.

»Du weißt so vieles nicht, Mädchen«, sagte die Hohepriesterin zurechtweisend. Von der Freundlichkeit des Vortages war nichts geblieben. »Nun berichte meinen Ratgebern von deinen Träumen.«

Und genau das tat ich. Ich erzählte, wie es angefangen hatte damals im Wadi, berichtete von jedem Traum, von jeder fremden Landschaft und den flammenden Infernos, die für ihre Vernichtung sorgten.

Die Männer lauschten meinem Bericht und tauschten an der Hohepriesterin vorbei vielsagende Blicke. Als ich fertig war, räusperte sich der ältere und nickte schließlich. »Sag, Viroel, wer hat die Feuer gelegt?«

Ich zuckte mit den Schultern, schloss kurz die Augen und versuchte, mir alles genau vorzustellen. Die Erinnerung an Arans Heimatort war noch ganz frisch. Ich sah wieder das Dorf vor mir, bläulich beleuchtet von einem strahlenden Vollmond, der auf der Spitze eines Berges balancierte. Die Luft wirkte trüb, als würde eine hüfthohe Watteschicht über grünen Feldern schweben. Das Feuer brach an einem Felsen aus und wurde sofort riesengroß. Knisternd und knackend fraß es sich in Windeseile voran.

»Nein ... Es tut mir leid, das weiß ich nicht. Sie wurden nicht durch Blitze ausgelöst. Zumindest habe ich keine bemerkt. Und sie werden auch nicht von Menschen gelegt. Ich sehe immer erst die unversehrte Landschaft, gerade lang genug, um mir alles einzuprägen, und dann, nur wenige Herzschläge später, steht alles in Flammen.«

»Es könnten Orte sein, an denen Feinde Geedals leben«, überlegte Huril. Der Ritter der Flamme schien begierig darauf zu sein, im Namen seiner Göttin Blut zu vergießen. »Vielleicht wünscht sie, dass wir ihre Feinde mit Feuer und Schwert ...«

Die Hohepriesterin hob die Hand, um ihm das Wort abzuschneiden. Ich aber sah mich hektisch nach Aran und meiner Meisterin um.

In Arans blauen Augen stand noch der Schreck über all das, was er eben über mich und meine Träume erfahren hatte. Seine Rechte lag dabei auf der Axt in seinem Gürtel. Die Haltung wirkte ein wenig bedrohlich, als würde er die Axt herausreißen, sobald jemand auch nur eine falsche Bewegung machte.

Was mir jedoch ein wenig Kraft zurückgab, war die Ruhe, die er ausstrahlte, obwohl er nun wusste, was mein Traum von seinem Geburtsort womöglich bedeutete.

Es war seltsam. Obwohl wir uns nicht einmal einen ganzen Tag kannten, vermittelte er mir das Gefühl, mich voll und ganz auf ihn verlassen zu können.

Rubinai unterbrach das Gespräch der Männer mit einer Geste.

»Soweit es mir in der kurzen Zeit möglich war, habe ich Nachforschungen angestellt. Es sind noch nicht alle Tauben zurückgekehrt, aber bislang gibt es keine Hinweise, dass ihre Visionen bereits eingetreten sind.«

Mein Blick schnellte zu Aran und Nelya, und mir huschte ein erleichtertes Lächeln über das Gesicht.

Meine Meisterin nickte nur. *Siehst du, alles nicht so schlimm*, schien das zu heißen, und auch Aran wirkte beruhigt.

Die Priester waren indes zusammengetreten und diskutierten leise.

Dabei wirkte die Tempelmutter Rubinai ein wenig überrumpelt. So als bereute sie schon jetzt, die anderen hergerufen zu haben.

Langsam trat ich zurück, bis ich wieder neben Nelya und Aran stand. »Was sie auch entscheiden, ich bleibe auf keinen Fall hier«, flüsterte ich.

Nelya legte mir schweigend eine Hand auf die Schulter, während Aran nur stoisch auf die drei Diskutierenden sah und lauschte.

Ich ahnte, was in seinem Kopf vorging, nun, da er wusste, warum ich seinen Geburtsort gezeichnet hatte. Aber wenn Rubinai recht hatte, war das Unglück noch nicht geschehen. Er würde so schnell wie möglich heimkehren wollen ... woran ihn allerdings die Lebensschuld hinderte.

»Sie muss studiert werden ...«, hörte ich die Priesterin Rubinai sagen, und die anderen schienen zuzustimmen. Nur über den Ort meiner Unterbringung wurde weiter gestritten.

Nein! Nein, auf keinen Fall!, schrie es in mir. Ich würde hier nicht bleiben! Ich war doch kein Ding, kein exotisches Fundstück von einer fernen Reise und auch keine geheimnisvolle Reliquie. Und die Botschafterin ihrer Göttin, für die mich die Hohepriesterin hielt, war ich ebenso wenig. Geedal konnte mich nicht ausstehen! Sie wollte mich genauso verbrennen wie die Landschaften und Orte in meinen Visionen.

Wenn sie mich in einen ihrer Tempel sperrten, wäre es aus. Ich würde nach und nach den Verstand verlieren! Das spürte ich in diesem Moment überdeutlich. Ich war hergekommen, um etwas anderes zu finden: Aran! Mein Herz wusste es! Und in diesem Augenblick brauchte ich keine anderen Beweise als das Gefühl von Sicherheit, das es mir gab, wenn er neben mir stand, seine Axt in den Händen und mit dem gefährlichen Blick in den Augen.

Kämpfe!, meldete sich die geheimnisvolle Stimme aus meinem Traum. *Kämpft! Ihr seid beide bereit dazu!*

Mein Schatten erhob sich vibrierend vor Anspannung. Er drückte aus, wie ich fühlte, während Geedals Gesandte noch immer diskutierten, wer das größte Anrecht auf mich habe, und mir kein Wort des Protests über die Lippen kam, weil ich die Zähne grimmig aufeinanderbiss, um nicht zu schreien.

»Willst du das? Studiert werden?«, raunte Aran mir zu.

»Nein, auf keinen Fall.«

Nun erwachte auch sein Schatten zum Leben. Und er blieb kein vor Wut zitternder Schemen wie meiner, sondern nahm die Gestalt einer Kreatur an, die ich nie zuvor gesehen hatte – massig, mit einem breiten Kopf, runden Ohren und Pranken, die so mächtig wirkten, als könnten sie einen Menschen mühelos zerquetschen.

Während die Priester so sehr mit sich beschäftigt waren, dass sie es nicht einmal bemerkten, sah meine Meisterin hektisch von Aran zu mir. In ihren Augen schien die Situation soeben völlig außer Kontrolle zu geraten.

Mein Schatten formte einen Echsenkopf, der aus einem schwärzlichen Wirbel herausragte, als würde er von Arans dunklem Begleiter angestachelt.

Nelya räusperte sich nervös, doch ich ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Wir müssen gehen«, rief ich. »Ich bleibe nicht länger.«

Stille. Endlich beachteten sie mich wieder und schienen nun alle drei verblüfft, dass ich eine eigene Meinung besaß.

»Ich gehe jetzt«, wiederholte ich und sah in versteinerte Gesichter. Sie hatten nicht vor, mich je wieder davonzulassen. Sie würden mich in eine Zelle sperren und auf weitere Träume warten oder mich in goldene Gewänder hüllen und vor den Gläubigen zur Schau stellen, auch das nicht mehr als ein Gefängnis, ein goldener Käfig für eine ersehnte Seherin, die ihre alte, kürzlich verstorbene ersetzte. Warum auch immer Geedal oder irgendwer anderes mir diese Träume sandte – hier waren sie nicht vonnöten, das spürte ich so deutlich, als würde mir es jemand Wort für Wort eingeben.

Kämpfe, du bist bereit dazu ...

Alles in mir schrie nach einer weiteren Flucht. Doch dieses Mal würden sie mich nicht davonkommen lassen ...

Ich wollte es nicht, doch wie ein gehetztes Tier sah ich über die Schulter zurück zur Tür. Dieses Mal standen dort keine Novizinnen, die sich von einem Schatten oder etwas Dunkelheit beeindrucken lassen würden. Diese beiden Männer waren Ritter von Hurils Schlag. Sie hätten kein Problem damit, meine Meisterin oder Aran zu verletzen. Vermutlich zählte nur, dass ich eine Auseinandersetzung wohlbehalten überstand, falls es hart auf hart kam. Die anderen hatten in den Augen der Ritter keinen Wert.

Wir alle saßen in der Falle, und die drei Priester schienen seelenruhig abzuwarten, bis es auch uns bewusst wurde.

»Viroel wird wiederkommen«, mischte sich Aran nun ein.

»Was?« War er verrückt geworden?

»Vertrau mir«, raunte er mir zu. Dann fuhr er lauter an die anderen gewandt fort: »Die Flammenträumerin wird wiederkommen, wenn sie ihre Angelegenheiten erledigt hat. Das wird sie schwören – bei Geedal!«

Er sah einen nach dem anderen fest an. Vielleicht halfen sein

ungewöhnliches Äußeres und die wasserblauen Augen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Und wer bist du, Bursche, hier ungefragt das Wort zu erheben?«, fuhr ihn Zingoré an. Die goldene Scheibe über seinem Kopf blitzte unheilvoll.

Aran trat mit gestrafften Schultern vor, beide Hände lagen nun auf dem Schaft der Axt. Er versuchte, eindrucksvoll auszusehen. Doch ich sah aus der Nähe, wie verkrampft er war und dass sein Herz so sehr raste, dass es bis in den Hals hinauf klopfte.

»Ich bin Aran Claavi von den Inseln der Bleichen Nixen. Die Flammenträumende hat mich Orrothans Hallen entrissen. Und seitdem diene ich ihr mit meinem Leben!«

Es klang verdammt beeindruckend. Dass er zudem aussah, als wäre er durchs Feuer gegangen, schien die drei zum Nachdenken zu bringen.

Ich berührte Aran am Arm, und er trat mit einer Verneigung zurück. Was für eine Scharade! Aber solange es uns hier rausbrachte, würde ich mitspielen.

»Du musst schwören«, raunte er noch einmal, »aber leg dich auf keinen Zeitpunkt fest.«

Das also war seine Idee! Wie hatte er es noch formuliert?

Ich versuchte, ebenso beeindruckend auszusehen wie er, und trat vor.

»Verehrte Hohepriesterin Rubinai. Ich sehe, dass ihr euch noch nicht einig seid, was all dies zu bedeuten hat. Ich bitte euch daher, beratet in Ruhe und gebt mir Zeit, meine Reise nach Nurban fortzusetzen. Ich spüre, dass ich dorthin muss. Ich muss! Aber ich schwöre bei Geedal und allem, was mir heilig ist, zurückzukehren, sobald meine ...«

»... Angelegenheiten«, flüsterte Aran mit todernster Miene.

»... sobald meine Angelegenheiten erledigt sind.« Mein Blick ging an den Priestern in ihren glitzernden Gewändern vorbei zu der

vollkommen schwarzen Statue dahinter. Sie sah mich, ich spürte es genau. Ihr, nicht den Menschen musste ich schwören.

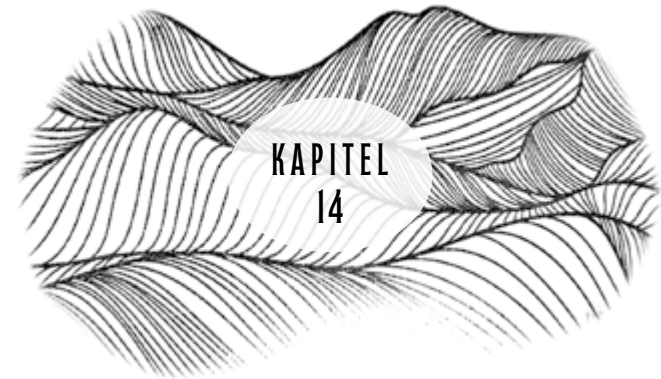
Die drei besprachen sich kurz, dann trat Huril vor. »Schwöre auf dieses Schwert. Und kehrst du nicht wieder, wird es dich finden und vernichten.«

Das Schwert oder du? Ich biss mir auf die Zunge, um es nicht laut auszusprechen, legte meine Hand auf die Klinge und leistete das Versprechen.

Dann hielt mich nichts mehr. Während meine Meisterin sich noch in aller Form verabschiedete, war ich bereits auf dem Weg zur Tür. Aran war sofort gleichauf und benahm sich, als wäre er wirklich mein Beschützer. Gemeinsam mit seinem Schatten drängte er die beiden Ritter zur Seite und drückte mit der Schulter die Tür auf. Ich zwängte mich durch die Öffnung und brauchte all meine Willenskraft, um nicht einfach loszurennen wie gestern.

»Kannst du reiten?«, stieß ich hervor, als wir im Innenhof angelangt waren.

»Reiten?«



ARAN

Natürlich konnte ich reiten, doch als ich hinter Viroel das Stallzelt betrat, blieb mir beinahe das Herz stehen.

»Was sind das für Bestien?«

»Merale.«

»Merale? Als du gefragt hast, ob ich reiten kann, hast du nichts von Fabelwesen gesagt.«

»Was dachtest du denn?«

Ich atmete einmal tief durch. »Pferde! Ich dachte an ganz normale Pferde!«

Viroel musterte mich von oben bis unten, als wäre ich das Fabelwesen und nicht diese sandfarbene Kreuzung aus Pferd und Bergziege. »Es gibt auf langen Reisen nichts Besseres als einen Meral. Sei froh, dass wir ein Tier mehr mithaben, weil meine Meisterin auf dem Rückweg schwereres Handelsgut transportieren muss.«

Er schluckte und nickte dann knapp. »Dann sag mir, was ich tun soll, bevor es sich diese Fanatiker dadrin anders überlegen.«

»Komm dem da nicht zu nahe.« Sie wies auf das schwerste Tier mit einem muskulösen Nacken und den längsten Hörnern. Es

schnaubte wie ein wütender Drache und rollte mit den Augen, so-
dass viel Weiß zu sehen war.

»Das musst du mir nicht zweimal sagen.«

Ich brachte ihr alles, worauf sie wies. Erst Sättel, dann lange
Kisten, die viel leichter waren, als ich erwartet hatte. Beinahe, als
würden sie Luft transportieren ... oder wertvolle Karten.

»Ich kann auch zu Fuß gehen, Viroel. Ehrlich, das wäre kein
Problem.«

»Ich habe dich durch Sand laufen sehen«, sagte sie nüchtern,
dann verwandelte ein breites Grinsen ihr Gesicht.

Bei dem Anblick verschlug es mir für einen Moment den Atem.
Dann wurde mir bewusst, dass sie mich womöglich nicht an-, son-
dern auslachte. »Ich war mehr tot als lebendig!«, protestierte ich.

»Du reitest, das klappt schon. Glaub mir, du *willst* nicht laufen.«

In Windeseile hatten wir die Tiere aufbruchbereit, und als Meis-
terin Nelya das Gepäck aus dem Quartier brachte, drückte mir
Viroel soeben die Zügel einer Meralstute in die Hand. Das Tier
hatte von allen die kürzesten Hörner. Sie waren nicht mal so lang
wie mein Unterarm und dennoch sehr beeindruckend. Neugierig
drückte das Tier die kleine Schnauze in meine Kleidung, als würde
es nach etwas zu fressen suchen. Die Nüstern waren lang und ge-
schlitzt und schienen vollständig geschlossen werden zu können.
Das Fell fühlte sich seidig an und so glatt, dass kein Sandkorn daran
hängen blieb.

»Gut, ihr seid so weit«, sagte Nelya etwas außer Atem und ver-
teilte das wenige Gepäck auf die Sättel. Dann drückte sie mir eine
Art Schal in die Hand. »Das um deinen Kopf, Junge.«

»Ich brauche ...«

»Willst du dir heute Abend die Haut vom Gesicht ziehen kön-
nen?« Viroel stand vor mir und stemmte die Hände in die Hüften.
Sie trug ihr Tuch bereits, kunstvoll gefaltet stand es an der Stirn
etwas vor, und ein Ende bedeckte Nase und Mund. Nelya wand

ihres so schnell, dass ich absolut keine Vorstellung hatte, was sie
da anstellte.

»Beuge dich etwas vor, du langer Kerl, ich helfe dir«, sagte Viroel
nun mit einem verschmitzten Grinsen. »Was haben sich die Götter
nur dabei gedacht, euch Nordleute so groß zu machen?«

»Keine Ahnung.«

Es war wie Zauberei, so schnell und elegant vollführte sie die
Bewegungen. Dabei war ihr Gesicht meinem so nah, dass ich den
Hauch eines süßen Parfums erhaschen konnte, und die flüchtigen
Berührungen ihrer Finger an Händen und Stirn brachten mich völ-
lig durcheinander.

Ihre Wirkung auf mich war wie ein gemeiner Zauber, mit dem
mich das Schicksal zusätzlich strafte. Letzte Nacht hatte ich sie
im Tempel beinahe geküsst! Reichte es nicht schon, dass sie mein
Leben in den Händen hielt? Musste sie auch noch nach meinem
Herzen greifen? Etwas in mir rebellierte, und von einem Augen-
blick auf den anderen verschloss ich mich. Mein Zorn kehrte zu-
rück, und mit ihm klärten sich meine Gedanken. Ich würde Viroel
mit meinem Leben beschützen, aber mehr? Bei den Göttern, mehr
von mir würde sie nicht bekommen!

»So, fertig. Für den Rest nimmst du deinen Schatten«, erklärte
sie leichthin.

»Meinen Schatten?«

»Ich habe gesehen, dass du sehr gut mit ihm umgehen kannst«,
mischte sich Nelya ein. »Aber es gilt als unschicklich, deinen dunk-
len Begleiter so in den Vordergrund zu stellen, mein Junge. Nur we-
nige Menschen sind mit überdurchschnittlicher Schattenmagie ge-
segnet. Diese Art der Prahlerei bringt dir besonders in den großen
Städten nur Ärger ein.«

Außerhalb des Blickwinkels ihrer Meisterin, aber für mich sehr
gut zu sehen, rollte Viroel mit den Augen und machte damit mehr
als deutlich, was sie von dieser Regelung hielt.

Ich maß indes die Länge der Steigbügelriemen ab und stellte sie ein gutes Stück länger ein.

»Sei nett zu mir, dann bin ich auch nett zu dir«, flüsterte ich der Meralstute in die großen, angelegten Ohren, dann stieg ich in den Sattel.

Schmal war das Erste, was ich dachte. Es fühlte sich an, als würde ich auf einem Balken reiten. »Wie heißt sie?«

»Leva.« Viroel tätschelte ihre Meralstute, während Nelya einen kleinen Kampf mit ihrem Tier ausfocht. Der Hengst war so begierig loszulaufen, dass sie Mühe hatte, in den Sattel zu kommen.

Als sie schließlich oben war, ritt sie sofort ins Freie. Tänzeln ging es über einen kleinen Hof auf den Tempelvorplatz, der um diese Uhrzeit voller Menschen war. Sie wichen vor dem unbändigen Tier mit den gewaltigen Hörnern zurück, sodass Viroel und ich mit dem Packtier nur folgen mussten. Es lief einfach – zu einfach, denn nun wurden wir von einigen Novizinnen entdeckt.

»Flammenträumende!«, rief die erste.

»Verlass uns nicht, Gesegnete!«, eine andere.

Nun wurden auch die Gläubigen auf uns aufmerksam. Viele von ihnen trugen Kerzen oder Fackeln mit sich. Einige nahmen den Ruf der Novizin auf. »Verlass uns nicht! Verlass uns nicht, Gesegnete!«, hallte es aus mehr und mehr Kehlen.

Nelyas Meral verlor die Nerven und stieß einen Mann, der ihm mit seiner Fackel beinahe die Schnauze angesengt hätte, zu Boden.

Ich überwand meine Scheu davor, mich in den Vordergrund zu stellen, und meine Unsicherheit, weil ich auf einem Tier ritt, dessen Existenz ich noch vor einer Stunde angezweifelt hätte. Energisch ritt ich neben Viroel, die aussah, als wollte sie sich am liebsten verkriechen. »Platz da, macht Platz!«

Ich ließ meinen Schatten wie eine Mauer zwischen uns und der Menge wachsen. Viroel schien durch dessen Anblick wie aus einem

Traum zu erwachen und verstärkte die schwarze Barriere mit ihrem eigenen dunklen Begleiter. Wir teilten die Menge wie ein Windstoß, der in reifes Korn fuhr. Die Schatten ließen Silhouetten verschwinden, ertränkten Fackeln und Kerzen in Schwärze.

Die Rufe der Novizinnen wurden schrill, dann endlich erreichten wir das Tor. Keinen Augenblick zu früh, denn was Viroel und ich da angestiftet hatten, sorgte auch bei den Meralen für Panik. Eigentlich reagierten sie nicht anders als Pferde, doch bei denen musste man sich nicht vorsehen, keine steinharten, spitzen Hörner ins Gesicht gerammt zu bekommen. Nelyas Tier warf den Kopf hin und her und schuf so auch am Tor Raum für uns, dann waren wir endgültig hindurch. Auf dem Weg sprangen die Leute in beide Richtungen vor uns zurück.

Alle Tiere begannen sofort zu rennen. Die Enge, die vielen Menschen und nicht zuletzt die Schatten hatten ihnen Angst gemacht. All das blieb nun hinter uns zurück, und die Schatten kehrten zu ihrer gewöhnlichen Form zurück.

Ich hielt mich am Sattel fest, hatte für einen Moment die Zügel vergessen und war nur froh, dass wir es hinter uns hatten und ich ... zumindest bis jetzt ... nicht heruntergefallen war.

Die gespaltenen Hufe flüsterten blitzschnell über den Sand. Lauter waren die Kisten, die auf dem Rücken der Lasttiere gegeneinanderschlugen, das Knarren des Leders und der kochend heiße Wind, der mühelos durch die dünne Kleidung fuhr und um unsere Köpfe pff.

Nun war ich doch froh, meine eigene Kleidung gegen diesen Wust aus dünnen Tüchern getauscht zu haben.

Neridin schien tatsächlich fast nur aus Sand zu bestehen!

Wir ritten bergan, vorbei an zahlreichen, beinahe formlosen Skulpturen aus schwarzem Gestein, die den Weg zum Tempel wiesen. Erst bei der letzten von ihnen verlangsamten wir das Tempo und sahen zurück.

Die Meralen schüttelten sich und schnaubten, doch wo Pferde nun bereits nass geschwitzt gewesen wären, fühlte sich ihr Fell noch immer genauso glatt und trocken an wie im Stallzelt.

»Geschafft«, sagte Viroel erleichtert und legte eine Hand auf ihr Herz.

Nelya nickte nur und bog an einer Weggabelung nach rechts ab. »Hoffen wir, dass uns niemand folgt. Du hast einige Leute sehr unglücklich gemacht, Viroel.«

»Es tut mir leid.«

»Du? Du kannst nichts dafür.«

Ich bildete die Nachhut und sah immer wieder zurück. Niemand folgte uns ... noch nicht. Ich traute keinem dieser drei Priester, am allerwenigsten diesem Ritter. Er hatte eine Verschlagenheit im Blick gehabt, die mir einen Schauer über den Rücken jagte.

Mit einer Axt konnte ich herzlich wenig ausrichten, aber zumindest hatte ich nun eine Waffe.

Mein anderes Problem war größer, ihm war mit blankem Stahl nicht beizukommen.

Ich wusste nun, warum Viroel meine Heimat gezeichnet hatte. In ihrem Traum hatte es dort gebrannt, wie an den vielen anderen Orten auf der Karte.

Krampfhaft richtete ich meine Gedanken auf Rubinais letzte Worte. Keines der Feuer hatte bislang wirklich stattgefunden. Wahrscheinlich hatte ich noch Zeit.

Ich dachte an die Weissagung der Hautmalerin: Ich würde im Süden mein Leben verlieren. Das war in abgeschwächter Form eingetreten. Stora Gley würde vernichtet, wenn ich nicht zugegen war – das war die Zukunft. Vielleicht könnte ich das Schicksal wenden, wenn ich mich ganz und gar meiner Lebensschuld widmete. Viroel hatte von den Göttern eine besondere Fähigkeit verliehen bekommen und das Schicksal mich mit ihr verknüpft. Ich versuchte, mich an den Gedanken zu klammern, dass mein Leben auf einem

vorgezeichneten Pfad lief. Denn alles andere würde mir den Verstand rauben.

Ich sollte beten ... Und ich sollte es bald tun. Vielleicht würde Elandaja mir dann einen Hinweis schicken, was zu tun war.

HURIL

Er konnte noch immer nicht ganz fassen, was da eben geschehen war. Die Göttin hatte ihnen nach all den Jahren des Schweigens eine neue Prophetin gesandt, und Hohepriesterin Rubinai ließ sie einfach so entweichen?

Nun kniete Huril vor dem Hauptaltar und flehte die Flammende an, ihm ihren Willen kundzutun. Er starrte in ihr Feuer, versuchte, innerlich zur Ruhe zu kommen, und versagte kläglich.

Sonst fiel es ihm nie schwer, beim Blick in die Flammen seine Gedanken zu klären, heute aber toste ein Sturm in seinem Kopf. Es war der Ärger über das Versagen der anderen und nicht zuletzt sein eigenes Zögern.

Feuer und Schwert, hatte er Geedal versprochen – und am Ende feige den Schwanz eingezogen. Doch in ihrem eigenen Tempel Blut zu vergießen, um die neue Prophetin in die Hände zu bekommen, das hatte er dann doch nicht gewagt.

Die Frau hatte Rubinai versprochen, zu ihr zurückzukehren.

Aber wann? Das war so vage wie die Position von Dünen in der Wüste. Vielleicht war es also auch sein Glück, dass sie entwischt war. Denn nun hatte sie keiner.

Wenn sie wirklich nach Nurban wollte, dann hatte er noch eine Chance. Er hatte Leute dort. Spione seines Vaters, und auch hierher hatte er einen dieser zwielichtigen Männer mitgenommen.

Geedal, segne mich und mein Vorhaben. Asche und Blut werde ich dir opfern. Das Blut deiner Feinde, wie du es wünschst, sandte er seine Gedanken in die Flammen.

Knackend und knisternd explodierte eine Harzader im Opferholz. Für einen Augenblick wurde es ganz hell. Ein Zeichen?

Nein, diese Prophetin war nicht dafür gedacht, in Rubinais Tempel zu versauern. Ihre Träume waren Bilder des Krieges, sie waren für einen Ritter, waren für *ihn* bestimmt.

Er legte die Hand auf den Griff seines Schwertes und atmete tief durch. »Ich habe verstanden, Mutter der Flammen.«

VIROEL

Ich konnte nichts dafür? Das sagte sich so leicht. Warum fühlte es sich dann an, als hätte ich das Unglück der ganzen Welt auf mich geladen?

Es war fast Mittag. Niemand, der noch halbwegs klar denken konnte, war um diese Zeit noch unterwegs. Und jene, die es trotzdem waren, schienen mich anzusehen, als wäre ich mit dem Mal einer Aussätzigen gekennzeichnet.

Vielleicht kam es mir auch nur so vor.

Die anderen schienen es auch zu spüren. Deshalb ritten wir in größter Hitze weiter, obwohl es unvernünftig war, und hielten erst, als die Meralen nicht mehr weiterwollten.

Das geschah so gut wie nie. Diese verrückten Tiere liefen noch, wenn sich selbst Echsen und Schlangen vor der Sonne versteckten.

»Hier entlang, es ist nicht mehr weit«, sagte Nelya und brach damit die angestrengte Stille, die in den vergangenen Stunden mit

uns geritten war wie eine vierte Person, die uns allen den Mund verboten hatte.

»Wie oft bist du die Strecke eigentlich schon geritten?«, fragte Aran.

»Seit ich mein Geschäft habe, ein- bis zweimal im Jahr.«

»Also musst du vieles wiedererkennen. Für mich sieht das alles gleich aus. Ich verstehe nicht, wie hier überhaupt etwas überleben kann.«

Ich versuchte, die Landschaft mit seinen Augen zu sehen. Sand und Fels. Mal gelblich grau, mal rötlich. Auf Kuppen hatte der Wind sämtlichen Sand davongebblasen und nackten Stein zurückgelassen. Ich sah die Wegmarken, denen Nelya folgte und die uns zu einem sicheren Ort für die Nacht führen würden, wo es wahrscheinlich Futter für die Tiere gab. Nahm er die kleinen Steinmarkierungen überhaupt wahr?

Wir querten eine Kuppe, auf der Schwester Glut blies, als gälte es, einen Schmelzofen anzufachen, und dann war endlich ein ausgetretener Pfad im Felsen zu erkennen.

Das Land fiel schlagartig steil ab. In Serpentina wand sich der Weg in ein enges trockenes Flussbett hinab, das wie eine rissige, schlecht verheilte Narbe aufklaffte.

Sofort waren erste Pflanzen zu sehen. Blattlose Sträucher mit fleischigen, geschwollenen Stämmen voller Stacheln. Zwei Kehren weiter die ersten Bäume. Kerzengerade gewachsen, die Kronen wie Schirme aufgespannt. Statt Blättern wuchsen wachsüberzogene, dunkelgrüne Zungen, immer drei an einem Ast.

Weiter unten zeigten sich Scharrdornbäume und bildeten an manchen Stellen ein dichtes Blätterdach. Die Meralen liefen nun schneller, und wir mussten sie zügeln, damit sie nicht den Pfad verließen und in gerader Linie bergab stürmten, um so schnell wie möglich zu ihrem Lieblingsfutter zu gelangen.

»Halt sie zurück, Aran!«

»Ich versuche es ja!«, rief er, zog an den Zügeln und wich im letzten Moment den zornig nach hinten schlagenden Hörnern aus. »Bei den Göttern!«, fluchte er, und ich musste mir ein Lachen verkneifen, so ulkig sah er dabei aus.

Sobald wir unten waren, sprang er aus dem Sattel und nahm seine Stute am Zügel, die nun halbwegs brav neben ihm hertänzelte.

Es war nur noch ein kurzes Stück, dann endlich tauchten wir in den wohltuenden Schatten der Bäume, deren harte Blätter gegeneinander rieben und raschelten wie Echsenschuppen.

Aran zog sich den dünnen Stoff seiner Tunika von der Brust und schob sein Tuch zurück. Erneut überraschte mich der dunkle Kupfertön seiner Haare, die im Nacken beinahe schwarz aussahen, so sehr hatte er geschwitzt.

Nelya hielt an einer Stelle, wo der Fels ein kleines Plateau bildete und dann steil zum trockenen Wadi abfiel.

»Hier bleiben wir für die Nacht.«

Aran sah sich um. »Die Stelle ist schlecht zu verteidigen.«

»Warum sollten wir uns verteidigen müssen?«, fragte ich irritiert.

Er verzog den Mund. »Gut, wie ihr meint. Aber ich will meine restliche Existenz nicht in Schande verbringen müssen, nur weil es mir nicht gelungen ist, meine Lebensschuld zu begleichen.«

Nelya sah mich fragend an. Zur Antwort verdrehte ich die Augen, als Aran kurz nicht in meine Richtung sah. Wie sollte ich ihm diesen Unsinn nur austreiben?

Die Vorstellung, er würde mir auf Schritt und Tritt folgen, bis sich eine Gelegenheit ergab, mir das Leben zu retten, jagte mir einen Schauer über den Rücken. Das war seiner nicht würdig. Wir kannten uns zwar kaum, doch ich mochte ihn genug, um zu wissen, dass er mehr verdient hatte, als sein Leben damit zu verschwenden, mich zu beschützen und mir jeden Willen von den Augen abzulesen. Außerdem war es eine scheußliche Vorstellung, nie wieder allein sein zu können. Wenn es nach seiner Tradition ginge, säße

er in Zukunft bei mir in der Werkstatt, würde auf dem Heimweg neben mir hertrotten und mit bei meinen Großeltern einziehen. Das konnte doch niemand aushalten ... geschweige denn wollen.

»Was soll ich machen?«

Seine Frage ließ mich zusammenzucken. Er bot nur ganz normal seine Hilfe an, wie es jeder in einer Reisegemeinschaft tun würde, und doch klang es falsch in meinen Ohren. Als erwartete er Befehle von seiner *Herrin*.

Es war zum Glück Nelya, die antwortete. »Absatteln, und dann kannst du Viroel zur Hand gehen, wenn sie Futter besorgt.«

Ein Schatten huschte durch seinen Blick. »Wollen wir nicht doch einen weniger exponierten Platz für das Lager suchen?«

Nelya schüttelte den Kopf. »Genug mit dem Unsinn, niemand will uns etwas Böses. Wenn wir uns um Räuber Sorgen machen müssen, dann erst auf dem Rückweg. Kein Gauner bei Verstand will riesige Karten stehlen. Gold ist viel einfacher zu transportieren. Hier auf der Kuppe geht Wind, für den wirst du noch dankbar sein.«

»Das bin ich jetzt schon«, sagte er resigniert und begann, den ersten Satteltgurt zu lösen.

* * *

Er hatte mir geholfen, Zweige von den Scharrdornbäumen abzuschlagen und als Futter zu den Tieren zu bringen. Er ging unglaublich geschickt mit der Axt um, aber das musste er wohl auch als Schiffbauer.

Nun saß ich mit Nelya an einem kleinen Feuer und buk Fladenbrot auf einem flachen Stein.

Meine Meisterin hatte lange geschwiegen, doch nun räusperte sie sich. »Es war ein Fehler, den Tempel aufzusuchen, es tut mir leid.«

»Das konntest du ja nicht wissen. Ich wollte schließlich auch dorthin. Merkwürdig, dass es sich so falsch angefühlt hat.«

»*Falsch?* Inwiefern?« Sie reichte mir den nächsten Teigling. Ich nahm ihn an und zuckte mit den Schultern. »Als wäre ich nicht am richtigen Ort. Als würden die Träume nicht von Geedal geschickt.«

»Aber von wem dann? Oder glaubst du, dass sie wirklich nichts weiter sind als Albträume?«

»Es fühlt sich nach mehr an. Ich werde weiter nach einer Erklärung suchen müssen.« Ich seufzte.

Kurz legte sie mir einen Arm um die Schulter und drückte mich an sich. Die kleine Geste tat so gut ... dann merkte ich, wie etwas in mir nachgab. Ich drohte, die Kontrolle zu verlieren. Tränen kitzelten in meiner Kehle, bereit, geweint zu werden.

Ich beugte mich ruckartig vor und wendete das Fladenbrot. »Nicht, dass es anbrennt«, sagte ich und wich ihrem Blick aus. Sie ließ ihren Arm sinken. Der kurze Moment der Nähe zwischen uns war wieder vorbei.

Manchmal fühlte es sich nicht an, als wäre sie meine Meisterin, sondern eher eine große Schwester. Auch das war ein Grund, warum ich so gerne für sie arbeitete. Die Kartenmacherei war in den vergangenen Wochen jedoch in den Hintergrund getreten, und das war schade. »Ich wünschte, es könnte alles wieder so sein wie früher«, stieß ich mit einem tiefen Seufzer hervor.

»Das wünschte ich auch, und so wird es wieder werden, ganz bestimmt. Wo ist eigentlich der Junge?«

Dass sie Aran *Junge* nannte, brachte mich immer wieder zum Schmunzeln. Denn besagter *Junge* überragte uns beide um mehr als einen Kopf. Er war eher sehnig als muskulös, aber zweifelsohne stark. Ein *Junge* nahm auch nicht einfach so eine Axt an sich und drohte, sie jedem in den Körper zu hacken, der ihm zu nahe kam. Und dann war da noch das geheimnisvolle Flattern, das seine Nähe in mir auslöste und das immer dann besonders schlimm wurde,

wenn wir uns in die Augen sahen. »Er hat gesagt, er will sich die Bäume und das Wadi anschauen, aber ich denke, in Wahrheit sorgt er sich um unsere Sicherheit.«

Nelya reichte mir den letzten Teigling. »Mag sein, dass er uns jetzt von Nutzen war, aber ich bin froh, wenn er in Neridin wieder seiner Wege geht.«

Ich setzte zu einer Erwiderung an, schluckte die Worte dann aber hinunter. Ich wollte nicht, dass Aran uns verließ, und seiner Tradition nach durfte er es auch nicht. Doch wie sollte ich das Nelya klarmachen?

Aber diese Frage hob ich mir lieber für später auf.

»Wollen wir ohne ihn anfangen zu essen?«, riss mich Nelya aus meinen Gedanken.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hole ihn.«

Im Wadi direkt neben unserem Lager war er nicht. Unsere Fußspuren waren auch keine Hilfe, denn beim Futtersammeln hatten wir so viele davon kreuz und quer im Sand hinterlassen, dass es mir unmöglich war, der richtigen zu folgen.

Sobald ich aus Nelyas Blickfeld verschwunden war, ließ ich meinen Schatten frei, der bis jetzt wie ein willenloser Fleck an meiner Seite geblieben war.

Nun streckte er sich zu seiner glatten Schlangengestalt und stob bis ans Ende unserer Bindung davon. Erst als es tief in meiner Brust unangenehm zu ziehen begann, kehrte er um.

Ich überlegte, wohin Aran gegangen sein könnte, entschied mich für die Richtung, aus der wir gekommen waren, und folgte der Linie Scharrdornbäume, die sich am Ufer entlangzogen. Der heiße Wind blies auch darunter hinweg, als wäre Schwester Glut jedes kühle Fleckchen ein Gräuel.

Erst fand ich Arans Fußspuren, dann schließlich auch ihn.

Er stand bei einem alten Scharrdornbaum, der einen Teil seiner Krone verloren hatte. Dort, wo aus dem Stumpf nun schnurgerade

Schösslinge wuchsen, bearbeitete er einen davon mit der Axt. Er benutzte das grobe Werkzeug, als wöge es nichts. Als er einen Trieb abgetrennt hatte, maß er eine Elle ab und kürzte ihn ein.

»Aran?«

Er fuhr überrascht herum und kam dann mit federnden Schritten auf mich zugerannt. »Was ist?«

»Essen. Was machst du hier?«

»Ich habe gebetet.«

»Mit ... einem Stück Holz?«

Er schob es in seinen Gürtel. »Nein, natürlich nicht.«

Mehr schien er dazu nicht sagen zu wollen.

Wir liefen, bis wir das Lager sehen konnten. »Geh schon mal vor.«

Aran blieb stehen und hob fragend eine Braue.

»Geh, ich will mir auch noch einen Baum aus der Nähe ansehen.«

Aran brauchte keine weitere Erklärung. Ich ging ein paar Schritte bis zum nächsten Stamm und hockte mich dahinter. Ameisen krabbelten über die tief gefurchte Rinde. Erst jetzt fiel mir auf, wie still es war. Fast schon *zu* still. Selbst Schwester Glut hielt nun den Atem an.

Ich erhob mich langsam und richtete meine Kleidung. Plötzlich war ich angespannt. Was, wenn Aran recht hatte und sie uns nicht einfach ziehen lassen würden? Mit einem Gedanken zog ich meinen Schatten zu mir, damit ihn das Zwielflicht unter dem Baum noch etwas verstärkte.

War dort etwas? Kam dort jemand?

Ich fühlte mich wie ein Tier, das in die Falle gegangen war.

Warum hatte ich Aran nur fortgeschickt? Er hätte auf mich warten können. Aber nein, nun war ich allein ... aber womit?

Mit etwas Unsichtbarem, das mir die Haare zu Berge stehen ließ.

Mein Schatten nahm die Form einer riesigen Sandschlange an, bereit, mich zu verteidigen.

Dort war doch jemand! Ein Schemen unter den Bäumen!

Ein kühler Wind wehte plötzlich von dort. Vögel, die sonst nur in der Regenzeit sangen und von denen ich in diesem Wadi noch keinen einzigen gesehen hatte, stimmten alle zugleich ihre Lieder an. Es waren viele, ohrenbetäubend viele. Mehr, als ich wahrscheinlich in meinem gesamten Leben zu Gesicht bekommen hatte. Der Schwarm musste gewaltig sein, doch weder in den Bäumen noch im Blau des Himmels war auch nur ein einziges Tier zu sehen. Das wurde ja immer unheimlicher!

Sie zwitscherten und jubilierten so laut, dass ich nicht hören konnte, ob der geheimnisvolle Schemen Geräusche von sich gab. Er hatte die Gestalt eines Menschen, doch aus irgendeinem Grund wusste ich mit letzter Sicherheit, dass es keiner war. Es fühlte sich größer an, mächtiger. Dieses Wesen ... es war mehr! Oh, so viel mehr.

Ich wagte nicht, mich zu rühren, konnte nur starren wie ein panisches Tier, denn der Schemen schwebte näher, wand sich wie ein Sandwirbel und wurde langsam fester. Schließlich nahm er die Form einer Frau an, die sich mit eleganten Schritten näherte. Ihr Körperumriss zerfloss für einen Augenblick, als sich wie aus dem Nichts ein Gewand bildete.

Was geschah hier, verdammt? Das war kein Traum, oder? Das hier war echt!

Mein Herz raste, als wollte es davonlaufen.

Bald war sie so nah, dass ich Details erkennen konnte. Ihre Kleider waren lang und fließend und schimmerten in allen Grüntönen, die ich mir vorstellen konnte. Ihr Haar bewegte sich wie Wasser und war von der Farbe reifen Kornes. Die Haut schimmerte gebräunt, aber nicht so dunkel wie meine.

In meiner ausgetrockneten Kehle pochte die Angst. Mit jedem Schritt, den sie weiter auf mich zukam, kehrte mehr von einer seltsamen Ruhe in mir ein.

War das Magie?

In mir erwachte das besondere Gefühl, das ich empfand, wenn der erste Regen fiel und laut auf die Dächer prasselte und ich hinausrannte, um die Tropfen auf der Haut zu spüren.

Schwester Glut war vergessen, denn nun duftete es wie erste Regentropfen auf heißem Sand und wie die süßen Blüten der Palmen. Ich fühlte mich friedlich und auf eine berauschende Art glücklich.

»Wer ... Wer bist du?«, flüsterte ich.

»*Ich bin das Leben, hab keine Angst.*«

»Das Leben?« Zweifellos, so fühlte sie sich an.

Jetzt aus der Nähe sah ich, dass ihr bodenlanges Kleid aus lebendigen Blättern und Blüten und einer schier endlosen Zahl von kleinen Käfern bestand. Die meisten besaßen grün schillernde Flügel, andere dunkelblaue, und alle waren sie unablässig in Bewegung und bildeten immer neue Muster, glitzernd wie Edelsteine.

»Was tust du hier?«, fragte ich.

»*Jemand hat mich gerufen, warst du es?*«

»Ich? Nein, ich weiß gar nicht, wer du bist«, erwiderte ich.

Aber dann glaubte ich mich zu erinnern. Ich hatte diese Stimme schon einmal gehört. Es war die Stimme aus meiner Vision. Die Stimme, die mich zum Kampf bereit glaubte!

»*Ja, das war ich*«, erwiderte sie als Reaktion auf meine Gedanken, und ehe ich ganz verstanden hatte, was ihre Erwiderung bedeutete, lächelte sie gütig und streckte eine Hand nach mir aus.

Ich zögerte kurz.

Im nächsten Augenblick hielt ich ihre Hand, ohne mich auf sie zubewegt zu haben. Die Zeit sprang. Träumte ich etwa wieder? Würde gleich das Feuer kommen und das Leben selbst verzehren?

»Nicht heute und nicht jetzt«, erwiderte sie, und für einen schnellen Herzschlag stand blankes Entsetzen in ihren grünen Augen.

»Doch wenn du vom Weg abweichst und nicht deiner Bestimmung folgst, wird es geschehen. Sie wird das Leben verbrennen, sie tut es schon jetzt. Meine Macht schwindet ...«

Ich meinte, Flammen knistern zu hören. Die Käfer auf ihrem Kleid schwirrten panisch in die Höhe und entblößten ihren Oberschenkel. Die Haut war verbrannt. Die seltsame Frau sah an sich hinab, strich über die Wunde, und ihr lebendiges Kleid schloss sich wieder. Kurz meinte ich, ihren Schmerz zu spüren, dann war auch diese Empfindung fort.

»Wer tut das? Geedal?«

»*Sprich ihren Namen nicht. Nicht vor mir, nicht am Feuer oder vor einer Kerze.*«

Ich nickte hastig. »Versprochen. Was kann ich tun? Was ist mein Pfad, von dem ich nicht abweichen soll? Ich will nicht, dass sie alles verbrennt. Und ich will, dass diese Albträume enden!«

»*Und das werden sie. Doch zuvor liegt ein schwerer Weg vor dir. Du hast eine Gabe, Viroel. Du musst es sein, die Geedals Ketten löst. Du, ein Mensch, nicht sie selbst.*«

»Ketten?«

»*Es geschah in Abrelien, vor fast sechzig Jahren, am Ende des dunklen Zeitalters. Sie wurde von Menschen gefangen und eingesperrt. Deshalb hasst sie euch und eure Welt. Wenn es ihr gelingt, sich selbst zu befreien, wird sie in ihrem Zorn alles vernichten. Nur wenn ihre Befreiung durch einen Menschen kommt, könnt ihr sie umstimmen ... Und Bedingungen stellen. Ein Versprechen, Frieden zu halten, wäre selbst für die Feuergöttin bindend.*«

»Aber wie?«

»*Mit einer List.*«

Das Rascheln der Käfer wurde lauter. Es machte mich nervös. Sie wackelten mit ihren Antennen, raschelten mit den Flügeln, als würden sie über eine Antwort beraten.

Die Göttin – denn nichts anderes war die Fremde – legte mir eine

Hand auf die Schulter und schloss die Augen, als würde sie in sich hineinlauschen. »Du zeichnest Landschaften.«

»Ja.«

»Gut. Du wirst eine besondere Tinte herstellen müssen. Eine Tinte aus dem Land selbst. Eine Essenz aus allem, was es ausmacht. Sein Wesen, sein Leben, verbunden mit der Schattenmagie einer Kartenmacherin. Wenn du mit dieser Tinte zeichnest, gestaltest du die Welt.«

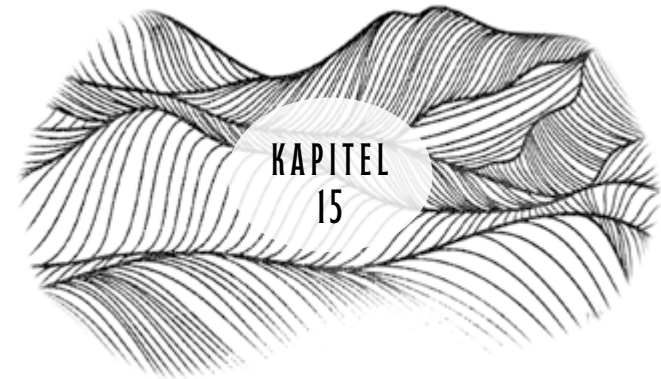
»Ich? Ich gestalte die Welt?«, erwiderte ich ungläubig, denn sie ließ mich fühlen, wie ernst es ihr damit war. »Aber was soll ich zeichnen? Und wo?«

»Du weißt, wo, Viroel Schattenträumerin. Du allein kannst diese Orte finden. Es ist vorbestimmt.«

Ich wollte ihr widersprechen, fragen: Warum ausgerechnet ich?

Doch ihre Handbewegung hieß mich schweigen. »Ich muss gehen, Viroel, sie hat mich fast gefunden. Ich bin hier nicht sicher. Aber ich werde wiederkommen und dir helfen. ... ich oder die Geschwister. Lebe wohl, Schattenträumerin! Und mach dich auf den Weg ... «

Dann begann es, in den Bäumen zu rauschen. Knackende Äste und wisperndes Blattwerk lenkten meine Aufmerksamkeit in die Kronen. Als ich wieder zu ihr sah, schwirrten die Käfer mit ihren Flügeln, Blätter rissen aus ihrem Kleid – und dann kamen die Feuerfunken.



ARAN

»Ist Viroel nicht bei dir?«, fragte Nelya, als ich die kleine Kuppe betrat, auf der sie unser Lager errichtet hatte. Würzig duftender Rauch stieg von einem munter prasselnden Feuerchen in den Himmel.

»Nein, aber sie kommt sofort nach.«

»Dann setz dich und greif zu.« Sie wies auf einen Stapel dampfender Fladenbrote, einen harten Käse und ein Töpfchen, das eine süße und schrecklich scharfe Fruchtpaste enthielt, die in diesem Land scheinbar zu jeder warmen und kalten Mahlzeit gereicht wurde.

Ich setzte mich, doch die nagende Unruhe, die mich seit unserer überstürzten Flucht aus dem Tempel verfolgte, wollte nicht weniger werden. Ich ertappte mich dabei, das Schattenspiel der Felsen und Bäume nach verdächtigen Bewegungen abzusuchen, dabei war ich eigentlich so müde, dass ich sofort hätte schlafen können.

Zumindest mein Körper war es, mein Kopf schien von einem unruhigen Geist befallen zu sein. Und dann war da noch das enervierende Jucken im Gesicht und auf den Armen, wo mein mieser Sonnenbrand langsam heilte. Gegen das Jucken halfen auch die Salben aus dem Tempel nicht, es war zum Wahnsinnigwerden.

Nelya zupfte Stücke aus ihrem Fladenbrot und begann, seelenruhig zu essen. Sie schien völlig unempfindlich für meine Sorge.

Zögernd griff ich ebenfalls nach einem Fladen. Er war warm, so wie alles in diesem Land entweder warm oder scharf war. Lustlos kaute ich auf dem schweren Teig, dem ein wenig Rauchgeschmack anhaftete. Ich bekam schon den ersten Bissen kaum herunter, so trocken war meine Kehle. Sie fühlte sich an wie zugeschnürt.

Sollte Viroel nicht längst zurück sein?

Ich spürte Nelyas Blick auf mir ruhen. Sie mochte mich nicht. Misstraute mir. Das hätte ich an ihrer Stelle womöglich auch getan. Viroel hatte bislang offenbar Stillschweigen über meine Lebensschuld gewahrt. Das sorgte allerdings nun dafür, dass Nelya versuchte, mir Hoffnung zu machen, in Nurban ein Schiff zu finden, das mich in den Norden bringen konnte.

Doch dieser Weg stand mir nicht offen. Wenn ich Pech hatte und Viroel Glück, würde er das vielleicht nie.

»Das dauert aber«, meinte Nelya nun.

Ich ließ mein Essen fallen und war sofort auf den Beinen. »Ich sehe nach.«

»Meinst du, das ist nötig?«

»Sag du es mir. Braucht sie sonst so lange?«

Ihr Blick wirkte schlagartig alarmiert. Mehr Antwort brauchte ich nicht, drehte um und war mit einem Satz die Kuppe hinunter. Der Sand war härter als angenommen, doch der Schmerz in den Knöcheln war meine geringste Sorge. Noch im Rennen zog ich die Axt. Sämtliche Müdigkeit war vergessen. In der Luft lag ein unheimliches Brummen, und als ich hochsah, trudelten schwerfällige große Insekten zwischen den Bäumen.

Ich folgte den Fußspuren, fand schnell die Stelle, wo wir uns getrennt hatten. Hier war sie einen Bogen gegangen. Dort hinter dem Busch ... ein nasser Fleck. Aber wo war Viroel jetzt?

Nur die Ruhe bewahren, Aran!

Sie musste auch hier Spuren hinterlassen haben. Und siehe da, dort waren auch welche, eigentlich nicht zu übersehen. *Jetzt mach dich bereit, vielleicht kannst du dich noch heute von deiner Lebensschuld befreien.*

Ich zuckte innerlich zusammen. Wie konnte ich nur so denken! Es würde bedingen, dass Viroel in höchster Gefahr schwebte, und das sollte sie nicht!

Dennoch ... diese dämonische Stimme flüsterte weiter in mir, sehnte sich einem blutigen Befreiungsschlag entgegen.

Die Fußspuren waren deutlich im Sand zu erkennen, Viroels Schritte gleichmäßig und selbst für einen Anfänger wie mich leicht zu lesen. Sie war gegangen, nicht gerannt. Von Lebensgefahr konnte nicht die Rede sein.

Aber warum war sie dann nicht zum Lager gekommen? So ganz geheuer war mir die Sache nicht, zumal ihre Albträume für mich immer noch ein Mysterium waren.

Ein verlorener Schuh! Und darauf saßen mehrere fette grüne Käfer.

Ich begann zu rennen. Dort. Dort war sie! Ihre Füße ragten hinter einem knorrigen Stamm hervor. Hunderte grün schillernder Käfer bedeckten ihre Beine.

»Viroel? Viroel, kannst du mich hören?«

Ich warf die Axt zur Seite und begann hektisch, die daumengroßen Krabbler von ihr herunterzuwischen. Hoffentlich waren sie nicht giftig! Ich erwartete rote Stellen, Bisse vielleicht. Doch Viroels zarte Haut war unversehrt.

Als sie schließlich die Augen aufschlug, klaubte ich soeben die letzten Käfer von ihrer Tunika.

»Aran?«

»Zu Diensten«, rutschte mir heraus. Der Teil von mir, der auf eine baldige Befreiung von meiner Lebensschuld gehofft hatte, muckte auf.

»Was machst du?«

»Ich sollte wohl besser fragen, was *du* machst. Warum liegst du ohnmächtig im Sand, während Hunderte Käfer auf dir herumlaufen?«

»Käfer?« Sie setzte sich ruckartig auf und sah an sich hinab. Die Insekten bildeten nun einen Kreis um uns. Langsam öffneten sie ihre harten Flügeldecken und ließen die darunterliegenden Flügel vibrieren. Alle gleichzeitig, alle im Takt. Ein tiefes Wummern erklang. Es war gespenstisch.

Dann, wie auf ein geheimes Kommando hin, schwirrten sie in die Baumkronen hinauf. Ein einziges Tier blieb zurück. Aber nur, weil ich es an zwei Beinen festhielt. Es versuchte, mich zu beißen, doch seine Kiefer rutschten von meinem Fingernagel ab.

»Dann habe ich es also nicht geträumt«, sagte Viroel verklärt und hielt die Hand hin, damit der grüne Käfer zu ihr krabbeln konnte.

»Was geträumt?«, fragte ich angestrengt. Viroels seltsame Gabe verstörte mich, brachte mich immer wieder aus dem Konzept.

»Dass mich diese Göttin besucht hat«, erwiderte sie ruhig. »Ich glaube, *du* hast sie hergelockt, Aran.«

Ich schluckte an dem Kloß vorbei, der plötzlich in meiner Kehle aufgetaucht war, und dachte an mein jämmerlich vorgetragenes Bittgebet. Im Nachhinein schämte ich mich für meinen weinerlichen Ton. Und ausgerechnet *das* sollte Elandaja bis in die Wüsten Neridins gerufen haben?

»Die Göttin? Die ... Die Göttin des Lebens selbst?«, stotterte ich und suchte den Sandboden mit den Augen ab. Als würden himmlische Wesen Spuren hinterlassen wie gewöhnliche Sterbliche. Lächerlich!

»Ich wünschte, du wärst hier gewesen.«

»Ich auch«, erwiderte ich zähneknirschend, erhob mich und streckte ihr die Hand hin.

Sie musterte mich zweifelnd, als würde es ihr Ansehen schmälern,

wenn sie meine Hand nahm und sich hochhelfen ließ. Die Neridier waren mir ein Rätsel, ihre Bräuche allesamt fremd und merkwürdig. Vielleicht beging ich wieder einen Fehler ... Doch ehe ich den Gedanken zu Ende gebracht hatte, lag Viroels Hand warm in meiner, und ich zog sie auf die Füße. Mit einem verschämten Lächeln wich sie meinem Blick aus, und ich ließ sie einen Herzschlag zu spät los.

Wie ein Geisterabdruck blieb eine Erinnerung an ihre Berührung, die ein wohliges Summen meinen Arm hinaufschickte. Vielleicht hallte noch der Zauber einer göttlichen Begegnung in ihr nach – anders konnte ich es mir nicht erklären.

»Was hat die Göttin gesagt? Oder ist das zu persönlich? Wenn ja, musst du nicht antworten.«

»Dass mein Weg vorgezeichnet sei, ich aber nicht davon abweichen soll. Doch schon das ist ein Rätsel, denn wie geht das zugleich? Vorgezeichnet oder nicht? Wenn ja, dann ist ein Abweichen doch gar nicht möglich.«

Sie sah zu mir auf, als hätte ich alle Antworten, dabei war ich doch mindestens genauso ratlos wie sie. Ich rieb mir übers Kinn. »Ich gehe den Weg mit dir«, hörte ich mich sagen, bevor ich auch nur einen Gedanken darüber verloren hatte. Es war zu spät, um mir auf die Zunge zu beißen, und die Hoffnung, sie hätte es überhört, erfüllte sich nicht.

»Sie sagte so etwas.« Viroel lenkte den Blick auf ihre Füße, den verlorenen Schuh trug sie längst wieder. »Ich glaube, ich habe sogar von dir geträumt, Aran. Ich habe nur einen Umriss gesehen, aber er hat mich beschützt ... und ich habe mich sicher gefühlt, so wie jetzt. Warst du das, Aran?«

Ich zuckte mit den Schultern. Woher sollte ich das wissen? Und was hatte das alles zu bedeuten?

»Wenn die Göttin es so will«, erwiderte ich zähneknirschend. »Es kommt mir vor, als hätte ich in dieser Sache keinerlei Mit-

spracherecht, und das fühlt sich verdammt schrecklich an. Niemand hat mich gefragt, ob ich Neridin mit eigenen Augen sehen will, und jetzt ...«

Plötzlich lag ihre Hand auf meinem Unterarm. »Aran.«

Ich verlor den Faden. Da war sie wieder, die Magie ihrer Berührung.

»Für mich ist es auch nicht anders. Ich habe es mir nicht ausgesucht. Aber weißt du was?« Sie sah zu mir auf, und noch immer lag ihre Hand auf meinem Arm. In ihrem Blick schimmerte eine Mischung aus Unsicherheit und dem festen Willen, dennoch zu kämpfen.

»Nein, was?«

»Es macht mich froh, die Sache nicht allein ausstehen zu müssen, das gibt mir etwas Mut. Du hast viel Schlimmeres überlebt als ich, dagegen habe ich zwar Albträume, aber ...«

»Es sind mehr als Albträume«, stoppte ich sie. »Und dass ich überlebt habe, war pures Glück.«

»Und ist Glück nicht das, was wir am allermeisten brauchen?«

Stunden nachdem wir uns schlafen gelegt hatten, war ich noch immer wach. Ich lag auf dem Rücken, lauschte dem Wind und dachte über Viroels Worte nach, während über mir ein Leuchtfeuer aus Sternen schimmerte.

Zuerst hatte sie mir das Versprechen abgenommen, die Begegnung mit Elandaja weder am Feuer noch in der Nähe einer Kerze oder irgendeiner anderen Flamme zu erwähnen. Weil Geedal auf diese Weise davon erfahren könnte. Dann erzählte sie mir alles, woran sie sich erinnern konnte.

Es klang zu absonderlich, um wahr zu sein. Zugleich spürte ich tief im Herzen, dass sie nicht log.

Konnte es wirklich sein, dass ich in das größte Abenteuer gestolpert war, dass Abrelien seit Langem hervorgebracht hatte? War Viroel so besonders, dass sie von den Göttern für eine geheimnisvolle Aufgabe auserkoren worden war?

Natürlich war sie begabt, hatte ein großes Herz, war mutig und nicht zuletzt auf eine verwegene Weise hübsch, die mir unter die Haut ging. Doch was sie da erzählte, klang wie eine der Geschichten, die man sich an langen Winterabenden erzählte und immer weiter ausschmückte. Von einem Land, so heiß, dass die Zunge am Gaumen festklebte. Von einer Prinzessin, Göttern und ...

Und wie passte ich da ins Bild? Konnte ich mir anmaßen zu glauben, dass auch mein Platz vorbestimmt war? Wer hatte entschieden, dass sie mich halb tot finden und ich dadurch gezwungen sein würde, ihr Beschützer zu werden? Ausgerechnet ich, ein einfacher Bogenbauer aus dem eisigen Norden? Noch ungeeigneter für diese Aufgabe konnte man kaum sein, jeder zweite junge Mann aus Stora Gley hätte seine Sache wohl besser gemacht als ich.

Alles in mir sperrte sich gegen die aufkeimende Sehnsucht, die wie ein langsam wirkendes Gift an mir fraß. Dennoch zog es meine Seele nordwärts. Zu der windumtosten Insel, die ich Heimat nannte. Zu meiner Familie, zur wortkargen, ruppigen Herzlichkeit, mit der wir einander begegneten.

Zu meinem verdammenswerten Bruder, der sich nichts mehr wünschte als ein eigenes Abenteuer, aus dem später neue Legenden geboren wurden. Ein Ziel, dem er sich schon als kleiner Junge verschrieben hatte.

Ich bleckte die Zähne zu einem Grinsen, und in meiner Brust zuckte ein stummes Lachen. Ja, die Sache war so absurd, dass sie zu den Göttern passte. Sie hatten unsere Lebenswege vertauscht und amüsierten sich prächtig.

Ob ihnen ein Fehler unterlaufen war? Sollte eigentlich Baro hier sein und Viroels Leben mit seinem verteidigen?

Machten Götter Fehler?

Ich drehte mich auf die Seite und sah zu Viroel, die sich fest in ihre Decke eingekuschelt hatte. Zum Schlafen löste sie ihr Haar. Strähnen waren ihr in die Stirn gerutscht. Ihr Mund stand leicht offen.

Hörte ich über das geflüsterte Knacken und Knistern des Feuers hinweg etwa ein leises Schnarchen? Sah so eine Heldin aus, von der die Geschicke der Menschen abhingen? Konnte Viroel die älteste Göttin unserer Welt aufhalten? Ich wusste nur eins: Ich würde ihr beistehen, und ich glaubte ihr. Das war wohl das Wichtigste. Wenn wir einem Trugbild nachrannten und den Verstand zu verlieren drohten, dann würden wir es gemeinsam tun.

Ich drehte mich wieder auf den Rücken. Viroel im Schlaf zu beobachten, machte mich nicht müder – das genaue Gegenteil war der Fall. Statt ihren hübschen Mund anzustarren, sollte ich mir lieber den Kopf darüber zerbrechen, wie ich sie schützen könnte. Denn in Gefahr war sie. Mehr, als sie ahnte. Ich spürte es so deutlich, als hätte es mir jemand eingebrannt.

Gestern, am Tag unserer ersten Begegnung, hätte ich den Umstand noch begrüßt, bedeutete es doch, mich bald aus der Lebensschuld befreien zu können. Doch schon heute war mir Viroel wichtig geworden. Und da nagte noch etwas an mir: die Tatsache, dass sie auch von Darca Aben geträumt hatte.

Das Fürstentum war nicht groß. Auf einer der Inseln würde es brennen. Hoffentlich nicht auf meiner, hoffentlich nicht in Stora Gley.

Echanas Prophezeiung war eindeutig gewesen. Wenn ich nicht dort war, würde mein Geburtsort vernichtet. Feuer hatte sie nicht erwähnt, doch alle Zeichen wiesen in diese Richtung. Und nun hatte mich das Schicksal davongerissen, hin zu Viroel. Vielleicht könnte ich gemeinsam mit ihr Stora Gley retten.

Es gab so viele Unwägbarkeiten. Im Moment konnten wir nur auf

Elandajas Rückkehr warten. Sie hatte Viroel verfrüht verlassen, weil Geedal sie scheinbar aufgespürt und angegriffen hatte.

Ich wurde aus alldem nicht schlau. Götter, die sich bekriegten, Menschen, die zwischen den Launen der Allmächtigen hin- und hergeworfen wurden.

Vielleicht würden wir bald schon mehr wissen. Vorausgesetzt, Viroel überstand die nächsten Tage.

Ich traute diesen Geedalspriestern nicht, besonders nicht dem, der sich Ritter schimpfte. Er hatte Viroel angesehen, als gehörte sie ihm, und ich war mir sicher, dass er nicht so schnell aufgab. Und dann waren da noch die Visionen, in denen Teile der Welt brannten und Viroel verletzt wurde. Davor konnte ich sie nicht beschützen. Aber allen anderen Gefahren würde ich mich entgegenstellen. Und wenn es das Letzte war, was ich tat!

VIROEL

Die Luft war feucht. So nah am westlichen Ozean reichte der Atem des Meeres bis hierher und hatte sich als diesige, kühle Schicht in dem scharf eingeschnittenen Wadi festgesetzt.

Nelya und ich waren gleichzeitig wach geworden. Verblüfft strich ich über meine feucht gewordenen Decken, sogar in meinem Haar und auf der Haut befanden sich feine Tropfen. Das gab es in Elaty nur in der Regenzeit, hier aber geschah es durch den Nachtnebel selbst in der heißesten Jahreszeit.

Ich atmete die kühle, feuchte Luft ein, als könnte ich sie trinken.

Nach der unheimlichen Begegnung mit der Göttin war mein Schlaf tief und traumlos gewesen. Vielleicht war das ein kleines Abschiedsgeschenk von Elandaja.

Während meine Meisterin im ersten, vorsichtigen Licht der Dämmerung bereits packte, war es an mir, Aran zu wecken, der auch in der hereinbrechenden Morgendämmerung noch so tief und fest schlief wie ein Stein. Sein Mund stand ein wenig offen, das Haar war ein Wust schimmernder Kupferfäden. Heute sah seine Haut schon besser aus und lenkte nicht mehr so sehr von der Ebenmäßigkeit seines Gesichts ab.

Und schon wieder war da dieses Flattern in mir, diese ganz besondere Magie. Ich streckte die Hand aus, stellte mir ganz kurz vor, wie es sein würde, mit der Fingerspitze der Kontur seiner Wange zu folgen, ihm das Haar aus der Stirn zu streichen ... Doch es blieb eine Vorstellung. Vorsichtig fasste ich Aran an der Schulter. »Wach auf, es geht gleich los.«

Muskeln spannten sich unter meiner Berührung. Er drehte sich mit einem Seufzen auf den Rücken, zuckte dann zusammen und setzte sich ruckartig auf. »Was?«, murmelte er und rieb sich übers Gesicht.

»Es ist nur noch ein halber Tagesritt bis nach Nurban, wir wollen die Strecke hinter uns bringen, solange es noch kühl ist.«

Er nickte, stieß einige gemurmelte Flüche aus und packte dann sein Zeug. Zu dritt arbeiteten wir schweigend und so gut abgestimmt, als wären wir es gewohnt, gemeinsam zu reisen.

Aran hatte schnell gelernt, sattelte selbst und saß sofort auf. Erst als die Meral uns bereits mit ihren langen, fließenden Schritten westwärts trugen, rieb er sich den Schlaf aus den Augen.

Auf und ab ging es durch ein nebelverhangenes Meer aus Sand. Heute besaß der frühe Morgen einen besonderen Zauber. Während wir hin und wieder einen Blick auf den Himmel erhaschen konnten, wo in diesem Moment die letzten Sterne verblassten, tauchte die aufgehende Sonne den steigenden Nebel in Gold.

Auch der Sand schimmerte und glitzerte, wie ich es selten gesehen hatte.

Die Zeit raste nur so dahin, während ein jeder seinen Gedanken nachhing oder einfach nur das Gefühl hatte, dass eine Person zu viel anwesend war, um Gedanken und Sorgen laut aussprechen zu können.

Arans Blicke allerdings sprachen Bände. Am liebsten hätte er sich von mir wohl noch einmal genau berichten lassen, wie meine Begegnung mit Elandaja vonstattengegangen war. Sie hatte mehr Rätsel aufgeworfen als Lösungen geboten. Der Gedanke, ich könne mit Karten aus Schattentinte irgendwie die Feuergöttin befreien, war so abwegig, dass sich alles in mir sperrte. Ja, ich war mir bewusst, dass ich etwas mehr Talent besaß als die durchschnittliche Kartenmacherin und dass dies auch, aber nicht allein daran lag, wie stark mein eigener Schatten war.

Aber auserwählt, eine Göttin zu befreien? Niemals!

Oder?

Es fühlte sich mehr und mehr an, als wäre ich Teil eines größeren Plans. Und Aran war es auch.

Rauchgeruch ließ mich aufsehen. Schon seit einer Weile waren wir unmerklich bergauf geritten. Als meine Meisterin nun ihren Meral zügelte, stockte mir der Atem. Vor uns fiel das Land ab. So weit das Auge blickte, waren Zelte und Häuser zu sehen, die dem gewundenen Küstenverlauf folgten.

Hier prallten wirklich zwei Welten aufeinander.

»Da ist sie, die Perle des Westens!«, verkündete Nelja feierlich. »Die größte und schönste Stadt des Königreichs Neridin.«

»Der Hafen ist ja riesig!« Aran schüttelte ungläubig den Kopf. Ein knappes Dutzend steinerner Stege ragte in eine natürliche Bucht, deren Form durch eine künstliche Mauer so weit geschlossen worden war, dass nur eine kleine Öffnung blieb. Während draußen weiß gischende Wellen gegen das Land anrannten, war das Wasser im Hafen ruhig und kristallklar. Wie ein schimmernder grünblauer Edelstein leuchtete es in der Sonne.

Von unten drangen die Stimmen zahlreicher Menschen hinauf, vermischt mit Gesang und dem Lärm von Karren und Lasttieren. Selbst die größten Feste, die wir in Elaty feierten, kamen mir dagegen klein und unscheinbar vor.

»Seht ihr das Haus dort drüben? Das mit dem großen Innenhof?«, sagte Nelya und wies mit ausgestrecktem Arm auf das Gewirr aus Gassen, das nur in kleinen Bereichen einer rechtwinkligen Anordnung folgte.

Ich sah sofort, welches sie meinte. Seine Dächer waren gewölbt, wie flache Dünen. Sicher bestand der gesamte Bau aus Lehm und ungebrannten Ziegeln. Hier schien es noch weniger Holz zu geben als in Elaty. Trotzdem wirkte die Herberge schon von Weitem prächtig.

»Säumen wir nicht länger.« Nelya trieb ihren Meral mit einem Schnalzen an, und bald waren wir Teil eines breiten Stroms aus Menschen, Lasttieren und Waren, der auf das östliche Stadttor zuhielt.

Aran ritt nun an meiner Seite, in der Linken die Zügel, die Rechte auf dem Kopf der Axt, die in seinem Gürtel steckte. Mit stechendem Blick musterte er jeden Menschen, der uns nahe kam, und schien kaum einen Blick für die Schönheit Nurbans zu haben.

Seine Rolle als mein selbst erklärter Beschützer war ihm bitterernst. Ein wenig absurd wirkte es schon auf mich, aber bislang war mir jeder Spott im Hals stecken geblieben. Denn auch jetzt fühlte es sich an, als würde mir das Unheil auf leisen Pfoten hinterhereschleichen. Beinahe, als würden meine Albträume von einem sehr lebendigen Wesen verursacht, das mir auf Schritt und Tritt folgte wie ein verdammter Wüstendämon.

Wieder einmal sah ich über die Schulter zurück, doch hinter uns waren nur ganz gewöhnliche Leute. Händler, Tagelöhner und Seelente, die sich den Tag an Land vertrieben.

Aran hatte meinen Blick bemerkt. »Ist was?«, raunte er mir zu. Ich schüttelte den Kopf. »Nur der Knacks in meinem Kopf.«

»Das ist kein Knacks«, erwiderte er ebenso leise. »Oder wir haben beide den gleichen. Wir werden verfolgt.«

»Vielleicht habe ich dich auch angesteckt.« Ich verzog das Gesicht zu einem Grinsen.

Er erwiderte meinen Blick unbewegt, doch damit machte er es nicht besser, sondern schlimmer. Nun begann ich, überall Verfolger zu sehen, und es fehlte nicht viel, dann wäre mein Schatten zu höchster Lebendigkeit erwacht und hätte sich als Schutz zwischen mich und jeden bedrohlich aussehenden Fremden gestellt.

Was gäbe das für ein schönes Spektakel!

Es hätte mich zum Gespött der Stadt gemacht und mir womöglich auch noch eine Strafe eingebrockt. Keine Ahnung, wie sie hier zu unkontrollierten Schatten standen, doch ich hatte gehört, dass es in den Städten deutlich strenger zugeht als in unseren abgelegenen Wüstendörfern, wo jeder jeden kannte.

Die Herberge war prächtig. Auf der Fassade prangten die schönsten Gemälde von Schiffen, Karawanen und fernen Ländern.

Während Nelya die Formalitäten erledigte, hatte sie uns mit den Tieren in Richtung Ställe geschickt. Sie waren leicht zu finden. Wir folgten einfach den Hufspuren, die über die Jahre eine tiefe Furche in dem Boden aus festgestampftem Lehm hinterlassen hatten.

»Hast du die beiden Reiter bemerkt?«, fragte Aran gepresst, während er mir half, die Kisten von den Packtieren zu laden.

»Da waren Dutzende, welche meinst du?«

Er atmete tief ein und aus. »Die, die uns gefolgt sind. Auf braunen Pferden. Einen davon hab ich schon mal gesehen.«

»Die meisten Männer tragen Kaftane und eine Kopfbedeckung. Und du willst sie wiedererkannt haben? Von wo?«

»Dann glaubst du mir eben nicht.«

»Das Schlimme ist, ich glaube dir durchaus.« Ich berührte ihn am Arm, bis er mich ansah. »Ich glaube dir, und das macht mir schreckliche Angst. Wer könnte uns folgen? Und warum?«

Er zuckte mit den Schultern und sah sich ruckartig um. Die Antwort blieb ihm im Hals stecken, denn nun war Nelya zurück. »Gut, ihr beiden, ihr habt ja schon fast alles erledigt, vielen Dank. Ich mache den Rest. Seht ihr euch Nurban an.« Sie drückte mir einige Münzen in die Hand, zögerte und gab dann Aran einen Silbertaler. »Hier, das sollte reichen, um dich ein Stückweit deiner Heimat entgegenzubringen.«

Aran kämpfte mit einer passenden Antwort. Er öffnete und schloss den Mund wie einer der Schlammfische, die nach einer großen Flut im Wadi zurückblieben und vertrockneten.

»Das ... Das kann ich nicht annehmen!«, sagte er schließlich, doch meine Meisterin ließ nicht mit sich verhandeln.

»Viel Glück, Aran.« Sie sah ihm fest in die Augen, und wir verstanden beide genau, was sie in Wahrheit damit sagen wollte. Sie wünschte ihm nicht nur viel Glück, sondern machte ihm auch deutlich, dass er nicht länger in unserer Reisegemeinschaft erwünscht war.

Ich schluckte, suchte nach einer Erwiderung und nahm schließlich einfach Reißaus. Später war noch immer früh genug, um ihr zu erklären, dass Aran nun zu mir gehörte, ob ich oder wir wollten oder nicht.

»Komm, gehen wir.« Ich wartete nicht auf Aran, und als er mich schließlich rennend einholte, war ich schon halb über den Innenhof.

»Wann willst du es ihr sagen?«

»Am liebsten gar nicht. Kann ich dich nicht doch irgendwie umstimmen?«

Er schüttelte traurig den Kopf. »Wenn ich die Lebensschuld ignoriere und jetzt einfach abhaue, würde meine Seele nach dem Tod

nicht zu Orrothans Hallen finden, wo meine Anverwandten auf mich warten. Sie würde verdammt ...«

»Verstehe. Und wenn ich nie in Lebensgefahr gerate?«

»Dann bleibe ich bis zum Ende und habe meinen Schicksalspruch auf diese Weise erfüllt.«

Ich nickte betreten. »Denken wir eine Weile nicht dran.«

»Ist wohl das Beste«, erwiderte Aran mit einem Seufzen.

Doch so schnell ließ sich diese Sache nicht abschütteln. Es tat mir so leid für ihn, und es war schwer zu ertragen, ihn so traurig zu sehen. Sich in ihn hineinzusetzen und sich vorzustellen, Heimat und Familie niemals wiederzusehen ... Andererseits war ich auch ein wenig erleichtert. Er würde bei mir bleiben und mich auf diesem seltsamen Weg, den das Schicksal für mich vorgesehen hatte, begleiten. Es war seine Göttin, die uns half, er verstand sie besser als ich, und womöglich war nichts von unserem Pfad eine Frage des Zufalls.

Seite an Seite stromerten wir durch ein Gewirr aus Gassen. In jeder herrschte ein anderer Geruch vor. Mal der nasse Ton der Töpfer, dann wieder Trockenfisch, geräuchertes Fleisch oder ein Meer aus Kräuterdüften in der nächsten. Wir eilten an Ständen von Tuchmachern vorbei, wo vornehme Damen sich die neuesten Muster zeigen ließen, und an solchen, wo kleine Schatullen, Tischchen und Gefäße mit intarsienverziertem Holz angeboten wurden. Dann fanden wir die Garküchen, und mein Magen entschied, wo wir unseren ersten Halt machen würden.

»Irgendwas, das nicht scharf ist«, stöhnte Aran, dem schon wieder der Schweiß auf der Stirn stand, obwohl in den Gassen breite Stoffbahnen zwischen den Häusern gespannt worden waren und für Schatten sorgten.

»Etwas Süßes?«

»Ja«, entgegnete er sofort.

Wir blieben an einem Stand stehen, wo die Verkäuferin rohen Teig auf Spieße wickelte und dann in heißem Fett ausbuk. Dann bestreute sie die braun gebrutzelten Köstlichkeiten mit Honig, Sesam und einigen Flocken Salz. Ich kaufte zwei und reichte Aran die größere.

Er biss hinein, verbrannte sich fast den Mund und musste dann grinsen.

»Du sagst ja gar nichts.«

»Kann mich nicht beschweren.«

»... nicht beschweren, soso.«

Er grinste noch breiter und verschluckte sich fast am nächsten großen Bissen. »Vielleicht bleibe ich doch in –« Er erstarrte.

»In wo? Nurban?«, fragte ich noch leichthin, dann lief mir ein eisiger Schauer über den Rücken.

Aran starrte, als sähe er einen Geist – dann fasste er mich am Arm und rannte los.

HURIL

Ladesch, den alle nur *den Fuchs* nannten, war ein seltsamer Mann. Nicht groß, nicht klein, von unauffälligem Gang und Äußerem. Sein Bart war halblang und konnte mit etwas Öl sehr gepflegt wirken oder, mit Staub und Schmutz beschmiert, den ganzen Mann in einen Landstreicher verwandeln.

Heute trug der Fuchs das schlichte Gewand eines Fernreisenden: Tuch und Kaftan in einem dunklen, verwaschenen Grün.

Schon Hurils Vater hatte den Spion beschäftigt. Selbst als er noch

ein Kind war, ging der schweigsame Fremde in ihrem Haus ein und aus. Manchmal brachte er andere mit, nie aber verschwendete er auch nur einen Blick an Huril. Das änderte sich erst an dem Tag, als sein Vater den einzigen Sohn für würdig befand, ins Vertrauen gezogen zu werden.

»Sie sind hier in Nurban, Herr«, sagte Ladesch ruhig. »Einer meiner Männer folgt ihnen weiterhin auf Schritt und Tritt. Ich habe mich in der Herberge erkundigt, sie bleiben mindestens vier Nächte.«

Huril konnte sein Glück kaum fassen. Es schien ihm wie ein Wink der Göttin, dass sie die Auserwählte nun sogar bis vor die Tore seines Ordens führte!

Viroel hatte also nicht gelogen. Sie wollten wirklich nach Nurban, um den Markt zu besuchen. Womöglich hatte sie auch Rubinai nicht belogen und würde zu ihr zurückkehren.

Doch die Ordensmutter hatte diesen Schatz nicht verdient. Wenn es nach ihr ginge, würde das Mädchen im Tempel versauern, während die Novizinnen aufschrieben, was sie in ihren Träumen sah.

Dafür hatte Geedal Viroel nicht nach Nurban gesandt.

Die Göttin wollte Großes von ihren Anhängern! Sie wollte Feuer!

»Was wünscht Ihr, dass ich nun tue, Herr?«

»Behalte sie im Auge, und wenn ich mit meinen Männern hinstoße, zieht ihr euch zurück.«

»Verstanden.« Er bleckte die Zähne zu einem Grinsen und streckte die Hand aus.

Wortlos zählte Huril goldene Münzen hinein, bis der Fuchs sich verneigte und mit lautlosen Schritten das Zimmer verließ.

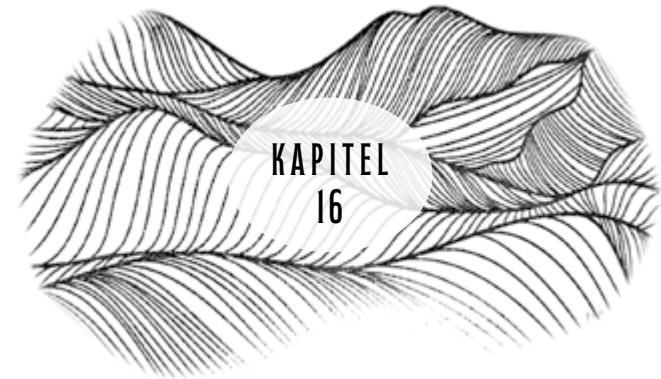
In der Ordensburg war schon alles für Viroels Ankunft bereit. Zwei Zimmer gab es. Eines war wunderschön und voller erlesener Möbel, wie gemacht für eine Prinzessin. Das andere glich einer Kerkerzelle. Sie lagen Wand an Wand und waren mit einem vergitterten Fenster verbunden.

Huril würde der Flammenträumenden beide Zimmer zeigen und sie selbst entscheiden lassen, welches sie wählte.

Sie war ein junges Mädchen. Sie würde schnell brechen ... und Huril bei jedem einzelnen Schritt dabei sein.

Er würde ihr Vertrauen gewinnen, sie mit Geschenken und Freundlichkeiten locken, und bald schon, ganz bald, würde Geedals Prophetin ihre Weissagungen für die Ritter der Flamme verkünden und sie auf einem ruhmreichen Pfad zu neuer Größe führen.

Auf welchem genau, das würde die Göttin ihm noch mitteilen. Doch er war sich fast sicher, dass dieser Weg mit dem Schwert gebnet wurde. Mit dem Schwert ... und mit Feuer!



ARAN

Viroel war viel zu langsam. »Jetzt komm! Komm schon!«

Ich ließ sie los und versuchte, die fremde Kriegerin einzuholen. Doch das war in den überfüllten Gassen kaum möglich. Ich schob und drängelte mich an Händlern und Trägern vorbei, bekam beinahe den Tritt eines Esels ab und musste mich auf die Zehenspitzen stellen, um einen Blick auf die Kriegerin zu erhaschen, die zügig weiterlief und die ich nicht einholte, obwohl ich alles gab.

Je mehr ich zu drängeln versuchte, desto weniger schienen die Leute Platz zu machen. Stattdessen starrten sie mich an wie eine Erscheinung. Offenbar hatte keiner von ihnen je jemanden aus dem Norden gesehen, und so behandelten sie mich wie eine Jahrmarktsattraktion, statt mich vorbeizulassen.

»Macht Platz, bitte, macht Platz!«, flehte ich sie an.

Plötzlich war Viroel wieder an meiner Seite. Nun nahm sie meine Hand. »Wohin?«

»Geradeaus.«

Sie tauchte zwischen zwei Ständen hindurch. Nun eilten wir nicht durch die Menge, sondern hinter den kleinen Warenlagern der Händler entlang. Leichtfüßig sprang Viroel über Kisten und

Bündel, während ich mit meiner langen Tunika kämpfte und einmal sogar hängen blieb.

»Jetzt links«, rief ich. Wir waren schon merklich näher, und endlich bog die Kriegerin in eine Nebengasse ein. Wir holten schnell auf.

»He! He, du mit dem Bogen!«, rief ich.

Sie drehte sich um, eine Hand auf einem breiten Dolch ruhend, der wie ein Statussymbol in ihrem Gürtel steckte. Kein Zweifel, sie wusste, wie man ihn einsetzte. In ihren fast schwarzen Augen blitzte Kampfgeist, und sie schien nur allzu bereit, mir ihre Fähigkeiten im Zweikampf zu beweisen. Doch ich trat beschwichtigend einen Schritt zurück.

»Entschuldige, ich habe nur eine Frage. Der Bogen, woher hast du den?«

Sie legte eine Hand auf die Sehne, an der sie ihn über die Schulter geschlungen hatte. »Unverkäuflich.«

»Ich will ihn nicht kaufen.« Das Herz klopfte mir bis in die Kehle hinauf. »Ich habe ihn gemacht. Schau.« Ich hielt ihr die Innenfläche meiner Linken hin, wo eine schlichte Kombination aus Kreisen, Sternen und einem Pfeil zu sehen war. »Das findest du auch in den Griff eingebrannt, und zwar wie einen Abdruck, als würde ich ihn halten.«

Die Kriegerin wirkte irritiert, als wüsste sie nicht recht, ob sie mir glauben sollte. »Der Händler schwor mir, er sei von einem Meister seines Faches gefertigt worden. Einem *toten* Meister und keinem vorlauten Jungen, der zufällig so aussieht, als würde er auch aus dem Norden kommen.«

»Es ist mein Zeichen!« Es war doch zum Verrücktwerden. »Sieh nach!«

»Bitte, edle Frau«, mischte sich Viroel ein wenig außer Atem ein. Die förmliche Anrede brach das Eis, und die grimmige Kriegerin musste lachen. »Edle Frau? So hat mich lange niemand mehr ge-

nannt.« Sie streifte die Sehne von der Schulter und nickte mit einem enttäuschten Seufzen. »Es ist dein Zeichen. Ich bin also übers Ohr gehauen worden.«

»Bist du nicht, denn ich bin in der Tat recht gut. Der Beste weit und breit von Stora Gley!« Sie musste ja nicht wissen, dass in dem Ort nur ein paar Handvoll Menschen lebten.

Sie musterte mich skeptisch, ließ die Aussage aber stehen.

»Bitte, sag mir, wo du den Bogen gekauft hast.«

»Im Hafen, gestern Nachmittag, aber mühe dich nicht, sie wollten heute beim ersten Morgenlicht aufbrechen, und nun geht es bereits wieder dem Abend zu.«

Bei der zurückliegenden Verfolgungsjagd hatte ich die Orientierung verloren. »Wo liegt der Hafen?«

Sie wies gleichzeitig mit Viroel in eine Richtung, und schon war ich unterwegs. »Danke!«

Viroel holte mich ein, als ich in der nächsten Gasse auf das altbekannte Problem stieß. Zu viele Menschen, zu viele Stände, zu viel ... alles. Das pulsierende Leben Nurbans war eine Nummer zu viel für mich.

»Was hat das zu bedeuten?«

In mir tobte ein Durcheinander aus Gefühlen. »Mein Bruder. Er lebt! Und er ist hier!«

»War hier«, korrigierte sie mich, während wir uns an einem Gemüsestand vorbeischieben. Zum ersten Mal sah ich etwas Frisches in diesem Land, aber nun war nicht der richtige Augenblick, um fremdländische Früchte und Beeren zu bewundern.

»Vielleicht ist er aufgehalten worden. Ich dachte, wir würden uns erst in Orrothans Hallen wieder begegnen. Ich muss ihn finden!«

»Aran!«, rief sie eindringlich, doch ich wollte nicht hören, dass er wahrscheinlich fortgesegelt war, dass er mich tot glaubte und ich verdammt war, in diesem Land zu bleiben, ohne eine Chance, mich

zu verabschieden oder meinen Eltern die Nachricht überbringen zu lassen, dass ich lebte.

Der Geruch von Salz und Tang wurde bald übermächtig. Wie eine Nabelschnur zog er mich zu sich. Mich, der so wenig vom Meer wissen wollte.

Nun aber leitete es mich auf meiner Suche. Niemand musste mir mehr sagen, wo der Hafen lag, ich fand ihn mit traumwandlerischer Sicherheit.

Lagerhäuser aus Stein, teils in den Fels gehauen. Auch die Dächer bestanden daraus, allesamt Dome oder Halbkuppeln, sodass sie sich selbst stützten und beim Bau kein Holz gebraucht wurde. Sie waren so anders als unsere hölzernen Langhäuser mit ihren Dächern aus Reet. Steinern reckten sich Kais in die Bucht, und daran festgemacht war eine faszinierende Vielzahl von Schiffen. Viele bunt bemalt, manche mit dunkelbraunen oder roten Segeln. Wappen und Wimpel flatterten im salzigen Wind, der von der Weite des Ozeans kam und Tausende Geschichten von Sehnsucht und Abenteuer flüsterte. Nur Baros Schiff *Illuvar* rieb sich nicht am Kai. Alle Menschen hatten dunkle Haut und dunkles Haar. Nirgends leuchtete sein roter Lockenschopf wie ein Signalfeuer.

Ich konnte es nicht glauben.

»Bei den Göttern«, fluchte ich und stemmte erschöpft die Hände auf die Knie. Ich hielt die Luft an, um meinen Frust nicht hinauszuschreien.

»Aran ... es tut mir leid.« Viroel legte mir die Hand auf die Schulter.

Noch ein nettes Wort, und ich würde hier, vor all den Packern und Händlern, schluchzend zusammenbrechen. »Lass mich, dein verdammtes Mitleid brauche ich nicht.«

»Aran!«

Ich wich ihrer Berührung aus und fuhr herum. In ihren Augen schimmerten Tränen. Es tat ihr wirklich leid. Etwas anderes hätte

ich auch nicht erwartet, aber das machte es letztlich nur umso schlimmer.

Meine Kehle wurde eng, kribbelte. Ich wollte schreien, um nicht heulen zu müssen.

»Gehen wir«, sagte sie leise. »Wir sind zu spät.«

Wie benommen drehte ich mich um und folgte ihr. Meine Füße schoben sich einer nach dem anderen vorwärts. Ich konnte nicht mehr denken, weigerte mich zu fühlen ... war ein lebender Toter. Weiter und weiter lief ich ... ob auf dem gleichen Weg zurück oder einem neuen, merkte ich nicht. Mein Schmerz dämpfte alle Sinesseindrücke. Ich hätte mich nicht nur verabschieden, sondern Baro auch warnen können. Wenn ich schon dazu verdammt war, in Neridin zu bleiben, mussten wenigstens die anderen versuchen, Stora Gley zu retten und Echanas Weissagung zu verhindern.

Viroel war ruckartig stehen geblieben. Ich stolperte in sie hinein und brachte sie beinahe zu Fall.

»Aran.« Sie wisperte meinen Namen, dabei hatte ich einen ordentlichen Anpfiff verdient. Hektisch zog sie ihr Tuch tiefer in die Stirn und drehte sich zu mir um. »Duck dich, sonst sehen sie dich noch.«

»We...« Ich brachte die Frage nicht zu Ende, denn dort vorn war kein anderer als Huril, der scharfzüngige Ritter der Flamme. Und dieses Mal war er von seinesgleichen umringt. Fünf waren es. Fünf Ritter in voller Montur, mit den Insignien Geedals auf den blank polierten Rüstungen.

Ich erinnerte mich noch genau an seinen Blick. Er hatte Viroel angesehen, als gehörte sie ihm. Nicht wie eine ersehnte Heilige oder eine Gesegnete der Göttin, sondern wie etwas, das ihm in seiner Karriere noch fehlte und das er unbedingt besitzen wollte.

Und in diesem Augenblick hatte er sie entdeckt.

Viroel entfuhr eine ganze Tirade saftiger Flüche, die ich ihr niemals zugetraut hatte.

Huril winkte uns, und sein schmallippiges Grinsen erinnerte an einen Hund, der knurrend die Zähne fletschte.

»Was jetzt?«

»Versuchen wir, sie in den Gassen abzuhängen«, schlug ich vor.

Viroel ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie übernahm erneut die Führung, während ich ihr den Rücken freihielt und dabei fieberhaft überlegte, wie ich gegen fünf dieser Kerle zugleich ankommen sollte. Mit Pfeil und Bogen wäre es mir vielleicht sogar gelungen, aber nur mit der klobigen Axt? Ein Hemd wie ich?

Sobald wir losgelaufen waren, bekam ich Zweifel an unserer Strategie. Im überfüllten Hafen hätten sie uns vielleicht in Frieden gelassen, aber in einer menschenleeren Gasse? Nun war es zu spät für eine Umkehr. Die Ritter bewegten sich trotz ihrer Rüstungen erstaunlich geschmeidig. Und während wir uns an den Leuten vorbeimogeln mussten, machten sie den Männern im schimmernden Eisen freiwillig Platz.

»Wie viele?«, rief Viroel.

»Drei sind uns noch auf den Fersen.«

»Bei den Göttern!«, stöhnte sie und war im nächsten Moment verschwunden. Abgetaucht zwischen gestapelten Fässern vor einem Lagerhaus. Wir betraten das lang gestreckte Gebäude durch eine Nebentür. Kühl war es im Inneren, kühl und still.

Ob wir uns im Zwielicht zwischen den Waren verstecken konnten? Wir ließen es nicht auf einen Versuch ankommen, denn schon drang von draußen der schwere Klang ihrer Schritte zu uns.

Viroel huschte an zwei Arbeitern vorbei und immer dem Licht zu, das am anderen Ende des Baus durch herabgelassene Stoffbahnen fiel.

»Raus, ihr habt hier nichts zu suchen!«, rief uns ein bärtiger Kerl nach und schüttelte drohend die Faust.

Ich hätte ihm am liebsten den Hals umgedreht. Hoffentlich war seine Stimme nicht ins Freie gedrungen.

Viroel blieb kurz stehen, lugte durch den Spalt zwischen den Stoffbahnen und huschte hindurch. Ich folgte, und wir fanden uns an einem weiteren Kai und einem steinernen Pier wieder.

»Elandaja, steh uns bei«, murmelte ich gerade noch, als die Sonne ihre Strahlen auf glänzendem Metall brach. Sie hatten nicht einmal versucht, uns zu folgen, sondern uns einfach auf der anderen Seite erwartet.

Nun saßen wir in der Falle. Zurück ins Lagerhaus konnten wir nicht, und die Ritter hatten sich so verteilt, dass wir nicht entweichen konnten.

Huril legte eine Hand auf seine Brust und verbeugte sich. »Meine Herrin Viroel, Träumerin des Feuers. Endlich habe ich dich gefunden«, verkündete er feierlich. Dass er es nicht ernst meinte, war in den Gesichtern seiner beiden Begleiter zu lesen, die ihn kurz irritiert musterten und sich dann ebenfalls grinsend verneigten. Schausteller auf der Bühne eines lächerlichen Schmierentheaters.

Fieberhaft versuchte ich, mich an meine Übungskämpfe mit der Axt zu erinnern. Viel zu oft hatte ich mich vor ihnen gedrückt oder lieber meine Künste mit dem Bogen verfeinert, eine Technik, bei der mir in Stora Gley ohnehin keiner das Wasser reichen konnte. All das fiel nun auf mich zurück, doch für Reue war es zu spät.

»Was sollen wir jetzt tun?«, wisperte Viroel. »Ich lasse mich auf keinen Fall in diesen Tempel zurückschleppen.«

»Dann ist es entschieden«, entgegnete ich ebenso leise, und in meinem Nacken stellten sich die Haare auf.

»Keinen Schritt weiter!«, sagte Viroel erstaunlich forsch.

»Wir wollen doch nur reden«, erwiderte Huril süßlich.

»Reden können wir auch auf Abstand. Sag, was du zu sagen hast, und dann lasst uns in Frieden«, rief ich und versuchte, mit meiner Axt möglichst beeindruckend auszusehen. »Bei der Göttin, ich werde nicht zulassen, dass ihr Viroel ein Haar krümmt.«

»Ihr Platz ist in Geedals Schoß, sie hätte niemals gehen dürfen.«

»He!«, fuhr sie dazwischen. »Es ist allein meine Entscheidung, kapiert? Ich habe der Hohepriesterin Rubinai etwas versprochen, und ich werde mein Versprechen halten. Und bis dahin verschwindet!«

Huril sah zu seinen Kameraden. »Aber die ehrenwerte Rubinai ist nicht hier. Und ich werde dich nicht in einen Tempel sperren, Träumerin, das schwöre ich dir hier und jetzt im Namen Geedals, der Allesverzehrenden. Du wirst das Leuchtfeuer unseres Siegeszuges sein.«

Ich konnte nur ahnen, was in Viroel nun vorging. Sie war ein freier Geist. Schon sich dem Willen ihrer Lehrmeisterin zu unterwerfen, fiel ihr oft sichtlich schwer, dabei achtete sie Nelya. Die Vorstellung, sich für die Ziele dieser fanatischen Ritter einspannen zu lassen, musste schlimmer sein als ihre Albträume.

»Du musst dich retten. Ich halte sie auf«, raunte ich ihr zu.

»Aber wie?«

»Indem ich meine Schuld begleiche. Und nun los.«

Sie drehte sich zu mir um, sah mir fest in die Augen. »Du wirfst dein Leben nicht weg für mich. Wir kämpfen beide.«

»Nein. Keinesfalls. Du hast nicht mal eine Waffe.«

»Aber Legenden ... und eine Göttin auf unserer Seite!«

Da war eine Art wilder Entschlossenheit in ihrem Blick, und im nächsten Moment tat sie etwas, das nach meinem Verständnis in Neridin unter Strafe stand: Sie rief ihren Schatten hervor, und der verwandelte sich aus einem schwärzlichen Schemen blitzschnell in eine Art Lindwurm, die Schuppen glänzend wie Glas und den Kopf voller Dornen. Furcht einflößend und so weit verfestigt, dass er vermutlich einem Schlagabtausch standhalten würde.

Huril und seine Männer wirkten kurz ratlos, ihre Schatten huschten mal hierhin, mal dorthin, wie verschreckte Tiere, doch keiner nahm feste Form an. Sie vermochten es nicht! Da war Angst in ihren Blicken. Und sah ich den rechten Kerl nicht sogar einen Hauch zu-

rückweichen? Sicher hatten auch sie noch nie gegen Schatten gekämpft. Bei den Göttern, ich wusste ja selbst nicht, wie! Ich kannte weder die Stärken noch die Schwächen meines dunklen Begleiters.

Früher hatte ich ihn nur manchmal benutzt, um Baro bei unseren Übungskämpfen einen Schrecken einzujagen oder ihn abzulenken, denn ohne diesen kleinen Vorteil war er mir mit fast jeder Waffe durch seine schiere Kraft überlegen.

Vielleicht würde es ja reichen, die Ritter ein wenig zu erschrecken. Zwei derart lebendige Schatten wie Viroels und meinen hatten sie bestimmt noch nicht zugleich gesehen.

Der Lindwurm ließ den Dornenkopf in ihre Richtung pendeln.

»Nicht zurückweichen, ihr Feiglinge!«, fuhr Huril sie an, dann zog der Erste sein Schwert, und mir sank für einen Augenblick das Herz. Konnte Schatten gegen Stahl bestehen? Ich wusste es nicht.

Warum hatte ich mich nie für unsere Legenden interessiert?

Entschlossen, alles einzusetzen, was mir zur Verfügung stand, rief auch ich meinen Schatten hervor. Er wählte seine Bärengestalt, ein Tier, das es in Neridin sicher nicht gab.

»Verschwindet! Ihr bekommt mich nicht lebend!«, rief Viroel. »Und tot nutze ich euch nichts, oder?«

Sie ließ die Hand vorschnellen, und mit ihr raste ihr Schatten nach vorn. Der linke Krieger erschrak so sehr, dass er den Halt verlor, Huril wich geschickt aus und ließ sein Schwert niedersausen. Der Hieb riss einen großen Fetzen aus dem Schlangenleib, der sich sofort in feinen Fäden auflöste.

Da hatte ich meine Antwort. Stahl konnte Schatten verletzen!

Mein Bär stürzte sich auf Huril, und nun endlich waren meine Füße nicht mehr mit dem Boden verwachsen. Ich riss meine Axt hoch und ging zum Angriff über.

Die Ritter schienen nur darauf gewartet zu haben. Ein junger Kerl mit einer Axt machte ihnen keine Angst. Mit mir wussten sie umzugehen. Mein Leben war nichts wert.

Unter dem ersten Schwerthieb tauchte ich weg, den zweiten blockierte ich mit dem Axtstiel und lenkte die Waffe abwärts, doch das öffnete nicht nur Hurils Flanke, sondern auch meine, und sein Kamerad war entschlossen, das zu nutzen. Mein Schatten schob sich blitzschnell dazwischen, verfestigte sich und legte sich schützend über meine Seite. Das hatte er in den Übungskämpfen mit Baro nie getan!

Der Hieb glitt von mir ab, und ich spürte nur einen dumpfen Stoß.

Er hatte mir das Leben gerettet! Unglaublich!

Viroel hatte es auch gesehen und zog nun ihren Schatten näher an sich. Der Schlangenleib legte sich im Kreis um sie und wehrte den Mann ab, der erfolglos versuchte, sie zu schnappen. Die Ritter brauchten Viroel für ihre Sache unverletzt. Mein Blut aber würden sie nur zu gern vergießen.

Und da dämmerte es mir. Ich konnte es vergessen, meine Lebensschuld zu begleichen. Viroels Leben war nicht in Gefahr. Stattdessen musste ich meine eigene Haut retten! Scheinbar glaubten sie, Viroel würde sich fügen, sobald ich aus dem Weg geschafft war. Da konnten sie ihre ersehnte Galionsfigur aber schlecht. Viroel würde sich niemals beugen!

Erneut gelang es mir, meinen Schatten als Schild zu verwenden. Doch wie lange würde das noch gut gehen? Schließlich kämpfte ich gegen zwei Gegner, und die griffen nicht nacheinander, sondern gleichzeitig an.

Ich bräuchte den Schattenschild von allen Seiten ... aber ... warum eigentlich nicht?

Im Augenblick sprang mein dunkler Begleiter zwischen formlosem Schwarz und seiner Bärengestalt hin und her. Der ständige Wechsel kostete Kraft und ließ die Luft flirren.

Aber was, wenn ich ...

VIROEL

Es war zum Verrücktwerden! Dieser verdammte Mistkerl von Ritter griff nicht einmal an. Nein, Huril bewachte mich stattdessen. Immer, wenn ich versuchte, Aran beizustehen, blockierte er meine Versuche mit dem Schwert, hieb dabei aber nur gezielt nach meinem Schatten, von dem er dünne Scheiben abtrennte.

Ich konnte nur zusehen, wie die Schattenmagie in der Abendsonne verpuffte, und fühlte, wie mit seiner Kraft auch meine schwand. Nie zuvor war mir klar gewesen, wie eng ich mit dem Schatten verknüpft war. Ja, ich hatte mich ausgelaugt gefühlt, wenn ich in der Werkstatt viel mit Schattentinte arbeitete, wofür ich seine konzentrierte, magiegetränkte Schwärze nutzte, es aber auf meine eigene Erschöpfung geschoben.

Der Dornenkopf meines Schattens schnellte vor, doch mein Gegner wich nur aus und grinste dämlich, als wäre dies alles nur ein Spiel, während Aran um sein Leben kämpfte.

Huril wollte ihn loswerden, und er hatte kein Problem, über Leichen zu gehen, das war mir schon bei unserer ersten Begegnung in Geedals Tempel klar gewesen.

Aran bewegte sich blitzschnell, parierte hier, lenkte da eine Waffe ab oder tauchte unter einem Schwert weg. Sein Schatten bewegte sich beinahe eigenständig wie ein zweiter Kämpfer. So etwas hatte ich noch nie gesehen, nur in abenteuerlichen Legenden davon gehört und sie immer als Übertreibungen und Erfindungen von Geschichtenerzählern abgetan. Doch Aran tat es. Ob sie das im Norden lernten? Ich wusste so wenig über ihn.

Hätte ich nicht so viel Angst um Aran gehabt, wäre es faszinierend gewesen, ihm zuzusehen.

Schon blutete er am Oberarm, was seine Gegner noch mehr anzustacheln schien. Sie verstärkten ihre Angriffe auf diese Seite, und er geriet mehr und mehr in Bedrängnis.

Ich hielt es nicht länger aus, musste ihm beistehen. Mit einem wütenden Fluch auf den Lippen stürzte ich auf Huril zu. Und wenn ich versuchen musste, ihm mit meinen kurzen Nägeln die Augen auszukratzen – ich konnte nicht weiter nur zusehen!

Ich bekam ihn an seinem Kettenhemd zu fassen, wollte seinen Schwertarm blockieren und schaffte es, ihn einen Herzschlag lang festzuhalten. Aran nutzte die Gelegenheit sofort und schlug zu. Seine Axt traf Huril an der Schulter und zertrennte Riemen, die seine Rüstung zusammenhielten. Sie rutschte am Arm abwärts ... Was ihn nicht davon abhielt, mir einen heftigen Schlag vor die Brust zu verpassen.

Die Zeit blieb stehen.

Mit einem Keuchen wich die Luft aus meiner Lunge, und meine Knie gaben nach. Ich klappte einfach zusammen.

Ich sah das Entsetzen in Arans Gesicht, dann geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Alle drei Ritter stürzten sich auf ihn, und er *verschmolz* mit seinem Schatten.

Die schwarze, vierbeinige Kreatur wurde binnen eines Wimpernschlages eins mit ihm und fuhr lange Klauen aus. Der riesige Kopf, unter dem Arans Kupferhaar verschwunden war, riss das Maul zu einem stillen Brüllen auf, dann griff er an.

Der Anblick lenkte mich fast völlig von meinem Schmerz ab, der noch immer jeden Atemzug zu einer anstrengenden Qual machte.

Das Schattentier wirbelte herum wie ein Winddämon, der in einer verfluchten, mondlosen Nacht über die Dünen tobte. Dabei entstieg Arans Kehle ein seltsames Heulen, bei dessen Klang es mir die Nackenhaare aufstellte.

Auch Geedals Flammenritter bekamen es mit der Angst. Ihre Bewegungen wurden hektisch und die Angriffe weniger gezielt.

Es war schwierig, seinen Gegner zu treffen, wenn man gleichzeitig versuchte, ihm bloß nicht zu nahe zu kommen. Sie behandelten den Schattenkörper, als wäre er giftig oder von einer ansteckenden Krankheit befallen, doch ich war mir ganz sicher, dass darin noch immer Aran steckte. Der gutmütige, stille Kerl mit den schönsten Augen, die ich je gesehen hatte. Und er gab alles, um mir das Leben zu retten. Solch eine Wildheit jedoch hätte ich ihm nicht zugetraut.

Schon bluteten zwei der drei Ritter trotz ihrer Rüstungen, und Aran wurde nicht langsamer – ganz im Gegenteil.

Er schien blitzschnell zu lernen, mit dieser neuen Gabe umzugehen. Nutzte seinen Schatten, um Hiebe anzutauschen, oder verbarg die Axt bei einem Angriff fast bis zum letzten Moment in einem diffusen Schattennebel, bevor er blitzschnell zuhieb und dabei stets genau auf die Schwachstellen der Rüstungen zielte. So gelang es ihm nach und nach, in einer eigentlich hoffnungslosen Konstellation, wenn auch nicht die Oberhand zu gewinnen, so doch zumindest nicht zu verlieren.

Sein Schatten war ein Wunder! Wie machte er das nur? Wenn es mir gelungen wäre, meinen ebenfalls so genau zu lenken, hätten wir Huril und die Seinen vertreiben können.

Angestrengt konzentrierte ich mich auf meinen Schatten. Großma hatte mir nur zwei Dinge beigebracht: Wie man seinen dunklen Begleiter dazu brachte, dass er sich wie ein ganz gewöhnlicher Schatten verhielt, und wie man ihn freiließ. Der Rest war immer seine Entscheidung gewesen.

Aran aber lenkte ihn bis ins Detail. Das musste mir auch gelingen, und zwar schneller, als man Orrothan dreimal verfluchen konnte.

Angestrengt versuchte ich, meinem Schatten seinen Weg vorzugeben.

Reiß sie von den Beinen, beschwor ich ihn, *schleich dich an und dann ...*

Er verweigerte meinen Befehl. Beinahe glaubte ich, seinen Protest fühlen zu können. Er hatte Angst um mich und wollte bei mir bleiben.

Mittlerweile war der Schmerz in meiner Mitte so weit abgeklungen, dass ich wieder vernünftig atmen konnte.

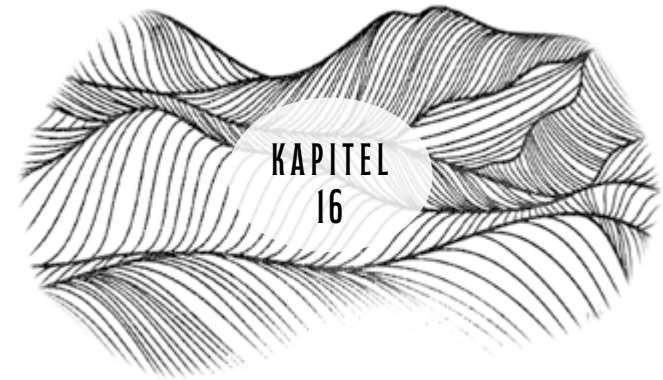
Wenn mein Schatten nicht für mich kämpfen wollte, dann musste ich es selbst tun. Auf keinen Fall würde ich Aran allein lassen. Also rappelte ich mich auf und sah mich nach etwas um, das mir als Waffe dienen konnte, denn mit dem winzigen Messer in meinem Gürtel brauchte ich es erst gar nicht zu versuchen.

Dort waren leere Fässer ... zu schwer, zu klobig. Doch einer der stahlgefassten Deckel – damit war etwas anzufangen!

Nur drei schnelle Schritte, und ich hatte meine improvisierte Waffe.

Huril war mir sofort gefolgt, ganz im Glauben, ich könnte versuchen abzuhauen.

Aran allein lassen? Für wen hielt er mich? Er versuchte, mit der linken Hand nach mir zu greifen, doch dieses Mal konnte ich mich wehren. Mein Schatten huschte zur Seite, als könnte er meine Gedanken lesen. Huril zuckte abwehrend, und ich schmetterte ihm mit aller Kraft den Holzdeckel vor den rechten Ellenbogen. Es krachte fürchterlich. Das morsche Holz ging entzwei, doch wie Hurils schlagartig blasses Gesicht zeigte, hatte es seine Aufgabe erledigt. Er taumelte rückwärts. Kurz sah es aus, als würde er sein Schwert verlieren, dann ...



BARO

Die Ritter in ihren schimmernden Rüstungen waren ihnen schon bei den Docks aufgefallen. Sorren hatte sich in den Kopf gesetzt, einen von ihnen abzufangen. Er war regelrecht besessen von der Idee, all sein mühsam verdientes Geld für ein Kettenhemd auszugeben, wie sie es trugen. Die Ringe waren überaus eng und perfekt verarbeitet.

Baro zweifelte allerdings daran, dass einer der Ritter mit sich handeln lassen würde oder der Schmied, der sie hergestellt hatte, wie durch göttliche Fügung ausgerechnet in Nurban arbeitete.

Dennoch war er seinem Freund auf dessen Mission gefolgt. Er ließ sich einfach mitziehen wie ein Stück Treibholz in der ablandigen Flut.

Auch Irin war ihnen gefolgt. Es war ihr letzter Tag in Nurban, und ihre Verkäufe hatten sämtliche Erwartungen übertroffen. Dennoch war keiner von ihnen zufrieden. Sie hatten einen zu hohen Preis gezahlt. Arans Leben und das von einem weiteren Freund, den der Sturm geholt hatte, waren es nicht wert gewesen. Keiner wollte es so recht aussprechen, doch sie alle sehnten den Moment herbei, da die *Illuvar* repariert wäre und sich ihr Bug gen Norden richtete.

Am Abend würden sie endlich die letzten Teile von einem Schmied bekommen und anbringen können.

Bis dahin versuchten sie, so gut wie möglich auf andere Gedanken zu kommen. Erwarben Geschenke und Handelsgüter, die sie den Winter über auf Darca Abens Märkten verkaufen könnten. Ihr Reichtum würde sich in den kommenden Monaten noch weiter mehren. Darin hatte Baro recht behalten.

Er hatte alles erledigt, was es für ihn an Land zu tun gab, und nun folgte er Sorren und Irín, die versuchten, zu den Rittern aufzuschließen und einen guten Moment abzapfen, um sie anzusprechen.

Die Gerüsteten schienen es eilig zu haben. Es sah aus, als würden sie etwas oder jemanden suchen. Anders war es nicht zu erklären, dass sie in jede Gasse und Markthalle lugten und dann schnell wieder herauskamen.

»Die holen wir nie ein«, fluchte Irín, die noch immer nicht ganz überzeugt war, dass sie die beiden Männer überhaupt ansprechen sollten. Sie verloren sie regelmäßig in einer Gasse, und wenn sie sich selbst zwischen den Menschen hindurchgedrängt hatten, waren die Ritter schon wieder hinaus. Ihnen wagte sich niemand in den Weg zu stellen, während die blassen Nordländer für Erstaunen sorgten.

Erneut sahen sie die Ritter in einer Gasse verschwinden, und dieses Mal gab es dort weder Marktstände noch viele Leute. Sie sahen ihre Chance, rannten ein Stück und würden dieses Mal schnell genug sein, um sie an der Ecke zu erwischen, wenn sie auf die Hauptstraße zurückkehrten.

Doch sie kamen nicht.

Unsicher sah Baro Irín und Sorren an. Was nun?

»Hörst du das?«, sagte Irín und trat ein Stück in die Gasse hinein. »Klingt, als würde da gekämpft werden.«

»Wir sollten gehen«, meinte Baro, der es in diesem Moment ebenfalls vernahm. Da keuchte jemand, Metall krachte auf Metall,

wie wenn Waffen aufeinanderprallten. Sie sollten verschwinden und sich nicht freiwillig in Gefahr begeben. Keinesfalls noch mehr Leben riskieren. Es war ganz eindeutig, dass er seine Hoffnung fälschlich auf Marenn gesetzt hatte. Der Gott hatte mit ihm gespielt, sich an seinen Opfern gelabt und ihn dann fallen gelassen – wenn es ihn denn überhaupt gab.

»Mach nicht so ein Gesicht, Baro.« Irín boxte ihm vor die Schulter. »Komm, sehen wir es uns an.« Schon rannte sie mit Sorren in die Gasse.

Baro folgte ihnen widerwillig. Immerhin gehörten sie zu seiner Mannschaft und waren seine besten Freunde. Auch wenn sie eine Dummheit begingen, würde er sie damit nicht allein lassen. Er war der Kopf ihrer Unternehmung und fühlte sich verantwortlich.

Als er sie erreichte, standen Sorren und Irín wie angewurzelt da. Neben ihnen befanden sich die beiden Ritter, und auch sie starrten auf das Schauspiel, das sich vor ihnen entfaltete, als wären Legenden wahr geworden.

Es war nichts Geringeres als ein riesiger schwarzer Bär mit einer Axt in der Pranke, der offensichtlich ein junges Mädchen gegen drei weitere Ritter verteidigte. Und die sahen schon recht angeschlagen aus.

Nun hob auch noch das Mädchen ein Brett auf und machte sich bereit, es einem der Gerüsteten überzuziehen.

»Und ich dachte, ich hätte schon alles gesehen«, keuchte Sorren.

Baro wusste sofort, auf wessen Seite er stand: auf der des Mädchens. Doch was war mit der Bärengestalt? Oder war die Kleine am Ende eine böse Zauberin, die nur das Aussehen eines Mädchens angenommen hatte, um harmlos zu erscheinen?

»Steht nicht rum, tut was!«, fuhr einer der kämpfenden Ritter die beiden an, denen sie gefolgt waren, und bekam gleich darauf die Latte in den Bauch gestoßen.

Baro merkte, wie sich seine Schultern anspannten, denn nun

hatte sie auch der Bär bemerkt, und mit dem wollte er sich bestimmt nicht anlegen.

Doch das Tier griff nicht an. Stattdessen wurden seine Konturen unscharf, und eine Stimme klang aus der Schwärze seines Fells, ohne dass sich die Schnauze bewegte. »Baro? Bruder, bist du es?«

Er kannte diese Stimme! »Aran?«

Baro reagierte, bevor sich sein Verstand einen Reim auf alles machen konnte, und zog sein Schwert. Welchen Scherz sich die Götter auch immer erlaubt haben mochten, der Bär sprach mit der Stimme seines Bruders, war womöglich dessen zurückgekehrte Seele.

Und wenn Arans Seele dieses Mädchen beschützen wollte, dann würde er ihm beistehen!

Blitzschnell wendete sich das Blatt, denn auch Irín und Sorren stellten sich auf ihre Seite. Gemeinsam mit dem Bären und dem mutigen Mädchen, das ohne einen Sinn für Leib und Leben mit einem Brett gegen Ritter mit Schwertern kämpfte, drängten sie die fünf zurück.

Deren Anführer blutete an mehreren Stellen, hielt den rechten Arm krampfhaft abgespreizt und führte das Schwert mit links. Wütend sah er von einem zum anderen. »Ihr versündigt euch gegen die heilige erste Flamme! Geedal wird euch verbrennen! Wird euch alle verbrennen!«

»Ich fürchte deine Göttin nicht!«, rief Baro wütend. »Marenn schützt uns vor ihrem Feuer! Soll sie doch kommen oder sich für immer feige im Herd verstecken, mich ficht es nicht an!«

»Still«, schrillte die Stimme des Mädchens.

»Verswinde, Huril!«, sagte der Bär, schüttelte noch einmal seine Axt und legte dem Mädchen die Pranke auf die Schulter.

Baros Herz jagte bis in die Kehle hinauf, während die Ritter tatsächlich langsam zurückwichen. Einer zog ein Bein nach, ein anderer hielt sich die Seite.

Verswindet! Verschwindet ihr Narren!, dachte Baro.

Er wollte endlich herausfinden, was es mit diesem Bären auf sich hatte. Dieser Huril blieb noch einmal stehen, doch bevor er weitere Drohungen von sich geben konnte, warf der Bär seine Axt.

ARAN

Mein Bruder!

Wie durch einen grauen Schleier hindurch sah ich seinen wilden roten Bart leuchten und darüber seine Augen, in denen neben Staunen eine unendliche Trauer stand.

Viroel drückte sich an mich. Ihre Arme durchdrangen meinen Schatten, der mich noch immer wie eine schützende zweite Haut umgab und dafür gesorgt hatte, dass ich bis auf ein paar blaue Flecken und Kratzer unversehrt aus einem schier aussichtslosen Kampf hervorgegangen war.

»Geht es dir gut?«, fragte ich.

Viroel nickte nur, dann breitete sich schleichend ein Grinsen auf ihrem Gesicht aus, und ihr Blick ging wieder nach vorn. »Wer sind die drei?«

Ihre Namen, allen voran Baros, verkanteten sich in meiner Kehle. Sie waren es, die mich auf das Schiff verschleppt und mir meine Zukunft geraubt hatten. Sie, nur sie. Statt Freude fühlte ich im ersten Moment nur vertrautes Gift in mein Herz sickern.

Ich trat von Viroel weg, ging langsam auf Baro zu und sah ihm in die Augen. Mein Bruder kämpfte mit sich. Er schien unsicher, ob er nicht lieber abhauen sollte. Und recht hatte er.

»Wer bist du, Bär, dass du den Namen meines toten Bruders trägst?«, fragte er und versuchte dabei, entschlossen auszusehen.

Ja, erkannte er mich denn nicht?

»Wo ist Aran?«, wiederholte er.

»Hier! Hier bin ich, verdammt. Genau da, wo du mich gegen meinen Willen hinverschleppt hast!« Ich holte aus und donnerte ihm die Faust ins Gesicht.

Er wehrte sich nicht einmal. Meine Knöchel erwischten ihn direkt unter dem rechten Auge, er schwankte und wich zurück.

»Aran, bist du ...? Wie ...?«, stotterte Sorren. »Wie bist du zum Bären geworden?«

»Was faselst du?«, fuhr ich ihn an.

Viroel hielt mich am Arm fest. »Dein Schatten, Aran!«

Ihre Stimme klang alarmiert, als fürchtete sie, ich würde mich tatsächlich gleich auf die drei stürzen.

Was war mit meinem Schatten?

Ich sah an mir hinab. Alles schwarz! Meine Hände – Pranken, mein Körper – massig. War etwa auch mein Kopf ...? Ich hob die Hände, um zu tasten, doch in diesem Moment sank der graue Schleier, der bis jetzt die Farben aus meiner Sicht gelöscht hatte, und die Schattenhülle fiel in sich zusammen.

»Du bist es! Du bist es wirklich!«, keuchte Baro und zerrte mich in seine Arme. Es fühlte sich an wie früher, als würde ich in einen Schraubstock gespannt. Er schaffte es, mir für einen Augenblick sämtlichen Zorn aus dem Leib zu pressen. Zurück blieb die Liebe eines Bruders.

»Es tut mir so leid ... Es tut mir so unendlich leid!« Seine Stimme brach dicht neben meinem Ohr. »Ich weiß, du wirst mir nie mehr verzeihen, aber du lebst. Und mehr will ich nicht. Auch wenn du mich bis zu meinem letzten Tag hassen wirst ... Du lebst!«

Nur langsam begann ich, seine Umarmung zu erwidern. Sorren und Irín waren zu uns getreten, klopfen mir auf die Schulter, sagten alles Mögliche über mein Glück und die Götter ... doch nichts davon war von Bedeutung.

Meine Kehle war noch immer wie zugeschnürt, auch als wir uns schließlich voneinander lösten. Baros rechtes Auge schwoll bereits zu, und aus einer kleinen Platzwunde darunter rannen vereinzelt Blutstropfen in seinen Bart.

»Du hast meine Bögen verkauft«, war das Erste, was mir schließlich über die Lippen kam.

Baro nickte nur. »Was hätte ich denn machen sollen? Ich wollte das Geld unseren kleinen Schwestern geben, dachte, du würdest es so wollen.«

»Aran, ist das etwa ...?«

Ich hatte Viroel beinahe vergessen. »Ja, das ist mein Bruder. Und das sind Sorren und Irín, die gefährlichste Frau der Insel Darrah.«

»Viroel, Kartenmacherin«, stellte sie sich vor. »Und die Frau, der mein Leben gehört«, ergänzte ich bitter.

»Aran...«, protestierte sie. Ich schüttelte den Kopf, doch so schnell ließ sich Viroel nicht zum Verstummen bringen. »Du hast mich eben unter Einsatz deines Lebens verteidigt! Das genügt!«

»Es zählt nicht«, erwiderte ich ruhig. »Dein Leben war nie in Gefahr.«

Sie trat vor mich und sah wütend zu mir auf. »Du verdammter Sturkopf. Sie wollten mich entführen und zu einem Symbol für ihren fanatischen Kampf machen. Ich wäre wie ein Geist gewesen! Ein Ding, dass sie zu ihren Zwecken nutzen und dann wieder verstauen, wenn sie es nicht brauchen. Eine lebendige Tote.« Sie tippte mir mit dem spitzen Finger auf die Brust. »Du hast mich davor gerettet. Du! Mir reicht das, deine Schuld ist beglichen.«

Ich hielt ihre Hand fest. Die Nähe zu ihr war betörend, doch in diesem Moment war es leicht, ihrem Zauber zu entkommen. »Was du denkst, ist in diesem Fall nicht von Bedeutung, Viroel.«

Wir waren schließlich gemeinsam zu den Docks gegangen und saßen nun auf einem steinernen Steg und ließen die Füße über den Rand baumeln. Keiner wagte es, den Blick des anderen zu erwidern, und so starrten wir alle auf das flackernde orangefarbene Sonnenlicht, das von den sanften Wellen wie von tausend kleinen Spiegeln zurückgeworfen wurde.

Ich hatte den dreien eine Zusammenfassung der letzten Tage und der daraus resultierenden Lebensschuld gegeben.

»Du kannst den Eid nicht brechen, deine Seele wäre verloren«, hatte Baro zugestimmt, und es klang, als würde er die Rede auf meinem Begräbnis halten. Aber genau das war es letztlich ja auch. Diese Begegnung würde wahrscheinlich auch unsere letzte sein, falls ihn nicht noch eine weitere Handelsfahrt in den Süden verschlug.

»Wir brechen morgen auf, Aran. Auf viel später kann ich es wegen der Winde nicht verschieben.«

»Du solltest es auch nicht verschieben. Erwinnere dich an den zweiten Teil meiner Weissagung. Wenn ich schon nicht nach Stora Gley zurückkann, solltest zumindest du so schnell wie möglich heimkehren.«

»Der erste Teil ist auch nicht wahr geworden.«

Ich sah ihn lange an. »In gewisser Weise schon, das weißt du genau.«

Er nickte niedergeschlagen.

»Wo liegt die *Illuvar* vertäut?«, fragte ich. Es fühlte sich an, als drückte eine gewaltige Last auf meinen Schultern.

»In der nächsten Einbuchtung, ein Stück weiter südlich.«

Ich schluckte hart. »Dann komme ich morgen beim ersten Licht und sage euch Lebewohl.«

Mittlerweile war die Sonne unter den Horizont getaucht und hatte ihre gelben Schleier mit sich genommen. Überall wurden nun Lichter entzündet, und ich musste daran denken, dass jede dieser winzigen Flammen ein Spion Geedals sein mochte. Es kroch mir

wie langbeinige Insekten über den Rücken, und ein Blick zu Viroel zeigte, dass sie meine Gedanken kannte. Etwas war anders seit dem Kampf. Er hatte uns fester aneinandergeschweißt. Wir saßen so nah, dass sich unsere Beine berührten. Wäre da nicht die Lebensschuld gewesen, die zwischen uns stand, hätte ich es noch mehr genießen können.

Nun sah sie mit diesem traurigen Blick zu mir auf, der mir die Kehle eng werden ließ. Sie fühlte mit mir. So sehr, dass ihre Augen feucht schimmerten.

»Wenn du willst, dann bleib bis morgen bei deinem Bruder, Aran. Wenn ich dich schon nicht umstimmen kann, mit ihm zu gehen, dann nutze die Zeit, die ihr habt. Es wäre nur freundlich, wenn mich jemand zur Herberge ...«

»Das kann ich übernehmen«, meldete sich Sorren.

Es war eine gute Idee, dennoch sperrte sich etwas in mir. Schon jetzt war es mir beinahe unerträglich, neben Baro zu sitzen, als wäre nie etwas zwischen uns vorgefallen und dieser Tag so gewöhnlich wie jeder andere daheim. Auch in Stora Gley hatten wir die Abende oft am Steg verbracht, über unsere Sehnsüchte gesprochen und uns vorgestellt, wo wir in einigen Jahren sein würden. Baro auf hoher See und ich ein erfolgreicher Bogenbauer, weit über Darrah hinaus bekannt ...

Die Erinnerung fraß sich wie Gift in mein Herz, und plötzlich war es einfach zu viel. Ich ertrug seine Nähe keinen Moment länger.

Ungelenk stand ich auf. »Wir gehen.«

»Aber Aran ...«

»Bis morgen, Bruder«, erwiderte ich und ruderte innerlich wie ein Ertrinkender. Noch etwas länger, und ich würde an meinen Gefühlen krepieren.

Viroel sah fragend zu mir auf, schien dann zu verstehen und war blitzschnell auf den Beinen. »Mögen die Götter eure Heimreise schützen«, sagte sie, und wir gingen ohne ein weiteres Wort.

VIROEL

Aran so leiden zu sehen, tat weh. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Er schwieg wie ein Fels, während wir durch die dunklen Gassen eilten. Meine Begeisterung, endlich die viel besungene Perle Nurban mit eigenen Augen zu sehen, war Ernüchterung gewichen.

Schon jetzt war mir der Trubel zu viel, die Menschen zu laut, die Straßen und Gassen zu eng und zu voll. Ab morgen würden wir drei Tage lang an einem gemieteten Stand auf dem Markt unsere Karten verkaufen. Dazu verdammt, inmitten des Gedränges von morgens bis abends auszuharren. Vorher musste ich Nelya irgendwie beibringen, dass Aran nun zu mir gehörte, ob ich wollte oder nicht.

Unsere Augen fingen sich immer wieder in den Öllaternen, deren kleine Flammen uns zum Schweigen verurteilten, weil Geddal uns womöglich durch jede einzelne belauschen konnte. Schließlich überquerten wir einen weiten, unbeleuchteten Platz, und ich hielt Aran am Handgelenk fest.

Seine Augen blickten groß und sorgenvoll auf mich hinab. Ihr Blau weckte die weite Sehnsucht des Himmels in mir.

»Glaubst du, Huril lässt uns in Frieden?«

Er streifte sich die Strähnen aus der Stirn und schüttelte langsam den Kopf. »Nein, erst recht nicht, wenn du Elandajas Pfad einschlägst.«

Ich biss die Zähne aufeinander. In mir rebellierte alles. »Ich will das nicht. Ich will mit alldem nichts zu tun haben, Aran. Hilf mir! Ich muss deiner Göttin klarmachen, dass sie die Falsche auserwählt hat.«

»Nein.«

»Nein?« Ich konnte es nicht fassen. Verstand er denn nicht, was sie Unmögliches von mir verlangte?

Er zögerte, dann legte er mir die Hände auf die Schultern und erwiderte meinen Blick. »Du hast keine Wahl, genauso wenig, wie ich eine Wahl habe, Viroel. Ich muss meine Lebensschuld begleichen und du dein Schicksal erfüllen. Wir werden es gemeinsam versuchen, versprochen.«

»Und wenn deine Schuld abgeglichen ist?«

Er wich kurz meinem Blick aus, trat von einem Bein aufs andere. »Dann bleibe ich, bis du die Göttin befreit hast.«

»Oder wir herausfinden, dass wir versehentlich Taukelbeeren gegessen und uns alles nur eingebildet haben.« Ich lachte, doch selbst in meinen eigenen Ohren klang es falsch.

»Oder das«, erwiderte Aran grinsend.

Ich hakte mich bei ihm unter und zog ihn weiter, damit uns die Schwere unseres Schicksals nicht von den Beinen riss. »Und nun erklärst du mir, wie du mit deinem Schatten verschmolzen bist und was das für ein seltsames Tier war.«

»Ein Bär! Kennst du denn etwa keine Bären?«

»Nur aus der Heraldik, und da sehen sie aus, als hätte sich ein Löwe mit einem Hund eingelassen.«

Aran brach in prustendes Gelächter aus, und während er mir mit rückkehrender Traurigkeit von seiner Heimat und ihren besonderen Tieren erzählte, erreichten wir unbehelligt die Herberge.

Nelya war nicht erfreut über unsere späte Rückkehr gewesen und erst recht nicht darüber, dass Aran angeblich kein Schiff gefunden hatte, das ihn heimbringen konnte.

»Ist etwas passiert?«, hatte sie uns gefragt und mich dabei mit diesem forschenden Blick angesehen, mit dem sie mir üblicherweise

fast jedes Geheimnis entlocken konnte. Doch nicht dieses Mal. Ich wand mich heraus, schob Müdigkeit vor, und nun lag ich im Bett und wagte nicht einzuschlafen.

Stattdessen dachte ich über Arans Worte nach, ich solle mein Schicksal akzeptieren, wie er das seine akzeptierte. Höchstwahrscheinlich hatte er recht damit, doch leicht war es nicht.

Konnte ich mich Elandajas Willen überhaupt entgegenstellen? Und welchen Grund hatte ich, außer meinen eigenen Egoismus?

Ich will nicht! war nicht Begründung genug. Wenn Geedal wirklich rücksichtslos alles niederbrennen würde, um sich zu befreien, und ich das beenden konnte ... dann musste ich es auch. Auch wenn ich mich zu klein und zu schwach fühlte – ich musste!

Ich wälzte mich von einer Seite zur anderen, lauschte auf die Geräusche in der Herberge, wo scheinbar zu jeder Tages- und Nachtzeit neue Gäste eintrafen, und haderte mit mir. Dennoch wusste ich, dass ich Aran am Morgen sagen würde, dass er recht hatte.

Irgendwann, weit nach Mitternacht, muss ich doch eingeschlafen sein, denn sonst hätte mich das Feuer nicht gefunden.

Einem Adler gleich segelte ich über einem fremden Land. Es bestand aus grauem Fels und war dennoch über und über mit Pflanzen bedeckt. Schmale, hohe Bäume reckten ihre Wipfel wie Dornen in den Himmel. In kleinen Lücken dazwischen gab es Strukturen. Ich wusste, dass es Häuser waren, auch wenn sie völlig fremd aussahen.

Menschen gingen ihrem Tagewerk nach, fuhren mit Karren über lange, gewundene Pfade. Kälte kribbelte mir in der Nase, Wind riss an meinem Haar ... ich fror. Ja, das war ganz deutlich. Die eisige Luft roch nach Salz.

Unbewusst hielt ich nach Aran und seinem Bruder Ausschau, – es war ihre Heimat und nicht meine –, doch ich sah sie nicht.

Kalt.

Meine Zähne schlugen aufeinander. Ich sehnte mich nach Wärme, nach Feuer ... und ehe ich den Gedanken ganz zu Ende gebracht hatte, roch ich sie. Die Flammen. Sie waren mir in den Traum gefolgt.

Ein Haus begann zu brennen, dann noch eines, Menschen schrien – ich schrie ...

Jemand fasste mich an der Schulter. Es war Aran. »Wach auf, Viroel, und sei still«, zischte er mir ins Ohr.

Warm und fest presste er seine Hand auf meinen Mund, und erst da hörte ich auf zu schreien.

Mein Blut raste. Etwas war geschehen. Dies war mehr gewesen als ein weiterer prophetischer Traum.

Hektisch sah ich mich im Halbdunkel um. Nelya war ebenfalls wach. Sie stand bei der Tür und lugte durch einen Schlitz zwischen den Brettern.

Aran hatte seine Hand sinken lassen.

»Was ist?«, wisperte ich.

»Huril«, erwiderte er beinahe tonlos und sah sich hektisch um, dann ging er zum Bett und schob es vor die Tür.

»Was wollt ihr?«, rief Nelya.

»Die Hohepriesterin Rubinai wünscht das Mädchen zu sehen, Kartenmacherin.«

»Das Mädchen wünscht *sie* aber nicht zu sehen, Flammenritter!«, mischte ich mich ein. »Begnügt euch mit meinem Versprechen und verschwindet!«

»Nein«, klang es ruhig von der anderen Seite der Tür.

»Nein?« Nelya wirkte irritiert. Ihr, die immer wusste, was zu tun war, fiel keine Erwiderung ein. Stattdessen breitete sich Angst in ihrem Gesicht aus. Sie sah sich hektisch um, dann blieb ihr Blick am Fenster hängen. Es ging auf ein gewölbtes Dach hinaus, das sich über die halbe Fläche der Herberge erstreckte. Ohne ein Wort zu wechseln, verstand Aran Nelyas Idee.

»Öffne, Kartenmacherin. Niemand wird euch zur Seite stehen, dafür habe ich gesorgt. Das Mädchen gehört Geedal!«

Aran schüttelte den Kopf, während er sich nach einem passenden Fluchtweg über die Dächer umsah.

Aber konnte ich Nelya einfach so im Stich lassen?

Ich sah es ihr an den Augen an. Meine Meisterin wusste, dass ich nicht so bald zurückkommen konnte.

Sie schob nun auch ihr Bett vor die Tür, dann wandte sie sich mir zu und schloss mich in die Arme. »Es tut mir leid, Viroel, ich hätte dich nie zum Tempel bringen dürfen«, wisperte sie ganz dicht an meinem Ohr.

»Es ist doch nicht deine Schuld!«, erwiderte ich ebenso leise.

»Du warst meine beste Schülerin, und ich hoffe, du kehrst eines Tages zu meiner Werkstatt zurück. Aber nun rette dich«, wisperte sie und drückte mich ein letztes Mal.

In diesem Moment wurde ein Schwert zwischen den Brettern der Tür hindurchgeschoben, dann ein zweites, und die Ritter begannen, sie auszuhebeln. Uns lief die Zeit davon. Hektisch packte ich mein wenig Hab und Gut, das ich brauchen würde, wenn ich mich auf meinen Schicksalspfad begab: mein Zeichenzeug, Papier, Kleidung.

Aran nickte Nelya zum Abschied zu. Sie brauchten keine Worte. Er stieg auf Zehenspitzen durch das Fenster und reichte mir die Hand. Alles in mir widerstrebte diesem Schritt. Wenn ich nun hier rauskletterte, dann *musste* ich Elandajas Weg gehen. Ich holte tief Luft, und als die Tür gefährlich in ihren Angeln krachte, stieg ich blitzschnell hinaus.

Nelya schloss die Läden hinter uns.

Wir rannten über das Tongewölbe, aus dem das Dach bestand, dorthin, wo das Stallgebäude und die Lagerschuppen angrenzten, hielten inne, um uns nach etwaigen Verfolgern umzusehen, und kletterten dann hinab. Doch noch war es zu tief zum Springen.

Wortlos übernahm ich die Führung und wies auf zwei Palmen.

Als Kind war ich oft in solchen herumgeklettert. So ganz würde ich es hoffentlich nicht verlernt haben.

Ich griff nach zwei Wedeln, trat gegen die raue Borke und rutschte sofort ein Stück tiefer. Der Schreck ließ mir die Knie weich werden. Doch wir hatten keine Zeit für so etwas. Ich überwand meine Angst und schaffte es irgendwie nach unten. Aran warf mir meine Tasche zu, dann fiel auch er mehr, als dass er kletterte.

Mit aufgeschrammten Unterarmen rannten wir los, als über uns ein lautes, hölzernes Krachen anzeigte, dass wir nun wirklich Gejagte waren.

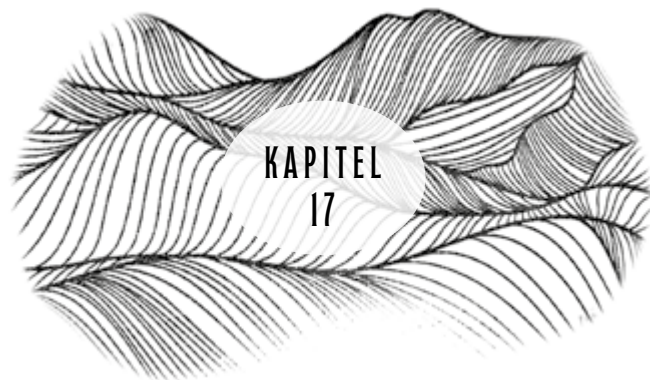
Huril würde nicht überlegen müssen, wohin wir verschwunden waren. Aus dem Zimmer gab es nur einen Ausweg. Schon blitzte es metallisch im Mondlicht.

»Wohin?«

»Zum Schiff deines Bruders!«

»Was?«

»Los, Aran! Los!«



ARAN

Viroel lief schnell wie der Wind, und ich folgte ihr keuchend im Dauerlauf durch das nächtliche Labyrinth Nurbans.

Wenn wir jetzt auf das Schiff entwischten, war vielleicht doch noch nicht alles verloren! Ich musste Viroel überzeugen, mit mir heimzukommen. Dann wäre ich vielleicht doch noch rechtzeitig in Stora Gley, bevor es dem Erdboden gleichgemacht wurde. Doch dafür musste wir erst einmal entwischen!

Huril und seine Häscher würden ahnen, wo wir hinwollten. Sie konnten den Liegeplatz der *Illuvar* nicht kennen, bei den Göttern, den kannte ich ja selbst nicht so genau. Aber zum Hafen? Das war leicht zu erraten. Wohin sonst sollten wir fliehen?

Die Strecke, die mir am Tag mit den vielen Ablenkungen so kurz vorgekommen war, wurde immer länger. Vielleicht baute Viroel auch kleine Umwege ein, um den Rittern zu entweichen. Die Gassen und Laufgänge zwischen den Häusern waren allesamt verlassen. Nur hier und da ließen sich ein paar Ratten blicken, oder ein Betrunkener schlief seinen Rausch aus.

Es würde noch Stunden dauern, bis es hell wurde, was mir plötzlich etwas klarmachte.

»Viroel!« Ich rannte noch etwas schneller, um aufzuschließen.
»Was?« Sie sah über die Schulter, wurde aber nicht langsamer.
»Wir können noch nicht zum Schiff! Wir brauchen ein Versteck.«

Blitzschnell verschwand sie in einem Hauseingang. »Was? Warum?«

»Mein Bruder sagte, dass in der Nacht kein Schiff auslaufen darf. Wir saßen in der Falle.«

»Würde dein Bruder uns nicht beschützen?« Unsicherheit flackerte durch ihren Blick.

»Doch, aber ... Es kann alles Mögliche passieren. Vielleicht kann Huril Unterstützung herrufen, und dann ... dann wäre es aus mit uns. Wenn es zum Blutvergießen käme ...«

Sie presste die Lippen zu einem Strich zusammen und nickte.
»Gut, suchen wir uns was in Sichtweite. Du erkennst das Schiff doch?«

»Natürlich.«

Wir setzten unseren Weg fort und eilten auf leisen Sohlen weiter. Dennoch schien jeder Schritt in den engen Gassen endlos weit zu hallen.

Wieder und wieder sah ich mich um.

War das ein metallisches Klirren? Rannte dort jemand in Rüstung?

Wir hielten nicht auf den Haupthafen zu, sondern zielten auf die Küste etwas südlich davon, wo angeblich die Werften und Reparaturdocks lagen. Der Geruch von Holz und Pech wurde bald stärker und rief Erinnerungen an mein Elternhaus herauf.

Schlafende Möwen stoben kreischend von den Dächern. Das musste Huril gehört haben!

»Da! Da drunter!«, rief ich, überholte Viroel und hob eine löcherige Plane an, unter der sich ein Stapel Planken verbarg. Sie kroch sofort darunter, ich folgte ihr und zog eine der Planken etwas vor,

sodass sie die Plane hochhielt und für uns auf diese Weise ein kleiner Schutzraum entstand.

Wir keuchten um die Wette. Viroel presste sich eine Hand auf den Mund, und ich tat es ihr gleich.

Erst als wir uns beide etwas beruhigt hatten, neigte sie sich zu mir. »Siehst du euer Schiff?«

»Ja«, wisperte ich. »Schau durch diesen Riss. Siehst du den verzierten Bug dort? Das ist die *Illuvar*.«

»Sie ist schön«, sagte Viroel, und ihr Atem strich dabei über meine Wange.

Wir saßen so nah beieinander, dass ich die Wärme spüren konnte, die von ihrem Körper strahlte. Das Gefühl sorgte dafür, dass ich beinahe die Gefahr vergaß, in der wir schwebten. Stattdessen schien jeder Fingerbreit meines Körpers plötzlich überempfindlich für ihre Nähe. Da war ihr Atem, Stoff, der meine Beine streifte, Bewegungen, die ich kaum sah, aber spürte.

Wie sie sich jetzt wohl fühlte?

Während Hurils Auftauchen mir plötzlich die Möglichkeit gab, meinen Bruder wiederzusehen und womöglich sogar heimzukehren, hatte es Viroel urplötzlich entwurzelt.

Mein Herz schien mit jedem Schlag zu wachsen und mehr und mehr Raum in meiner Brust aufzufüllen. Das Atmen fiel mir schwer. Sie war so nah ...

Ich wusste selbst nicht, woher ich meinen Mut nahm, doch in der schützenden Dunkelheit unter der Plane tastete ich nach Viroels Hand und wisperte: »Es tut mir leid. Das alles tut mir leid.«

Sie zog ihre Hand nicht weg – nein, sie drückte meine sogar! Vor lauter Aufregung hörte ich beinahe nicht, was sie erwiderte. »Nicht. Kein Mitleid, Aran. Es ist, wie es ist. Ich werde mein Schicksal annehmen. Wo auch immer mich das hinführt.«

»Und ich helfe dir.«

Unsere Finger kreuzten sich, als würden wir einen Pakt schließen.

Zwischen uns war alles gesagt. Ohne einander loszulassen, suchten wir uns bessere Positionen für die lange Wartezeit, die uns bevorstand.

Viroel schmiegte sich an meine Schulter, während ich mich gegen die Bretter hinter uns lehnte. Dann hieß es für sehr, sehr lange Zeit still halten.

Ganz sacht strichen ihre Finger über meine, als würde sie die Linien auf meiner Haut nachmalen. Auch diese waren zum Teil aus Schattentinte gefertigt. Ob Viroel in der Lage war, sie zu spüren?

Ich traute ihr beinahe alles zu. Je besser ich sie kennenlernte, desto mehr neue Rätsel gab sie mir auf, von dem ich jedes einzelne erkunden wollte. Ich sehnte mich nach einem ruhigen Moment, in dem wir einfach miteinander reden konnten, Arm in Arm, und womöglich sogar mehr wagten.

Keine Frau in Stora Gley war mir je so begehrenswert erschienen wie sie. Und doch war mir bewusst, dass ich diese Gefühle am besten sofort wieder aus meinem Herzen verbannte. Denn die Lebensschuld wog zu schwer. Sie kettete uns aneinander – und sich zu verlieben, würde alles noch komplizierter machen.

Aber schon jetzt wusste ich, dass ich diesen Kampf verloren hatte.

Viroel strich mit den Fingern über meinen Arm und schien nicht zu ahnen, was sie damit in mir auslöste.

Auch wenn die grob gesägten Holzplatten gemein in meinen Rücken drückten, genoss ich den Augenblick – bis schwere Schritte und das Klappern von Plattenrüstungen erklangen. Sie waren da!

Viroel zuckte zusammen und brachte die Plane zum Rascheln. Unsere Hände waren noch immer wie verschweißt, doch jetzt musste ich sie loslassen.

Ganz, ganz vorsichtig beugte ich mich vor und lugte durch einen länglichen Schlitz in der Plane. Draußen hatte es zu dämmern begonnen. Schiffe, Werften und Docks lagen in einem diffusen Graublau.

Bald würde es hell genug sein, um Anker zu lichten. Baro würde sicher auf meine Verabschiedung warten. Doch bei keinem der Männer, die nun vor der *Illuvar* auftauchten, handelte es sich um meinen Bruder. Zu viert standen sie in ihren schimmernden Rüstungen auf dem Steg.

Ich konnte Irín erkennen, die offenbar die Wache an Deck zugeteilt bekommen hatte und nun nach Baro rief.

Viroel versetzte mir einen sachten Stoß, und ich rutschte ganz, ganz vorsichtig zur Seite, bis auch sie ein Loch im Stoff gefunden hatte, durch das sich das Geschehen beobachten ließ.

Als ich wieder hinaussah, stand mein Bruder an Deck. Neben ihm rieb sich Sorren den Schlaf aus den Augen, und weitere Männer der Mannschaft kamen nach und nach hinzu.

»Was wollt ihr?«, schnitt Baros Stimme beeindruckend tief durch die Morgenstille.

»Gib das Mädchen heraus, Nordling!«, erwiderte Huril.

»Was? Habt ihr die Kleine etwa noch immer nicht erwischt?«

Baro lachte, und wie auf ein Kommando fielen die anderen mit ein. Huril ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Wenn du nichts zu verbergen hast, dann lass uns an Bord.«

»Wenn ihr euch unbedingt ein Schiff aus Darca Aben von Nahem ansehen wollt, dann zahlt einen anständigen Preis«, mischte sich Irín ein und ertete Gelächter und Beifall.

Huril wirkte irritiert. Zudem schien ihm wohl langsam bewusst zu werden, dass er es nicht mit einem ganzen Schiff voller Bewaffneter aufnehmen konnte.

»Nur einer von euch«, ergänzte Sorren mit überheblichem Grinsen.

Der Ritter der Flamme griff nun tatsächlich nach seinem Münzbeutel. Viroel drückte meinen Arm. Auch sie konnte nicht glauben, was sich da vor uns abspielte. Gab sich einer wie Huril so schnell geschlagen?

Er reichte einige Münzen über die Bordwand. Als dann die Laufplanke angelegt wurde, gestikulierte er seinen Männern, sich zu verteilen. Jeder von ihnen übernahm einen Zugang zu den Docks.

Sie ahnten nicht, wie nahe wir dem Schiff bereits waren. Wären wir noch weiter weg gewesen und oder hätten es darauf abgesehen gehabt, im letzten Moment von Bord zu fliehen, hätte ihre Strategie durchaus aufgehen können.

Huril schien es vor allem darum zu gehen, uns zu zwingen, in Nurban zu bleiben. Hier, in seinem Land, würde er uns früher oder später erwischen. *Nein, nicht uns*, korrigierte ich mich. Er wollte einzig und allein Viroel für seine Pläne.

Huril war indes an Bord gegangen.

Scheinbar führte Baro ihn durch den Bauch der *Illuvar*, während die anderen an Deck blieben. Die meisten behielten die Ritter im Blick. Ein oder zwei aber machten ganz unauffällig das Schiff klar zum Ablegen.

Ich beugte mich ganz dicht zu Viroel und wisperte: »Sie ahnen etwas. Sie vermuten, dass wir kommen und schnell ablegen müssen.«

Viroel drückte meine Hand.

Noch war mir schleierhaft, wie wir den Weg von unserem Versteck bis zum Schiff zurücklegen sollten, sei er auch noch so kurz.

Während nach und nach fast alle Leinen von den Pollern gelöst und aufgerollt wurden, begannen wir, in unserem Versteck zu schwitzen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen ausgerechnet auf uns und verwandelten den Hohlraum zwischen Holz und Planen in einen Backofen. Schweiß kribbelte in meinem Nacken, und auch Viroel atmete bald schwerer.

Dann endlich kam Huril wieder an Deck und wirkte sichtlich unzufrieden. »Umal, he!«, rief er einem seiner Männer zu. »Geh zum Hafenmeister und sag ihm, er soll Soldaten schicken. Das Schiff darf nicht ablegen!«

Und während Viroel neben mir noch eine ganze Tirade von Flüchen ausstieß, eilte der Ritter los.

»Wir haben keine Zeit mehr. Wenn die erst mal hier sind, kommen wir nie mehr weg.«

»Aber wie?«, sie war verzweifelt.

Auf der *Illuvar* begann Baro zu diskutieren. Er wusste, dass sie mir eine Falle stellen wollten, und hielt Huril hin, aber wofür?

Nun lud er ihn sogar ein, sich zu setzen. Er schindete Zeit, versuchte, ihn an Bord zu behalten. Hieß es nicht: Halte deine Freunde nah bei dir und näher noch deine Feinde?

Er wollte doch nicht ... Wieder und wieder schweifte sein Blick über den Vorplatz, als spürte er meine Nähe. Für einen Moment war mein Groll auf ihn vergessen. Wenn meine Ahnung stimmte, dann hielt er uns den Pfad in die Freiheit offen.

»Wir müssen es versuchen!«, flüsterte ich eindringlich.

»Jetzt?«

»Wenn die Männer des Hafenmeisters hier sind, ist es zu spät.«

Stoff raschelte, als sie nickte. »Du musst wieder das mit deinem Schatten machen.«

Meine Kehle wurde eng, plötzlich fiel es mir schwer zu schlucken. Ich hatte keine Ahnung, wie ich meinem Schatten irgendwas befehlen konnte, es war aus der Not heraus geschehen. Als hätte er einen eigenen Willen und meine Gedanken gelesen. Wie also sollte ich etwas wiederholen, von dem ich nicht wusste, wie es funktionierte?

BARO

Dieser Ritter der Flamme ist ein schmieriger Fatzke, dachte Baro und ließ seinen Blick erneut über die Mole und den Platz dahinter gleiten.

Zwischen den Holzlagern und Rollen für Stapelläufe gab es Dutzende Versteckmöglichkeiten.

Wenn diese Kerle es auf das Mädchen abgesehen hatten, würde Aran sie herbringen, darauf hätte Baro auch noch sein letztes bisschen Glück verwettet. Aran war ein schlauer Kerl, schlauer wahrscheinlich als Baro selbst, auch wenn er es ungern zugab. Er würde verstehen, was sein älterer Bruder vorhatte.

»Und? Was sagst du, mein Freund, habe ich dir zu viel versprochen?«, erkundigte er sich mit einem falschen Grinsen, nachdem Irín Huril ein kleines Glas mit Feuertränen eingegossen hatte, einem scharfen, rauchigen Schnaps, der typisch für seine Heimat war. Der beste Moorbrand, den sie an Bord hatten.

Huril nippte nur, doch es reichte, um ihm die namensgebenden Tränen in die Augen zu treiben. »Puh. Wahrlich wie die Essenz des Feuers. Du hast nicht zu viel versprochen.« Er schien überrascht, dass Baro ihn nicht belogen hatte.

Der nippte an seinem eigenen Glas und beobachtete genau, wie sich die Schultern des Ritters entspannten. Er schien Irín zu vergessen, die hinter ihm stand, die Flasche in der Hand und bereit, ihm nachzugießen. Doch Irín war mehr als ein hübsches Gesicht. Sie war die geschickteste, schnellste Kämpferin der Mannschaft, und dabei konnte sie so harmlos wirken, dass man sie beinahe übersah. Und genau den Fehler beging der Ritter gerade.

»Wie wird dieses Gebräu hergestellt?«, erkundigte sich Huril nun.

»Mit Feuer. Viel Feuer und Rauch«, erwiderte Baro, und als würden sich die Torfffeuer des Nordens materialisieren, kroch plötzlich eine dünne Rauchfahne über den Platz. Fast wie ein gewöhnlicher Schatten. Doch eben nur *fast*.

Baro versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Schon am Vortag hatte sein kleiner Bruder eine Art Wunder vollbracht, als er mit seinem Schatten zu einem bärenhaften Kämpfer verschmolz. Wer wusste schon, was er in diesem seltsamen Land noch alles gelernt hatte?

Die beiden als Wachen abgestellten Ritter bemerkten den Schatten nicht. Sie spähten in die Gassen hinter sich oder sahen zu Huril, der sich von dem goldgelben Getränk faszinieren ließ. Genau so sollte es sein.

»Statt uns den Hafenmeister auf den Pelz zu hetzen, können wir ja vielleicht lieber ins Geschäft kommen.« Baro gestikulierte Sorren, der ihm daraufhin einen brennenden Kienspan reichte.

»So einfach lasse ich mich nicht in die Irre führen.« Huril sah ihn abschätzig an, doch Baro erkannte Gier, wenn er sie vor sich hatte. Dieser Flammenritter war so eingebildet. Er sehnte sich nach Anerkennung und glaubte, in dem Moorbrand ein Mittel gefunden zu haben, wie er ohne viel Aufwand in seinem Orden aufsteigen konnte.

Oh, er hatte sich längst wie ein hungriger Bär nach dem Winterschlaf mit süßem Honig anlocken lassen.

»Nicht fallen lassen, deine Göttin würde es dir nicht verzeihen«, sagte Baro. *Und mein Schiff auch nicht!*

Feierlich hielt er den Kienspan an das Glas, und der Alkohol fing prompt Feuer. Goldener Flammenschein reflektierte in Hurils fanatischem Blick.

Dann geschah alles auf einmal.

Der rauchartige Schatten schwoll an, wurde zu einer stachelköpfigen Schlange und schnellte über den Platz. Ein Ritter schrie, Huril

wollte aufspringen und spürte plötzlich Iríns Messer an der Kehle. Baro blies die Flamme im Glas aus und warf den Kienspan ins Meer. Auf dem Platz rannten Aran und Viroel, als wären verfluchte Seelen hinter ihnen her. Der große Schlangenschatten begleitete sie und hielt einen Ritter auf Abstand, der andere aber schnitt ihnen den Weg ab, und Aran warf sich ihm todesmutig entgegen. Er war wieder mit der Axt bewaffnet, doch dieses Mal war sein Körper ungeschützt und nicht von Schatten überzogen.

»Lauf, Viroel!«, rief er und lenkte das Schwert des Ritters ab, drehte sich ein und rammte in einem verzweiferten Versuch die Schulter gegen die Brust des Angreifers.

»Halt!«, brüllte Baro. »Halt, oder ihr bekommt nur noch Hurils Leiche zurück!«

Ein Ritter hielt inne, doch Aran focht noch eine gefühlte Ewigkeit, bevor sein Gegner begriff, was geschehen war.

»Die Göttin wird euch strafen, verdammt Nordlinge!«, keuchte Huril, während Sorren ihm den Schwertgurt abnahm. Erstes Blut zeigte sich, wo sich Iríns Klinge in seine Haut gegraben hatte, doch er hielt noch immer nicht still.

Aran sah seinem Gegner in die Augen, grinste plötzlich und stieß ihm mit dem stumpfen Ende seiner Axt vor die Brust. Dann wandte er sich ab und lief zu Viroel, die wohl noch nicht ganz fassen konnte, dass sie tatsächlich am Schiff waren.

Doch noch waren sie nicht aus dem Hafen heraus. »Beeilt euch!«, rief Baro, obwohl sie bereits die letzten Schritte auf den Steg rannten. Die Ritter folgten ihnen langsam. Ratlos sahen sie zu ihrem Anführer, der nun von Irín und Sorren in Schach gehalten wurde und dabei vor Wut rot anlief. Dennoch konnte er nichts gegen seine Situation tun.

Bis jetzt war es gut gelaufen, womöglich sogar *zu* gut.

Aran löste das letzte Seil vom Poller, während seine Freundin über die Planke an Bord ging. Er sprang hinterher, und schon

wurde die *Illuvar* vom Steg abgestoßen. Ruder tauchten ins Wasser, und das Schiff nahm quälend langsam Fahrt auf, während das Segel heruntergelassen wurde.

»Was machen wir mit ihm?«, fragte Irín.

»Das kommt ganz darauf an«, erwiderte Baro. Ihm kribbelte es in den Fäusten. Am liebsten hätte er diesem überheblichen Kerl eine Abreibung verpasst. Niemand versuchte, seinen Bruder zu ermorden, und blieb ungestraft!

»Die Rüstung runter«, befahl er.

»Was? Niemals!« Huril schüttelte den Kopf, doch Sorren begann bereits, die ersten Riemen zu öffnen, mit denen die Platten an Arm und Brust befestigt waren.

»Halt still oder wir werfen dich in deinem Panzer von Bord«, erwiderte Baro kühl.

»Das würdet ihr nicht.«

»Du willst nicht herausfinden, was ich alles tun würde«, knurrte Baro und trat zu Aran, der sich ohne ein Wort der Begrüßung an eines der Ruder gesetzt hatte und sich mit aller Kraft hineinwarf.

Weg, nur weg hier! stand in seinem verbissenen Gesicht zu lesen.

Viroel saß im Bug und wirkte orientierungslos.

»Willkommen an Bord«, sagte Baro, blieb neben ihr stehen und suchte die enge Mündung des Hafenbeckens nach allem ab, was ihnen gefährlich werden könnte. Noch war vom Hafenmeister und seinen Bewaffneten nichts zu sehen.

Die Mündung kam nun schnell näher. Links und rechts erhoben sich die Türme, von denen aus die Kette gesteuert wurde, mit der sich die Einfahrt abriegeln ließ.

Wurde an Bord sonst üblicherweise geredet und sich gegenseitig beim Rudern angefeuert, war nun nur das angestrengte Atmen der Männer und Frauen zu hören und das Wirbeln des Wassers, wenn die Ruder hineintauchten.

Scheppernd fielen weitere Rüstungsteile auf das Deck.

»Das Kettenhemd«, sagte Sorren, und selbst auf die Entfernung konnte Baro am Tonfall hören, dass sein bester Freund grinste. Nun würde er doch noch zu seinem Preis kommen.

»Dort rennt jemand«, sagte Viroel plötzlich.

»Bei den Göttern! Wenn der vor uns am Turm ist ...! Schneller, schneller, Leute, wenn die *Illuvar* nicht auf die Kette laufen soll!«

Baro eilte zu Irín und nahm ihr das Messer ab. »Du und Sorren mit an die Ruder, ich kümmere mich um den hier!«

Die Ruder der *Illuvar* waren eigentlich nur zum Manövrieren im Hafen da, doch in dieser Situation war jedes bisschen zusätzliche Geschwindigkeit vonnöten. Das Segel blähte sich kaum, und Baro kam die Fahrt unerträglich langsam vor.

Sie hatten Huril die Hände auf den Rücken gebunden, Baro zerrte ihn zum Steuer und sandte ihn mit einem Tritt in die Kniekehlen zu Boden. Er schlug hart auf und blieb stöhnend liegen.

Schon näherten sie sich der Hafenmauer, doch auch der Bote rannte, so schnell er konnte, und begann nun zu winken. Baro blieb sein Bittgebet an Marenn im Halse stecken. Er vertraute dem Gott, dem er als kleiner Junge sein allererstes Gebet gewidmet hatte, nicht mehr.

Also fluchte er nur, als aus dem Turm plötzlich ein metallisches Kreischen erklang und das zuvor stille Wasser vor der Mündung zu brodeln begann. »Schneller! Schneller!«

Er warf sich gegen das Steuer, lenkte die *Illuvar* weiter in die Mitte, dorthin, wo die Kette am tiefsten durchhing. Wind kam und fuhr endlich ins Segel, doch es war zu spät.

Die Kette zitterte im Wasser wie eine angreifende Seeschlange. »Ruder hoch«, brüllte Jarre, dann stieß der Rumpf auch schon gegen die Kette, schabte darüber, drückte sie tiefer ...

»Bitte, ich flehe dich an, Marenn. Steh uns bei!«

Huril lachte. »Dein Gott hat dich verlassen, Nordling!«

Durch die *Illuvar* ging ein Stöhnen, als würde sie gleich entzweigen – dann hob sich der Bug mit einem Mal! Sie saßen auf der Kette.

»Ruder verkeilen! Über die Kette, zieht! Sie ist fast in der Mitte, das schaffen wir!«, rief Aran.

Das ließ sich niemand zweimal sagen. Auf beiden Seiten fassten nun immer mehr die mittleren Ruder mit an, drückten und zerrten, während schleichend langsam Eisen über Holz kratzte.

»Geedal! Geedal ist gegen euch!«, lachte Huril.

Baro war blitzschnell auf den Beinen, trat ihm mit aller Kraft in den Bauch und wandte sich dann wieder dem Steuer zu.

Wenn es wirklich gelingen sollte und sie die *Illuvar* über die Kette brachten, dann wären sie danach steuerlos.

So schnell er konnte, löste er Seile und Zapfen, mit denen das Steuer in Position gehalten wurde, bis es nur noch lose in seiner Führung lag. Mehr konnte er nicht tun. Eine Hafenkette war nicht wie der weiche Grund eines sandigen Ufers. Sie würden Schaden nehmen.

Die *Illuvar* schwankte wie ein gewaltiger Körper, der aus dem Gleichgewicht geraten war. Mit lautem Splittern brach ein Ruder, zwei Männer fielen in die Bänke, das Schiff drehte sich, das Segel zerrte in die andere Richtung, Holz knarrte. Dann fuhr ein Zittern durch den großen Körper, und sie waren wieder in Bewegung.

»Marenn sei Dank!«

Die *Illuvar* rutschte von der Kette und tauchte tief mit dem Bug ein, Wasser schwappte an Bord, und dann spürte er einen heftigen Schlag gegen das Steuer ... aber kein Krachen, kein Bersten!

Auf dem Schiff brach kurzer Jubel aus.

Über ihnen erschallten von beiden Türmen Hornsignale.

Sorren rief den Hafenwächtern Verwünschungen zu, andere spotteten, während sie erneut die Ruder ins Wasser stießen und das Segel ausrichteten.

»Achtung! Achtung, runter!«, rief Viroel plötzlich, dann zischten auch schon Pfeile durch die Luft.

Jemand schrie, die Ruderer kamen aus dem Takt, und sofort verlor die *Illuvar* an Fahrt.

Baro fluchte, kümmerte sich nicht mehr um das Steuer und zerrte stattdessen Huril auf die Beine, der nach dem Tritt in den Magen noch nicht wieder zu seiner alten Form zurückgefunden hatte.

Den Ritter der Flamme wie ein Schutzschild vor sich haltend, versuchte er, sich den Schützen bemerkbar zu machen. Und tatsächlich ebte die Flut der Pfeile ab. Vereinzelt stürzten sie noch ins Wasser, während das Hauptsegel nun voll in den Wind kam und die Ruder eingeholt wurden.

Sie hatten es geschafft!

»Los, Freundchen, es wird Zeit.« Baro schob Huril noch etwas näher an die Brüstung, nahm das Messer und durchtrennte erst das Seil an den Füßen, dann an den Händen. »Letzte Worte?«

»Möge die Göttin euch auf ewig strafen!«

Baro stieß ein keuchendes Lachen aus und gab ihm einen heftigen Schubs. Huril ging Kopf voran über Bord. Über ihm schlugen die Wellen zusammen, und es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder hochkam.

»Nun schwimm! Und merke dir, Flammenritter, Schnee brennt nicht, und Wasser ebenso wenig. Soll deine Göttin es doch versuchen!«

HURIL

Die Wellen schlugen über ihm zusammen. Blitzschnell sog sich sein Gambeson voll. Die Watteschicht, die den Körper vor dem reibenden Kettenhemd und Stößen im Kampf schützen sollte, machte nun jede Bewegung doppelt anstrengend.

Er hielt sich eigentlich für einen passablen Schwimmer, doch das zusätzliche Gewicht und sein verletzter Ellenbogen waren im offenen Meer fast wie ein Todesurteil. Er versuchte, sich mit den Beinen tretend irgendwie über Wasser zu halten und die Riemen zu öffnen, die den Gambeson wie eine zweite Haut an seinen Körper schmiegt. Das nasse, fettige Leder der Riemen entglitt seinen ungeschickten Bemühungen wieder und wieder, dann hatte er es endlich geschafft und pellte sich die bleischwere Schicht vom Leib.

Einige Herzschläge lang versuchte er danach, sich zu beruhigen. Die Lebensgefahr war vorüber.

Die Schande jedoch, die haftete ihm an und schmerzte wie ein frisches Brandzeichen.

Nie wieder würde er sich davon reinwaschen können. Seine Männer hatten gesehen, wie er überrumpelt worden war. Die Wachmannschaft in den Türmen würde es in Windeseile in Kneipen und Schenken verbreiten. Bald wüsste ganz Nurban, dass der neue Hauptmann der Flammenritter seiner Göttin Schande bereitet hatte.

Das Ende seiner Karriere war gekommen, kaum dass sie begonnen hatte.

Während er, so schnell er konnte, auf die Hafenmauer zu schwamm, stellte er sich das Gesicht seines Vaters vor, wenn der

davon erfuhr. Huril hätte lieber das Land verlassen, als dieses Gespräch führen zu müssen.

Und dann hatte er sich auch noch eine Botin Geedals stehlen lassen.

Nein, schlimmer noch, er hatte sie zur Flucht getrieben, nachdem sie dem Tempel sogar versprochen hatte, alsbald zurückzukehren. Auch das war vor Zeugen geschehen.

Hurils Zorn auf sich selbst wuchs ins Unermessliche. Und hätte er sich nicht ausgerechnet in diesem Moment mitten im Wasser befunden, wäre er wohl dem Beispiel seiner Mutter gefolgt und in die Flammen gegangen.

Als Ritter der Flamme zu ertrinken, war jedoch noch beschämender als alles, was er zuvor auf sich geladen hatte. Es musste einen anderen Weg geben.

Kurz bevor Huril die Hafenmauer erreichte, drehte er sich noch einmal im Wasser um und sah dem weißen Fleck nach, der in der Ferne gen Norden entwand. Nur noch das Segel der *Illuvar* hob sich gegen das Blau von Himmel und Ozean ab. Er bezweifelte, dass Geedal ihre Prophetin mitten im Wasser erreichen könnte.

Eine Schande – was für ein Verlust. Und er war schuld. Wie sollte er sie zurückbekommen? Er bräuchte ein Schiff. Ein großes, schnelles, das viele Kämpfer aufnehmen konnte. Wenn er sein gesamtes Vermögen einsetzte ... Nein, das reichte nicht, er würde in die Ordenskasse greifen müssen.

War das rechtens?

Sicher nicht, um seine eigene Schande zu übertünchen, aber wohl doch, um Geedals Ruf zu mehren.

Wellen schlugen gegen aufgetürmte Steine. Es roch nach Tang und der fischigen Hinterlassenschaft der Möwen. Die Steine starrten von ihrem Dreck.

Huril war längst jenseits des Punktes, an dem ihn das noch aufgehalten hätte. Er wartete eine rücklaufende Welle ab und hievte

sich dann mit schwindender Kraft auf die Steine. Aufzustehen glich einem Kunststück. Der Fels bohrte sich in seine bloßen Fußsohlen. Die Mauer selbst ging ihm bis zum Kinn und war von glitschigen Algen überzogen.

Entwürdigend lange musste er über die Steine klettern, bis er einige Stufen erreichte, auf denen er bis zur Mauerkrone hinaufkam.

Niemand erwartete ihn oder hielt nach ihm Ausschau.

Er wusste selbst nicht, was er erwartet hatte. Aber sicher nicht, dass sich seine Männer verhielten, als hätte es ihn nie gegeben.

Er erreichte den Wachturm des Südens und lief daran vorbei. Die Sperrkette lag längst wieder tief im Wasser, und darüber segelten und ruderten kleinere Boote zu den reichen Fischgründen in den kühlen Wassern vor Nurban.

Als er schließlich in dem kleinen Quartier ankam, das sein Orden als Stützpunkt in der Stadt verwendete, war seine Kleidung längst in der Hitze des erwachenden Tages getrocknet. Salzige Linien zogen sich wie Narben über den dunkelroten Stoff. Er trug seinen rechten Arm angewinkelt und dicht an den Körper gepresst, weil der Schmerz im Ellenbogen sonst kaum auszuhalten war. Die Tür drückte er mit der Schulter auf.

Ylia saß am Tisch, vor sich eine Kerze und eine kleine Statuette der Göttin. Als er nun aufsah, stand blanke Erleichterung in seinem Gesicht. »Hauptmann!« Ylia sprang so heftig auf, dass der Stuhl umkippte.

»Seid Ihr verletzt? An Eurem Hals ist Blut.«

»Das ist nichts.« Huril ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Wo sind die anderen?«

»Sie versuchen, den Hafenmeister zu überzeugen, Euren Ent-

führen ein Kriegsschiff nachzusenden. Ich bekam die undankbare Aufgabe, Eurem Vater zu schreiben. Aber das wird nun nicht mehr nötig sein.«

»Nein, das ist es nicht.« Huril rieb sich die Schläfen. Das Salzwasser juckte auf der Haut. Aber er hatte nicht einmal Zeit, sich zu waschen. Wenn sie die Feuerträumerin noch einholen wollten, dann musste nun alles blitzschnell gehen.

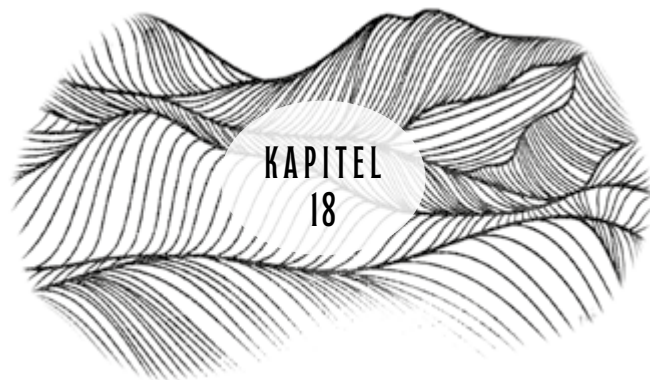
»Ich nehme dein Schreibzeug. In der Zwischenzeit besorg mir ein paar zuverlässige Botenjungen und Ladesch, den Fuchs. Dann packst du.«

»Ja, Hauptmann.« Er verneigte sich knapp und hetzte dann zur Tür, ohne den umgefallenen Stuhl wieder hinzustellen.

Huril goss sich etwas Wasser ein und begann seinen ersten Brief, der ihn von seinem alten Leben in Neridin abschneiden würde ...

Mittlerweile war er sich sicher. Er musste dem Land seiner Väter vorerst den Rücken kehren.

Vor ihm lag ein Pfad aus Blut und göttlicher Bestimmung, der seinen Namen für immer in die Annalen des Ordens gravieren oder für immer daraus tilgen würde.



VIROEL

Stunden waren seit der überstürzten Flucht aus Nurban vergangen, und ich fühlte mich noch immer, als ob ich bereits auf den Stufen stehen würde, die zu Orrothans Hallen führten. Meine Knie waren weich, mein Magen ein fester Knoten, und ich musste mich unentwegt mit beiden Händen festhalten, um nicht zu fallen.

Weiße Vögel schnellten durch den Himmel und kreischten dabei wie verlorene Seelen. Ihre Rufe jagten mir einen kalten Schauer nach dem nächsten über den Rücken. Doch da war noch etwas: Arans Bruder hatte Geedal nicht nur verflucht, sondern sie auch noch herausgefordert. Sie werde es angeblich nicht in den Norden schaffen, weil der Norden nicht brenne ...

Er ahnte nicht, wie falsch er damit lag. Aber wann und wie sollte ich es den beiden sagen? Sollte ich es überhaupt?

»Elandaja, steh mir bei«, murmelte ich. Es war wohl Arans Göttin zu verdanken, dass mein Schicksalspfad mich nun in seine Heimat führte. Hin zu Vernichtung und Feuer.

Brachte ich beides mit mir? Haftete es wie ein Fluch oder Gift an mir?

Und dann dämmerte es mir. Stora Gley war der Ort, an dem alles

beginnen würde. Es war Geedals erstes Ziel. Denn in keiner Vision zuvor hatte ich die Funken vom Himmel stürzen sehen, die den Brand entfachten. Und ich kannte sogar den Zeitpunkt. Wenn der Vollmond über dem kegelförmigen Berg stand ... Er nahm schon seit einigen Tagen wieder zu. So viel Zeit hatten wir nicht.

Aran schien mich für den Augenblick vergessen zu haben. So wie ich es verstanden hatte, war bei dem Sturm, der ihn an die Küste Nurbans getrieben hatte, ein Teil der Mannschaft umgekommen, und nun wurden alle Hände gebraucht, um das derzeit steuerlose Schiff auf Kurs zu halten.

Baro erwartete noch immer, dass bald Verfolger auftauchen würden, doch bis auf ein paar dickbäuchige Handelsschiffe und einige kleine Schaluppen von Fischern war das Meer leer.

So weit, so leer, fast wie der Ozean aus Sand, in dem ich mein bisheriges Leben verbracht hatte.

Ich sah zurück, am Gewimmel auf dem Schiff vorbei zur schrumpfenden Küste. Goldgelb sah sie aus und von Mustern überzogen wie eine abgebrochene Honigwabe.

Die Bucht mit dem Hafen war nur noch ein kleiner Bogen, die auffallenden schwarzen Wachtürme wie Reißzähne in einem Kiefer, jedoch aus der Entfernung so winzig, dass sie ihre Bedrohlichkeit verloren.

Baro hingegen war nah und sah aus wie ein Koloss aus einer Schreckgeschichte für Kinder. Mich irritierte noch immer, wie ein Mensch so groß und kräftig sein konnte. Sein wild abstehendes Haar und der Bart – beides etwas heller als bei Aran – verstärkten den Eindruck noch. Zudem konnte ich in Baros Augen nicht lesen, sodass er mir ganz anders als sein Bruder wider besseren Wissens Angst machte. Nur zu bereitwillig erinnerte ich mich an das, was ich über ihn wusste: dass er seine Sucht nach Ruhm und Erfolg über das Schicksal seines Bruders gestellt und dieser es beinahe mit seinem Leben bezahlt hatte.

Aran vergaß es nicht, und ich würde das genauso wenig.

Ich klammerte meine Hände fester um das Holz der Reling. Kam es mir nur so vor, oder wurden die Wellen hier draußen noch höher?

Die Nordlinge liefen über das Schiff, als würden sie von alldem nichts spüren.

Und Aran? Er stand in einem Gewirr aus verknotetem Seil und hantierte am Segel, das sich mächtig blähte. Dafür, dass er mir gesagt hatte, die Arbeit auf dem Schiff gebe ihm nichts, sah es aus, als würde er für keinen der Handgriffe auch nur nachdenken müssen.

Er bewegte sich geschmeidig wie ein Tänzer, als gehörte er genau hierhin.

Schmächtig wie Reet fühle er sich, hatte er gesagt und ich ihn dafür ausgelacht, denn seine Arme waren muskulös, und zu sehen, wie die Sehnen bei jeder noch so kleinen Bewegung darin spielten, ließ kribbelige Flöhe durch meinen Bauch hüpfen.

Nun, da ich seinen großen Bruder kennengelernt hatte, wusste ich, woher Aran dieses Bild seiner selbst nahm. Aber wahrer wurde es dadurch nicht. Mir gefiel er genau so, wie er war, und mir das einzugestehen, fühlte sich gut an.

Selbst seine Hände waren sehnig und stark, wo die seines Bruders klobigen, großen Schaufelblättern glichen.

Arans Hände schienen wie dafür geschaffen, meine zu halten. Er hatte es in der stickigen Dunkelheit unseres Verstecks gewagt, und ich sehnte mich schon jetzt dorthin zurück.

Mein Blick ging wieder zu ihm, und dieses Mal schien Aran es zu spüren. Ich zwang mich, nicht geniert wegzusehen, als er den Kopf wandte. Es war alles noch so neu. Ich musste mich nicht verstecken, denn er erwiderte meine Gefühle. Dennoch pochte mir das Herz bis zum Hals, und während er nun aus seiner waghalsigen Position zu mir hinabstieg, schien meine Kehle mit einem Schlag auszutrocknen. Kein Wort hätte ich in diesem Moment herausgebracht, doch

zum Glück schien mich jeder andere an Bord vergessen zu haben – alle bis auf Aran.

Er wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn, während er zu mir kam. Der Wind riss an seinem kurzen Pferdeschwanz.

Alles in mir sehnte sich danach, ihn wieder zu berühren, doch als er sich nun neben mir an die Reling lehnte, war der winzige Abstand zwischen uns weit wie der Ozean. Fast, als hätte es den zärtlichen Moment im Versteck nicht gegeben.

Nun war er daheim und ich die Fremde. Vielleicht kehrte sich nun alles ins Gegenteil, und der kurze Moment der Nähe am Hafen war nur ein Versuch von ihm gewesen, mir die Angst zu nehmen. Nicht mehr als eine freundliche Geste in der Not.

Was wahrscheinlich gut so war, auch wenn es mir schwerfiel, das zu akzeptieren. Der nun wachsende Abstand würde es mir hoffentlich leichter machen, ihm von der Vernichtung seiner Heimat zu erzählen.

Doch nein, ich belog mich selbst. Es war meine Bürde, deren Gewicht nicht von ihm abhing.

»Sind wir sicher?«, brach ich das Schweigen.

Er räusperte sich. »So sicher, wie man in Marenns Reich sein kann. Aus Nurban wird uns niemand mehr folgen, und das Ruder ist bald auch wieder am Platz.«

»Dann ...«

»Du bist so sicher, wie du sein kannst, Viroel, und irgendwann wirst du auch wieder heimkehren können.«

»Eine Hoffnung, die ich dir auch gemacht habe.«

Er senkte den Kopf, dann schaute er mich doch an, und ich entdeckte das glückliche Funkeln in seinen Augen.

»Du hast nicht daran geglaubt, dass dieser Tag je kommen würde, nicht wahr?«

Er nickte langsam und schien sich aus einem absurden Grund für sein Glück zu schämen.

»Ich freue mich für dich.«

»Danke«, murmelte er und drehte sich um. Sein Bruder werkelte noch immer am Ruder, doch es wirkte nun planvoller und weniger hektisch.

»Ich hoffe, ihr findet wieder zueinander.«

Aran rieb sich über den Arm, hielt inne und sah irritiert auf seine Hand. Sie war voller Blut.

»Du bist verletzt!«

»Ach, das ist nicht so wild. Mich hat einer der Pfeile gestreift, ich habe einen Streifen Stoff drumgewickelt, es tat kaum weh.«

Und ich hatte es nicht bemerkt, weil er immer mit der anderen Seite zu mir gestanden hatte. Nun war der provisorische Verband durchgeblutet. »Wir müssen uns darum kümmern, Aran.«

»Wir?« Er grinste. »Unten ist bestimmt Verbandszeug.«

»Unten«, erwiderte ich zweifelnd.

»Unter Deck.«

»Das habe ich schon verstanden, es gibt da nur ein Problem: Ich kann hier nicht weg, meine Knie sind nicht mehr vorhanden, und der Rest meiner Beine ist wackelig wie Mehlspeise.«

Er stellte sich vor mich und sah prüfend an mir hinab, dabei funkelte es in seinen himmelblauen Augen. »Mit deinen hübschen Knien ist alles wunderbar in Ordnung, würde ich meinen.«

»Alles bewegt sich, Aran.«

»So ist das auf einem Schiff, du wirst dich daran gewöhnen. Du darfst nur nicht dagegen angehen. Beweg dich mit, als würdest du reiten.«

»Aus deinem Mund klingt das so einfach.«

Er legte den Kopf schief. »Früher oder später *musst* du hier weg, es schläft sich schlecht im Stehen.«

Daran hatte ich bislang noch gar nicht gedacht und konnte nicht mehr ernst bleiben. Als Aran mir nun beide Hände hinstreckte, hatte ich keine Wahl mehr.

»Komm, ich zeige dir die *Illuvar*, sie ist wirklich ein herrliches Schiff. Unsere ganze Familie hat sie gemeinsam gebaut. Vater und Baro natürlich vor allem, aber auch meine Mutter, wann immer sie Zeit hatte.«

Ich sog jedes Wort auf, spürte seine warme Hand in meiner und versuchte, seinen Rat zu beherzigen, den Schiffsbewegungen zu folgen, statt gegen sie anzukämpfen.

Er zeigte mir die Schnitzereien am Bug und anderes, worauf er besonders stolz war. Das war eine ganz andere Seite von Aran. Hier auf dem Schiff schien er größer, strahlender, was mich errahnen ließ, wie sehr er in Neridin gelitten hatte, als er noch glaubte, mir in einem Land, das ihm feindselig war, für eine unbestimmte Zeit dienen zu müssen.

Schließlich erreichten wir eine offen stehende Luke, die in den Bauch des Schiffs führte. Er schob den Riegel zurück und stieß sie auf. Beim Anblick der Enge und Dunkelheit vor mir krampfte sich mein Magen noch etwas mehr zusammen.

Ich gab mir einen Ruck und folgte ihm die engen Stufen hinab.

Hier unten war alles voller Säcke, Kisten und Fässer, dazu gab es winzige Kojen und Hängematten. Es roch nach vielen Menschen auf engem Raum. »Hier werden wir schlafen?«, fragte ich.

Aran schüttelte den Kopf und führte mich in eine weitere schwankende Kammer. »Das hier hatte Baro zu meinem Gefängnis erkoren. Er wird es nicht wagen, etwas zu sagen, wenn wir hier unsere Decken ausrollen. Oder an Deck. Die meisten werden an Deck schlafen, solange es nicht regnet.«

»Regen«, flüsterte ich sehnsüchtig.

Er hängte die Lampe an einen Haken, zog aus einem Winkel eine kleine Schachtel hervor und setzte sich daneben auf eine Truhe, die mit Klammern am Boden festgemacht war.

Hier hatte also Arans Schicksal seine entscheidende Wendung eingeschlagen.

Ich musterte all das Fremde, die vielen kleinen Details, mit denen alles hier an die Bewegungen des Schiffes angepasst war. Die Wände waren voller Haken. Über jedem Stapel aus Gütern spannte sich ein strammes Netz. Die Regale an den Wänden waren mit hohen Kanten versehen, damit nichts herunterfiel.

Ich war in dem winzigen Raum umhergegangen. Als ich mich nun umsah, hatte Aran seine Tunika zur Hälfte ausgezogen und versuchte, seine Wunde zu sehen, doch da sie sich auf der Rückseite seines Oberarms befand, konnte er sie allenfalls ertasten.

»Warte, ich helfe dir.« Mit schlechtem Gewissen schwankte ich auf ihn zu. Der durchgeblutete Verband beendete mit sofortiger Wirkung jegliche Regung, die sein bloßer Oberkörper sonst bei mir ausgelöst hätte. Vorsichtig löste ich den Lappen von der Wunde und atmete erleichtert auf. Es war wirklich nur ein kleiner Schnitt, der jedoch genau durch mehrere feine dunkelblaue Kreise und Linien verlief, mit denen seine Haut gezeichnet war. »Ist nicht so schlimm.«

»Dachte ich mir, hat ja auch kaum wehgetan. Hier, nimm das zum Reinigen, es hilft gegen Entzündungen.« Er reichte mir eine Flasche und zog den Korken heraus. Sofort stieg mir ein scharfer Geruch von Alkohol und Kräutern in die Nase.

»Das wird wehtun.«

»Ich weiß«, erwiderte er. Sein Grinsen war entwaffnend.

Nicht ablenken lassen, Viroel, mahnte ich mich, zögerte kurz, und dann goss ich eine ordentliche Portion auf den alten Stoffstreifen. Ich wusste, wie schnell eine kleine Verletzung, die sich entzündete, ein Leben fordern konnte, und wollte lieber sichergehen. Viel hilft viel, so sagte man doch?

»Soll ich, oder willst du?«

Aran nahm mir den Lappen aus der Hand und presste ihn auf die Wunde, dabei sah er mich fest an. Seine Augen begannen zu schimmern. Er biss die Zähne aufeinander, was sein Gesicht kan-

tiger machte, und zischte irgendeinen Fluch ... doch es waren die ungeweinten Tränen, die mir endgültig bewusst machten, dass da mehr zwischen uns war als ein kurzes Flattern im Bauch und die durch seine Lebensschuld erzwungene Nähe.

Ich wollte die Strähnen aus seiner hohen Stirn streichen und mit den Fingerspitzen seine Wangenknochen nachmalen, wollte der Linie bis zum Kinn hinunter folgen und dann die schmalen Lippen berühren ...

Aran begann, über die Wunde zu reiben, als würde er einen Schmutzfleck entfernen.

»Gib her, du Grobian!«

Vorsichtig tupfte und wischte ich das Blut ab, jedes bisschen, auch dort, wo es angetrocknet war, dann ließ ich mir sauberen Verband aus Arans Schachtel reichen, wickelte ihn um seinen Arm und machte einen kleinen, ordentlichen Knoten.

Er zog die Tunika wieder über, doch damit war der Zauber nicht vorbei. Ich wollte ihn länger ansehen und dabei seine Hände halten, doch Arans Blick wurde kühl, als würde er seine Gefühle in sich verschließen.

»Elandaja treibt ihr Spiel mit uns«, grollte er plötzlich. »Sie hat uns bereits durch die Lebensschuld aneinandergekettet. Ich werde mich nicht noch tiefer in ihr Netz verstricken.«

Ernüchtert trat ich einen Schritt zurück. Mein Herz klopfte mir noch immer trotzig bis in die Kehle hinauf, doch nun fühlte es sich eher so an, als wäre ich in eine Falle getappt, als dem Glück einen Schritt näher zu kommen. Was, wenn es sich bei alldem nicht um meine Empfindungen handelte, sondern mir von Elandaja eingepflanzt worden war? Ich musste es aus seinem Mund hören. »Glaubst du das wirklich, Aran?«

Sein Blick flackerte. Er schien nach Antworten zu suchen und jede, die ihm einfiel, wieder zu verwerfen.

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll«, gestand er schließ-

lich mit einem Seufzen. »Ich fühle mich ausgeliefert, Viroel. Als wäre ich ein kleiner Käfer in einem Glas, das die höheren Mächte nach Belieben betrachten, schütteln oder wegwerfen. Ich habe stets Elandaja vertraut, selbst als andere mich dafür verspotteten.« Er streckte seine Arme mit den dunklen Linien in der Haut vor. Ich hatte bemerkt, dass kaum einer der anderen Nordlinge diese Markierungen trug, und niemand so viele wie er.

»Jede davon repräsentiert ein besonderes Gebet, ein überstandenes Ritual. Und alles geschah in ihrem Namen.« Er seufzte. »Elandaja hat mich nicht vor Baros Plänen beschützt. Entweder sehen die Götter uns nicht, oder es geschieht alles mit Absicht, und das macht es noch schlimmer. Wie wahrscheinlich war es, dass du mich an einem einsamen Strand mitten in einer menschenleeren Wüste findest, und das ausgerechnet in dem Augenblick, in dem die Flut steigt und mich zu ertränken droht? Das ist kein Zufall. Diese Lebensschuld ist kein Zufall! *Wir* sind es nicht!«

In den wenigen Tagen, die ich ihn kannte, hatte ich Aran noch nie so aufgebracht erlebt, und auch in mir tobte ein Sturm. Ein Teil von mir wollte davonlaufen, nicht darüber nachdenken und lieber in einer glücklichen Illusion leben, als der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Aber wenn ich in mich hineinhorchte, dann war da so viel mehr als nur das flatternde Kribbeln in meinem Bauch. Bei Aran zu sein, fühlte sich *richtig* an. Als wäre er der Ort, nach dem ich mich immer gesehnt hatte. Bei ihm konnte ich ich selbst sein. Ich musste mich nicht verstellen, weder meine Gefühle unterdrücken noch meinen Schatten verbergen.

»Da ist etwas Besonderes zwischen uns, Aran. Ich denke nicht, dass deine Göttin damit etwas zu tun hat. Mit der Lebensschuld vielleicht, aber nicht ...« Warum war es so schwer auszusprechen, was ich empfand? »Schon vom ersten Abend an habe ich es gespürt. Anfangs habe ich die Anziehung auf deine Fremdheit geschoben, weil sie alles verkörpert, was es in meinem abgeschiedenen Ge-

burtsort nicht gibt. Aber das ist es nicht. Es wächst, je vertrauter wir einander werden. Es bräuchte keine Lebensschuld, um meinen und deinen Weg zu verknüpfen ... Ich ... Aran, wie soll ich ...« Meine Wangen begannen zu glühen, als hätte ich zerstoßenes Scharfkraut darauf verrieben. Keinen Herzschlag länger konnte ich Aran ansehen, kein weiteres Wort mehr herausbringen, von dem sich jedes sperrig anfühlte, sich wand und wehrte ...

Er durfte sich jetzt nicht von mir abwenden! Nicht ausgerechnet jetzt, wo ich ihn mehr brauchte als in all den Tagen davor.

Aran schwieg und musterte mich, während um uns herum die Welt tobte.

Alles bewegte sich. Der Schiffskörper ächzte, die Planken unter meinen Füßen schwankten. Draußen schlugen Wellen ans Holz, als würden sie versuchen, zu uns durchzudringen. Ihr Brüllen machte mir Angst.

Das Licht der tanzenden Öllampe malte Schatten auf sein Gesicht, und ich konnte immer nur in Arans traurige Augen sehen, deren Blau auf mich dennoch so verheißend wirkte wie das erste Licht nach einer langen, langen Nacht.

Mit dem zurückgebundenen Haar sah er jünger aus, verletzlicher. Er wirkte so verloren, wie ich mich fühlte, dabei hatten wir einander längst gefunden ... mussten es uns nur noch eingestehen.

Eine winzige Geste zog mich zu ihm. Sein Mund schien wie versiegelt. Eine Antwort in Worten würde ich von ihm nicht erhalten. Vorsichtig platzierte ich meine Hände auf seinen Schultern, und als er mich weiterhin einfach nur ansah, ließ ich eine näher an seinen Hals wandern. Meine Finger überquerten die Barriere von Stoff zu bloßer Haut ...

Arans Adamsapfel stieg auf und ab, als er schluckte. Er atmete schnell, sein Herz schlug noch schneller, doch es jagte nicht so wie meins.

»Du hast mein Leben längst gerettet«, wisperte ich und tat das,

was ich mir eben nur ausgemalt hatte. Erst strich ich die verirrtten Strähnen aus seiner Stirn, dann glitt meine Hand seine Schläfe entlang tiefer. Seine Lippen teilten sich, als ich sie berührte. Ob ich ihn küssen durfte?

Plötzlich war es mit meinem Mut nicht mehr weit hin.

Es kam mir vor wie ein Überfall. Als würde ich ausnutzen, dass er an sich und seinem Platz in der Welt zweifelte. Denn war das, was ich tat, nicht genau das, wovor er Angst hatte?

Ruckartig stand Aran auf, so dicht vor mir, dass ich beinahe zurückwich.

»Wir stehen uns selbst im Weg«, murmelte er. Sanft schmiegte sich seine Hand in meinen Rücken, und er zog mich näher, bis sich unser Atem vereinte. Seine Haut strömte einen feinen, angenehmen Geruch aus, der sich nicht beschreiben ließ. Ich wusste nur eines: Ich wollte mehr davon. Seinen Duft, seine Wärme. Seitdem ich auf dem Schiff war, fror ich, doch nicht in seinen Armen.

Plötzlich beugte Aran sich zur Seite und blies die kleine Lampe aus. »Sie soll uns nicht sehen.«

»Nein«, wisperte ich ins Zwielicht, dann spürte ich eine Strähne über meine Wange wispern und gleich darauf seine Lippen auf meinen. Ein vorsichtiger, fragender Kuss. Ich erwiderte ihn genauso zart ...

Schwankte das Schiff nun mehr, oder lag das an uns?

Arans leises Seufzen kribbelte durch meinen Bauch und ließ darin etwas vibrieren. Eine Melodie von ihm und mir, ein Lied, das nur uns beiden gehörte.

Meine Hände erst auf seinen Hüften, dann huschten sie den Rücken hinauf. Weiche Knie ... Ich hielt mich an ihm fest, und noch immer küssten wir uns, als hätte alles andere an Bedeutung verloren.

Schließlich schmiegte ich mich atemlos an seine Schulter. Alles war leicht. Wir schwebten Arm in Arm in der Dunkelheit. Es gab

nur noch das Jetzt. Gestern und morgen hatten ihre Bedeutung verloren. Es spielte keine Rolle mehr, wer oder wo wir waren.

Aran strich über mein Haar und küsste mich auf die Stirn. Sein Atem ging schwer. »Du wirst nie bereuen, mit mir gekommen zu sein, das verspreche ich dir.«

ARAN

Der Wind hatte uns schon am ersten Tag weit in den Norden getrieben, fast, als wäre Marenn meinem Bruder nun wieder wohlgesonnen.

Baro und ich gingen einander aus dem Weg, doch das würde auf Dauer nicht so bleiben können. Sein linkes Auge war von bläulich grünen Flecken umgeben, was mir eine stille Genugtuung verlieh. Mein Faustschlag hatte gegessen. Es würde der einzige bleiben, auch wenn er mehr verdiente, viel mehr.

Die *Illuvar* steuerte näher an eine felsige Küste. Bald würden wir für die Nacht Anker werfen, am besten in der Nähe einiger kleiner Inseln, die wir erst mit dem Fernrohr entdeckt hatten und nun deutlich mit dem bloßen Auge sehen konnten.

Ich spürte Baros Nähe, ehe er an meine Seite trat. Das war schon immer so gewesen.

»Was soll nun mit dem Mädchen werden?«, fragte er ohne Umschweife. Viroel hatte sich unter Deck begeben, um sich etwas auszuholen. Der Seegang bekam ihr nicht.

»Sie kommt mit uns.«

»Wir könnten sie auch an Land setzen.«

Ich drehte mich ruckartig zu ihm um. »Was? Hier?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Hast du meine Lebensschuld vergessen?«

»Stell dich nicht dumm, kleiner Bruder, es gibt Wege, sie zu lösen. Mir gefällt nicht, dass du im Netz dieser Frau zappelst wie eine Fliege in dem einer Spinne. Du siehst sie an, als würdest du unter ihrem Bann stehen.«

»Es ist meine Sache, wie ich Viroel ansehe«, erwiderte ich gereizt. Mein Herz schlug bereits schneller, sobald ich ihren Namen sagte. Wir hatten uns geküsst ... Was glaubte Baro denn? Dass er nach allem, was passiert war, noch ein Recht hatte, sich in mein Leben einzumischen?

Ja, ich war kurz Zweifeln erlegen. Daran, ob unsere Gefühle echt waren oder eine weitere Einflussname der Götter. Aber das würde ich Baro nicht auf die Nase binden.

»Es geht dich nichts an, kapiert? Und Vorschläge, wie ich meine Verantwortung loswerde, brauche ich auch nicht. Ich brauche gar nichts von dir!«

Er grollte etwas, das nach einem deftigen Fluch klang, und für eine Weile standen wir einfach da, während die *Illuvar* ihre Position für die Nacht ansteuerte. Gemeinsam hievten wir den mit Steinen beschwerten Anker über die Reling und ließen ihn in die kabbelige See fallen.

Es dauerte lange, bis er auf Grund fiel und sich das Seil spannte. Das eingeholte Segel wurde gesichert, und dann gab es plötzlich nichts mehr zu tun. Die meisten würden an Deck schlafen, und gegen die Witterung mussten nicht einmal Tücher aufgespannt werden.

»Kalte Küche?«, rief jemand. »Wir haben noch Braten.«

»Ich hole Viroel«, sagte ich zu Baro, doch weiter als zwei Schritte kam ich nicht, bevor aus der Kammer, in der ich sie zurückgelassen hatte, ein markerschütternder Schrei erklang.

Ich begann zu rennen. Baro folgte mir.

Als wir bei der Leitertreppe ankamen, stieg Viroel bereits hinauf.

»Was ist passiert?« Baro versuchte, in der engen Luke an ihr vorbeizusehen und zu entdecken, was sie so erschreckt hatte.

Ich dagegen benötigte keine Erklärung. »Du hast wieder geträumt, nicht wahr?«

Sie nickte und schmiegte sich an mich. »Ich muss mit euch reden. Mit euch beiden, es geht nicht anders.«

Wir setzten uns in den Bug, weit weg von den anderen, und gemeinsam mit Viroel gab ich Baro eine knappe Zusammenfassung von ihrer besonderen Gabe. Er hörte still und aufmerksam zu, ganz ungewöhnlich für seine sonst so laute und polternde Art. Dabei rieb er sich nachdenklich durch den Bart und strich ihn abwechselnd wieder glatt.

»Hast du die Zeichnung noch?«

Ich nickte und begann zu ahnen, was ich insgeheim bereits länger befürchtet hatte. »Natürlich.« Ich nahm sie heraus, faltete sie auseinander und strich vorsichtig die Falten heraus. »Viroel hat Neridin nie verlassen«, erklärte ich, bevor ich das Blatt an Baro weiterreichte.

Er runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen und pffif schließlich anerkennend. »Das ist besser als alles, was ich an Bord habe.«

»Danke, aber darum geht es jetzt nicht. Von allen anderen Orten, an denen Feuer ausbricht, habe ich nur ein einziges Mal geträumt, aber das hier ... Es war jetzt das dritte Mal, und es wird jedes Mal schlimmer.«

»Du denkst, dein Traum wird wahr werden?«, fragte ich, und sofort überkam mich eine schreckliche Anspannung.

Selbst bei uns konnten die Sommer trocken sein und ein Waldbrand ausbrechen. Die Leute erzählten noch immer von einem, der zur Zeit unserer Urgroßeltern stattgefunden hatte. Stora Gley grenzte an dichten Wald. Die Häuser, selbst die Dächer waren aus Holz oder Reet. Sich vorzustellen, wie unsere Eltern und kleinen

Schwestern ... Ich sah auf und entdeckte in Baros Blick dieselbe Furcht.

»Deine Göttin Elandaja will scheinbar, dass wir unsere Aufgabe an deinem Geburtsort beginnen, Aran. Anders kann ich es mir nicht vorstellen.«

»Und wenn wir es nicht rechtzeitig schaffen, wird unsere Heimat dem Erdboden gleichgemacht wie in Echanas Prophezeiung.«

»Wenn es denn überhaupt passiert. Sie hat auch behauptet, dass du im Süden stirbst. Bist du aber nicht!« Baro verschränkte die Arme und lehnte sich zurück. »Und überhaupt. Gibt es Beweise? Hat es bislang irgendwo anders gebrannt?«

Viroel wirkte verunsichert. »Nein. Wie sollte ich ... Es sind Träume, schreckliche ...«

»Elandaja ist ihr erschienen, Bruder. Ich habe sie danach gefunden. Bewusstlos, bedeckt mit Abertausenden schillernden grünen Käfern. So etwas passiert nicht einfach so.«

»Mag sein. Aber ich werde mir nicht von irgendeinem Mädchen Angst machen lassen, nur weil es meinem kleinen Bruder den Kopf verdreht hat.«

Sein herablassender Tonfall stieß mich ab, zugleich verspürte ich den dringenden Wunsch, ihm auch das andere Auge blau zu schlagen. Aber ich tat es nicht. Es war nicht meine Art, und in einer normalen Auseinandersetzung war ich Baro auch gar nicht gewachsen. Er würde nicht noch einmal stillhalten, bis ich meinem Zorn Luft verschafft hatte.

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen.

Ohnehin würden wir, so schnell es ging, in den Norden zurückkehren. Wir waren vom Wetter abhängig, ganz gleich, wie sehr ich das Gefühl hatte, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen. Ich wartete, bis Baro aufgestanden und fortgegangen war.

»Es tut mir leid«, sagte Viroel nun.

»Muss es nicht.«

»Ich habe mir immer Geschwister gewünscht, aber so einfach scheint es nicht zu sein.«

»Mit den Kleinen ist es das.« Ich zuckte mit den Schultern. »Nur Baro und ich ... Das war schon immer ... Wir sind unterschiedlich wie Sonne und Mond. Früher war auch das kein Problem, denn ich war fest überzeugt, dass ich mich trotz aller Differenzen immer auf ihn verlassen konnte.«

»Aber das konntest du nicht ... Verstehe.«

Sie strich die Karte glatt und musterte sie angestrengt. »Zehn Tage, sagst du, dauert die Fahrt?«

Ich nickte. »Vielleicht auch länger, es kommt ganz auf die Winde an. Bis dahin müssen wir herausfinden, wie wir Elandajas Wunsch umsetzen können. Sobald wir in Stora Gley sind, sollten wir keine Zeit mehr verlieren.«

Mein Geburtsort würde brennen. Im Gegensatz zu Baro zweifelte ich nicht daran, dass es passieren würde. Denn nun deckte sich Echanas Prophezeiung mit Viroels Vision. Der goldene Schimmer, mit dem die untergehende Sonne Schiff und Takelage überzog, war wie ein schauriges Omen.

Ich spürte eine Berührung an meiner Hand, dachte, es sei Viroel – und staunte nicht schlecht. »Mein Schatten, schau ...«, sagte ich ehrfürchtig.

Mein dunkler Begleiter schob sich wie eine zweite Haut über meine Hand und kroch vorsichtig tastend den Arm hinauf. Es fühlte sich an, als würde Wasser darüber fließen. »Seit dem Kampf mit Huril hat er sich verändert, er ist lebendiger.«

»Wie in den Legenden«, meinte Viroel ehrfürchtig. Sie streckte die Hand aus und berührte die Schattenhaut mit der Fingerspitze.

Ich zuckte zusammen. Ein glühender Nadelstich fuhr bis in mein Herz. Passierte es, weil Viroel meinen dunklen Begleiter berührte? Nein, das war etwas anderes. Plötzlich konnte ich mich nicht mehr bewegen. Alles stand still, selbst die Zeit. Die *Illuvar* tauchte nicht

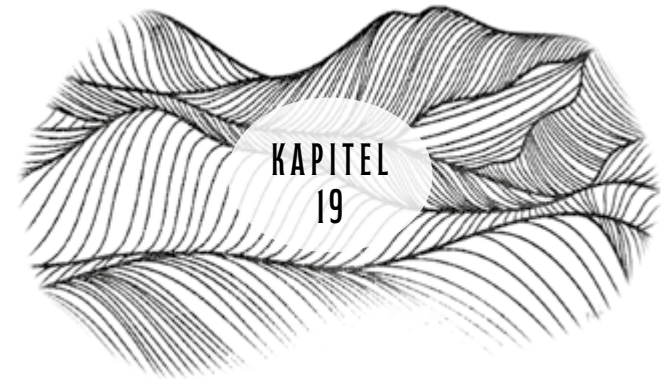
in das nächste Wellental, und die ganze Luft wurde plötzlich von einem seltsamen Schwirren erfüllt, als würden wir von einer geheimnisvollen Magie eingehüllt. Was geschah da mit mir?

Angst raste durch meinen erstarrten Körper, und mir wurde kalt. Starb ich?

Die Mannschaft am anderen Ende des Schiffs saß da, aß, redete und bemerkte nichts. Da war ein Schrei in mir, der nicht herauskam.

Viroel war ebenso in der Bewegung erfroren wie ich. In ihren Augen stand Entsetzen geschrieben. Mein Schatten bedeckte nun uns beide, kroch weiter und weiter, während ihrer nirgends zu sehen war. Sie öffnete den Mund, krampfte ihre Hand in meine. Ich versuchte meinen dunklen Begleiter zu erreichen, ihn mithilfe unserer Bindung zur Umkehr zu zwingen, doch er hörte nicht. Fast, als stünde es auch nicht in seiner Macht.

Brodelnde Tintenschwärze kroch höher und höher, dann verschlang er uns wie ein gewaltiger Rachen.



BARO

Da war eine Veränderung in der Luft, die ihm über die Haut kroch wie der Gesang des Elmsfeuers bei Gewitter. Doch der Himmel war klar.

Irín hatte es auch gespürt, stieß ihn an und wies ans andere Ende des Schiffes, wohin sich sein Bruder mit dem Mädchen zurückgezogen hatte.

Baro bemühte sich, den beiden ihre Ruhe zu lassen. Aran würde mit ihm reden, wenn er bereit dazu war.

»Bei Orrothans Krähen und allen verlorenen Seelen!«, fluchte Irín und riss entsetzt die Augen auf.

Dann sah er es auch.

Baro kam kein Ton über die Lippen. Dort war Aran und war es doch nicht. Hatte er die Kontrolle über seinen Schatten verloren? Die Schwärze bedeckte seine Hände und Arme und breitete sich immer weiter aus. Sie glich einem Kraken aus den Untiefen, hob gierig Tentakeln in die Höhe, griff nun Viroel an, die es ruhig wie eine Schlafwandlerin über sich ergehen ließ.

Teerartige Flüssigkeit umhüllte beide, spann zähe, klebrige Fäden ...

Baro kam strauchelnd auf die Beine, neben ihm sprang Irín auf, und gemeinsam hetzten sie die wenigen Schritte, bis sie bei Aran und Viroel waren ... oder dem, was von ihnen übrig war.

»Nicht! Nicht, Baro!«, schrie Irín und klammerte sich an ihm fest. Er machte sich los und kam zu spät. Die Umrisse von Aran und Viroel fielen in sich zusammen. An Deck blieb ein schimmerner schwarzer See zurück. Baro stürzte auf die Knie, versuchte den flüssigen Schatten festzuhalten, doch der wich vor ihm zurück und kroch in die Lücken zwischen den Planken.

»Vielleicht sind sie unten«, sagte Irín vorsichtig.

Augenblicke später waren sie im Lagerraum, räumten Kisten und Fässer zur Seite und leuchteten auch die hintersten Winkel mit Öllampen aus, doch da war nichts.

Die beiden und der teerschwarte Schatten waren fort.

Baros Brust ging wie ein Blasebalg, in ihm war ein Sog, unerbittlich wie ein Malstrom, der jedes Schiff, das hineingeriet, zerquetschte.

Aran war fort, er hatte ihn erneut verloren.

Sein Blick zuckte von einem Winkel zum anderen. Das Schiff war von Fußgetrappel und Rufen erfüllt. Die gesamte Mannschaft suchte nach den Verschollenen.

»Wir ... Wir werden sie nicht finden«, fasste er die Wahrheit in Worte. Seine Stimme war bleiern.

Er hatte wieder nicht auf Aran gehört, wieder nicht geglaubt, was er sagte. Dass Viroel eine Göttin erschienen war und den beiden eine übermenschliche Aufgabe erteilt hatte. Viroel war in seinen Augen nicht mehr als ein hübsches Mädchen gewesen, das nicht ganz bei Verstand war, und Aran dumm genug, ihr alles zu glauben. Doch das stimmte nicht. Nicht mehr. Hier war der Beweis. Wieder hatte ihn sein eigener Sturschädel blind für die Wahrheit gemacht.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Irín.

»Das, was ich schon die ganze Zeit hätte tun sollen. Meinem Bru-

der glauben. Komm.« Er ließ das Chaos im Lagerraum zurück, blies die Lampen aus und stieg die Leitertreppe hinauf. An Deck war da noch immer dieser Druck auf seiner Brust, doch jetzt war nicht die Zeit für Trauer und Schuldgefühle. Später gäbe es genug Gelegenheit, sich selbst niederzumachen.

»Freunde, hört zu. Aran und Viroel sind fort, wir werden sie nicht finden. Die Götter haben sie zu sich gerufen, ob für kurze Zeit oder für immer, das weiß ich nicht.«

Ein Raunen ging durch die Versammelten. Baro sah niemandem ins Gesicht, sondern konzentrierte sich auf die weißen Gischkronen auf der See, die vom Mond beschienen wurden. Sonst hätte er nicht die Kraft gefunden, weiterzureden. Für Aran und für Stora Gley.

»Viroel ist eine Prophetin. Aran hat es mir gesagt, sie hat es mir gesagt, doch ich wollte es nicht hören, habe sie sogar verspottet. Scheinbar begreife ich manche Dinge erst, wenn ich mir den Kopf daran einschlage. Aran und Viroel wurden von ihren eigenen Schatten verschlungen. Doch es war nicht wie in den Märchen. Sie wurden nicht angegriffen, sie haben die Verwandlung begrüßt. Wo auch immer sie nun sind, wir können ihnen nicht folgen. Aber wir können etwas anderes tun.«

»Was, Baro? Was auch immer du brauchst, mein Freund!«, rief Sorren, und die anderen stimmten ein.

»Viroel hatte eine Vision. Stora Gley und ganz Darrah schweben in höchster Gefahr. Aran wollte, dass wir so schnell wie möglich heimsegeln, weil auch ihm geweissagt wurde, dass unser Heim untergeht. Ich habe ihn dafür verspottet. Und ich habe ihnen auch gesagt, es dauere zehn Tage, bis wir im Hafen einlaufen. Zehn! Wenn wir Tag und Nacht unter vollen Segeln fahren, schaffen wir es in sechs, oder nicht?«

Sein Herz hämmerte bis in die Kehle hinauf. Er war bereit, notfalls auch allein durchgehend wach zu bleiben.

»Es geht auch um eure Familien, um eure Heimat!«

»Aye!«, brüllte Jarre. »Anker lichten!«

»Anker lichten!«, nahm jemand anderes seinen Ruf auf. Fäuste wurden gereckt und auf die Brust geschlagen. Keiner hielt sich zurück.

Sofort brach eine hektische Betriebsamkeit aus. Niemand räumte mehr das Würfelspiel und Essgeschirr auf. Stattdessen wurde das Hauptsegel heruntergelassen, während die *Illuvar* mit einem lauten Ächzen in den Wind drehte und die schützende Lee hinter der Inselgruppe verließ.

Baros Augen brannten. »Marenn und Elandaja, steht uns bei!«

VIROEL

Kalt!

Schattendunkel ... alles, alles schwarz. Mein Herz pochte so laut wie eine riesige Pauke, die in einem hohen Tempel widerhallte.

Wo war Aran?

Ich streckte die Hände aus, tastete, während heiße und kalte Schauer durch meinen Körper rasten. Ich wusste, dass mich niemand hören, niemand retten konnte. Dennoch formte sich ein Schrei in meiner Kehle.

»Viroel?« Arans Stimme nur ein Flüstern. Ich blinzelte angestrengt. Die Schwärze wurde nicht weniger, doch nun meinte ich, ihn zu spüren, als würden wir von einem dünnen Faden miteinander verbunden. Fast wie bei einem Menschen und seinem Schatten. Es war Magie. Magie band uns aneinander. Der letzte Beweis, dass unsere Begegnung von Anfang an kein Zufall gewesen war.

»Ich bin hier«, wisperte ich.

»Alles in Ordnung?«

Ich erhob mich vorsichtig und glaubte für einen Augenblick, die hölzernen Planken der *Illuvar* unter mir zu haben, die im Rhythmus des Meeres hin und her schwankten.

»In Ordnung?«, spottete ich, denn sonst hätte ich wohl doch geschrien. »Wir sind in ein Tintenfass gefallen, und du fragst, ob alles in Ordnung ist?«

Er stieß ein schnaubendes Lachen aus. Ein Windzug ließ mich innehalten, dann stieß etwas gegen meinen Rücken, ich zuckte erschrocken zusammen und wusste im gleichen Moment, dass er es war.

Ich drehte mich um. Arans Hand berührte meinen Arm, fuhr daran hinab, bis sich unsere Finger verschränkten.

Sofort war die Dunkelheit leichter zu ertragen. »Was glaubst du, wo wir sind?«

»In unserem eigenen Schatten? Aber ist das überhaupt möglich?«, raunte er. »Und warum flüstern wir eigentlich?«

»Weil ich das Gefühl habe, dass wir nicht allein sind.«

»Du also auch?« Er zog mich an sich, legte von hinten den Arm um meine Mitte, als könnte er mich auf diese Weise beschützen. Aber wovor genau?

Wir drehten uns langsam im Kreis, während der Boden unter uns weiterhin schwankte, als stünden wir noch immer auf der *Illuvar*. Auch die Brandung schlug weiterhin gegen die felsigen Eilande, neben denen wir ankerten, und schien aus allen Richtungen zugleich zu kommen.

»Ich habe Angst«, gestand ich.

Arans »Hm« war Zustimmung genug. Ich drückte meinen Rücken an seine Brust, als ob ich so mit ihm verschmelzen könnte. Spürte ihn atmen, spürte, wie er tief Luft holte.

»Hallo?«, rief er in die Schwärze.

Nichts.

Die Zeit schien sich zu dehnen, dann änderte sich die Luft, und mir stellten sich die Haare auf. Brandgeruch. »Nein, nein, nein«, wisperte ich.

»Was ist denn?«

»Feuer.« Etwas berührte meine Beine. Mein Schatten in Schlängengestalt rollte sich schützend um uns.

»Elandaja! Elandaja Lebensbringerin!«, rief Aran, und ich versuchte, die Furcht in seiner Stimme zu ignorieren. »Elandaja!« Stille.

Der Brandgeruch nahm weder zu noch ab, dann ging ein Zittern durch meinen Schatten, und plötzlich war die Dunkelheit nicht mehr allumfassend. Aran drehte sich mit mir, und gemeinsam starteten wir auf das unheilvolle Glühen, das langsam und pulsierend größer wurde.

Feine goldene Punkte lösten sich, schwärmten wie Insekten in der Luft. Doch es waren keine harmlosen Fliegen, die dort ihre Tänze aufführten, sondern Funken.

Alles, womit sie in Kontakt kämen, würde brennen.

Ich drückte mich enger an Aran. »Verdammt, ich habe keine Ahnung, wie wir hergekommen sind, aber wir müssen hier wieder weg.«

»Es hat was mit unseren Schatten zu tun, aber ich kapiere nicht ...« Er hielt inne. »Siehst du das?«

Das Glühen sah mehr und mehr aus wie ein ovaler Kokon, und wie beim eingesponnenen Gelege einer Spinne verliefen von da aus Fäden in alle erdenklichen Richtungen, die es irgendwo in der Dunkelheit verankerten.

Warum hatte ich jetzt auch noch an eine Spinne gedacht? Die wäre ja riesig. Was war denn nur los mit mir?

Noch immer schlüpfen Funken heraus ... oder waren es glühende Spinnen?

»Sie sammeln sich!«, raunte Aran.

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte seine Wange so dicht an meiner ein wildes Kribbeln in mir ausgelöst. Nicht jetzt. Stattdessen schürten seine Worte meine Angst.

»Ich sehe es auch.«

Die Funken sammelten sich an einem der Fäden. Klebten regelrecht daran fest und begannen zu pulsieren wie ein aufgeregter Bienenschwarm. Es wurden immer mehr, dann vibrierte der Kokon plötzlich, und die Funken rasten davon, folgten dem Faden, bis wir sie nicht mehr sehen konnten.

Es krachte, und obwohl es so weit weg war, hörte ich im nächsten Augenblick das ohrenbetäubende Rauschen einer Feuerwalze, vermischt mit Schreien von Menschen und Tieren.

Ich riss die Hände hoch und presste sie mir auf die Ohren, doch die Schreie folgten mir, sie waren in meinem Kopf. Es war schlimmer als in meinen Albträumen. So viel Leid! So eine Qual! Bald schrie ich auch.

Aran stand vor mir, hielt mich an den Schultern gefasst und schüttelte mich, dann zerrte er meine Arme herunter und hielt meine Hände fest. »Hör auf, du musst aufhören! Sie hören uns noch!«

»Wer? Wer soll uns hören? Wir sind im *Nichts* gefangen!«

»Im *DAZWISCHEN*«, mischte sich eine weiche Stimme ein, die ich überall wiedererkannt hätte. Sie hatte mich zum Kämpfen aufgefordert, sie war im Wadi zu mir gekommen. Elandaja!

Im nächsten Augenblick wurden wir an den Händen gefasst und davongerissen.

Wir flogen. Wind zerrte an unserer Kleidung, an unseren Körpern, an den Haaren. Ein wildes Brausen sog uns davon. Meine Augen tränten. Ich sah nichts. Ahnte nur, dass es heller wurde. Erst schwand die Schwärze schleichend, dann immer schneller.

»Bring sie nicht her«, dröhnte eine Männerstimme.

»Nicht hierhin«, wehte es aus der anderen Richtung.

Ich hatte Angst, doch ich ahnte, dass wir soeben aus dem dunklen Reich voller Funken gezogen wurden, in dem die Feuergöttin gefangen gehalten wurde. Der glimmende Kokon schwand hinter uns und mit ihm auch meine Angst.

Aran war noch immer ganz dicht bei mir. Wir würden das hier überstehen, wie verrückt es auch war. Und zwar gemeinsam!

Die anderen Stimmen waren verstummt. Der Zug an meinem Arm ließ nach. Ich blinzelte.

Hell, es war so hell, dass sich meine Augen nach der vorherigen Finsternis nur langsam daran gewöhnten. Da war eine Berührung unter meinen Füßen, dann fielen wir im nächsten Augenblick auf weichen Boden.

Pflanzen. Und so viele davon! Weiches, dichtes, kniehohes Grün, nicht stachelig und hart wie daheim in Neridin.

»Wo sind wir?«, hörte ich Aran fragen.

»In meinem Garten«, erwiderte die Göttin mit einer Stimme, die mühelos alles durchdrang. Ich spürte sie als Berührung auf der Haut, als Flüstern bis tief in mein Herz, genau wie bei unserer ersten Begegnung im Wadi. Doch nun waren wir im Reich der Göttin des Lebens selbst.

Meine tränenden Augen zeigten mir ein verschwommenes Farbenmeer. Ich tupfte mir die Wangen trocken. Leuchtendes Grün, fast grell war es. Überall sangen Vögel, zirpten Insekten. Ich konnte Wasser plätschern hören. Es klang nach Verschwendung, doch hier gab es von allem, was das Leben brauchte, genau die richtige Menge.

Endlich klärte sich mein Blick. Aran und ich waren in einer hohen Blumenwiese gelandet. Einer Lichtung, umgeben von uralten, knorrigen Bäumen, und auf einem Stein vor uns saß die schönste Frau, die sich ein Mensch vorstellen konnte.

»Danke, Herrin«, sagte Aran ehrfurchtsvoll und legte mir die Hände auf die Schultern.

»Aran Claavi also.« Die Göttin lächelte. »Du warst mir immer ein treuer Diener, doch erwählt hat dich Marenn. Stets war deine Seele seinem Reich näher als meinem. Aber ich habe dich über all das rauschende Wasser hinweg gehört. Jedes Bittgebet und jedes schmerzhaftes Ritual von Blut und Tränen, das du in meinem Namen überstanden hast. Du trägst meine Zeichen. Ich sehe dich.«

Ich wandte mich zu Aran um, der den Blick ehrfürchtig gesenkt hielt. Für einen Augenblick meinte ich zu sehen, wie seine Tätowierungen aufschimmerten, als wären sie mit Mondlicht gemalt. Seine Wangen röteten sich.

Aber so leicht wie er ließ ich mich nicht um den Finger wickeln, vor allem nicht, da mir die ganze Situation an sich nicht geheuer war. Elandaja war seine Göttin, nicht meine, und es gefiel mir nicht, von einem fremden Wesen durch die Welt bewegt zu werden, als wäre ich nur eine Spielfigur und meine Meinung ohne Bedeutung. Trotzig versuchte ich, meine Ehrfurcht zurückzudrängen. Was ich wollte, waren Antworten, keine Schmeicheleien oder magische Augenwischerei.

»Was war das eben? Dieser Kokon. Wo war das?«, drängte ich und ergänzte: »... Herrin«, um es nicht ganz so respektlos klingen zu lassen.

Die strahlende Corona der Göttin schwand, bis sie fast aussah wie eine gewöhnliche Frau. Sie blickte auf ihre Hände, wo wieder diese grünen Käfer herumkrochen und mir einen leisen Schauer über den Nacken jagten.

»Es war das Dazwischen. Ein Reich aus Schattenmagie, das die Welt der Menschen von der der Götter trennt. Das Dazwischen ist sicher ... Oder das war es zumindest. Bis heute.«

»Also haben uns wirklich unsere Schatten dort hingebracht?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Wir haben euch durch sie hergerufen, doch ... das Dazwischen hat sich verändert. Seine Wände sind dünn und rissig geworden.«

»Es liegt an dem Feuer, dieser Kugel aus Glut!«, schloss ich.

»Was du gesehen hast, ist Geedals Gefängnis. Schattengewebe und die Essenz verschiedener Orte hält es an seinem Platz, doch die Barrieren schwinden. Die Feurige wird stärker.«

Aran schien seine Fassung wiederzuerringen. »Und wir sollen sie befreien? Damit sie alles verbrennen kann? Sollten wir nicht besser die Mauern verstärken? Menschen sind viel schwächer als Götter, warum können nicht andere Götter ...«

»Schweig still, Bogenbauer!«, fuhr sie ihn an, und im gleichen Moment begannen die Bäume zu rauschen, als wäre ein übermenschlicher Zorn in sie gefahren. Als stünden sie kurz davor, ihre Äste herunterpeitschen zu lassen, um die aufmüpfigen Zweibeiner zu erschlagen, die es wagten, Elandaja in ihrem eigenen Reich zu widersprechen.

Unser Gespräch war auf einem völlig falschen Weg. Mit schief gelegtem Kopf betrachtete sie Aran, als wäre sie ein Raubtier, das abzuschätzen versuchte, auf welche Weise es seine Beute am besten zu Fall brachte.

Ich räusperte mich. »Es waren Menschen, die Geedal eingesperrt haben, und deshalb sollen es auch Menschen sein, die sie befreien, nicht wahr?«

Elandaja nickte. »Es ist die einzige Möglichkeit, sie von einem Pfad abzubringen, der Neridin, Abrelien und die gesamte Erdenkugel in den Untergang stürzt. Seit dem Anbeginn der Zeit habe ich jede Pflanze keimen, jedes Tier erwachen sehen. Ich will nicht, dass es endet. Der erste Gott Foris mag euch Menschen erschaffen und schnell wieder vergessen haben, doch alles andere Leben ... Es gehört mir! Nie würde ich es im Stich lassen. Niemals! Und dazu brauche ich euch, eure Hilfe. Denn wir Ewigen dürfen nicht gegeneinander ins Feld ziehen.«

Sie meinte jedes Wort, ich spürte es, mit allem, was mich ausmachte. Zwar verstand ich nicht, warum ausgerechnet Aran und ich

für diese Aufgabe auserwählt worden waren, aber meine Antwort war eindeutig. Sie stand seit jeher fest.

»Was muss ich tun? Warum sagst du uns nicht endlich, was wir machen müssen, damit dieser Albtraum endet? Ich bin ja bereit zu kämpfen. Aber ich weiß nicht, wie!«

Elandaja ignorierte meinen Ausbruch. »Zuerst muss Aran etwas tun. Und in der Zeit werde ich dir beibringen, wie du künstliche Ankerpunkte erschaffst.« Sie griff in ihren Körper, der sich öffnete, als würde sich Blattwerk teilen, und reichte ihm ein faustgroßes, weißes Stück von der Stelle, wo bei einem Menschen das Herz gewesen wäre. Die Oberfläche schimmerte wie Perlmutter. »Daraus, mein Bogenbauer, wirst du für Viroel ein Tintenfasschen erschaffen.«

»Ich – ich bin kein Schnitzer«, stotterte er.

»Du bist genug. Glaub an dich, Aran. Aber das war noch nicht alles. Du wirst noch mehr erschaffen müssen. Ich gebe Viroel eine Schale und einen Stößel aus den Knochen der Erde, dann hat sie alles, was sie für ihre Karten braucht. Von dir benötige ich einen Bogen, der weiter und präziser schießt als alle anderen zuvor. Vermagst du das?«

»Ich weiß es nicht. Mit deiner Führung vielleicht.«

»Und die sollst du bekommen.« Sie machte eine schnelle Handbewegung, und vor Aran wurde Laub zur Seite gefegt. Darunter kam eine lederne Tasche zum Vorschein. Ich kannte sie, er hatte sie mir vorhin noch auf dem Schiff gezeigt. Darin bewahrte er sein kostbarstes Werkzeug auf. Es war ein Rätsel, wie es plötzlich aus unserer Welt hierhergekommen war, doch in der letzten Stunde war so viel Merkwürdiges geschehen, dass es uns beide kaum noch verblüffte. Stattdessen nahm Aran seine Tasche einfach nur an sich und hingte sich den Beutel an einem Riemen um.

»Und nun geh, betrete mein Reich ungehindert und nimm, was du für deine Aufgabe brauchst. Meine Tochter Ria wird dich führen.«

In diesem Moment betrat eine schneeweiße Hirschkuh mit

großen, hellbraunen Augen die Lichtung. Auch das war ein Tier, das ich nur von Zeichnungen kannte. Hirsche gab es nicht in Neridin.

Aran sah mich mit verklärtem Blick an. Seitdem wir durch die Schatten gereist waren, geschah ein Wunder nach dem nächsten, und beide fürchteten wir ein schreckliches Erwachen. Doch noch war es nicht so weit, ich spürte es genau.

»Geh nur, ich bin hier sicher und werde auf dich warten.«

In seinem Blick standen Zweifel, dennoch akzeptierte er meine Entscheidung. Er machte einen Schritt, zögerte, kehrte noch einmal um, gab mir einen Kuss und eilte dann hinter der Hirschkuh her, die mit erhabenen Schritten davontrabte.

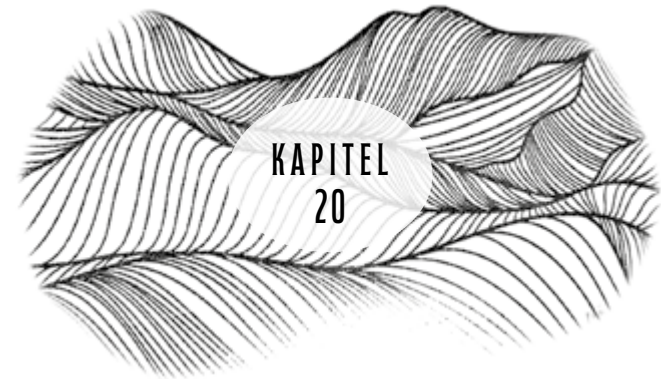
Er tauchte ein in eine leuchtend grüne Blätterwand, dann war er fort und ich mit der Göttin des Lebens allein.

Elandaja sah von einem Augenblick auf den anderen nicht mehr so freundlich aus, und ich rief mir ins Gedächtnis, dass sie das Leben nicht nur schuf, sondern es auch beendete. Sie war Göttin der Jagd und erweckte nicht nur den Wüstenhasen aus seinem ersten Schlaf, sondern auch den Schakal. Die Mücke ebenso wie den Aaskäfer. Sie war alles, Werden und Vergehen, und sie ließ mich genau das in ihren Augen sehen.

»Hast du Angst?«, fragte sie weich, während die grünen Käfer ihren Hals hinaufkrochen, über ihr Gesicht und dann ... ich konnte gar nicht hinsehen ... in Mund und Augen verschwanden.

»Ja«, gestand ich.

»Das ist gut. Angst ist gut«, knisterten die Flügel, und mir schnürte sich die Kehle zu.



ARAN

Es fühlte sich falsch an, Viroel zurückzulassen.

Aber sie hatte es so gewollt. Also folgte ich der leuchtend weißen Hirschkuh namens Ria tiefer ins Dickicht. Der Wald hier war so üppig, wie ich noch keinen gesehen hatte. Alle Jahreszeiten schienen zur gleichen Zeit zu bestehen. Bäume derselben Art trugen gleichzeitig Früchte oder blühten, manche waren sogar kahl oder trugen die Farben des Herbstes.

Ich sollte Material für einen Bogen finden.

Leichter gesagt als getan.

Sonst verließ ich mich auf mein Gefühl, die Jahreszeit und ein Gebet an Elandaja. Die Göttin hier in ihrem eigenen Reich anzurufen, kam mir völlig absurd vor. Jeder Fitzel Moos in diesem seltsamen Garten war von ihr erschaffen worden. Und Jahreszeiten? Mir blieb ein Lachen in der Kehle stecken. Denn die gab es hier nicht. Oder besser: alle zugleich.

Es blieben mir also einzig mein Gefühl und meine Führerin. Die Hirschkuh Ria, die Elandaja ihre *Tochter* genannt hatte. Ob sie meine Sprache verstand oder gar sprechen konnte?

»Gibt es hier Eiseiben, Ria?«

Sie blieb stehen, hob das linke Vorderbein und sah sich nach mir um. Ihre großen hellbraunen Augen blickten freundlich, doch ich bezweifelte, dass sie mich verstand. Wie sollte sie meine Führerin sein?

Ich versuchte, mir meine Verunsicherung nicht anmerken zu lassen, und stapfte weiter. Wenn dieser *Garten* ein Spiegel unserer Welt war, dann musste mich mein Weg in den Norden führen!

Es gab keine Sonne hier, nur eine allgemeine, diffuse Helligkeit, die einfach von oben herab strahlte.

Unentschlossen folgte ich der weißen Hirschkuh, denn auf meine eigene Orientierung war kein Verlass. Schon jetzt wusste ich nicht mehr so recht, in welcher Richtung ich Viroel und Elandaja zurückgelassen hatte.

Ich versuchte, Felsen oder Bäume als Wegmarken zu nutzen, doch kaum hatte ich eine Besonderheit ausgemacht, verschwand sie nach wenigen Schritten im nächsten Dickicht. Es war zum Verücktwerden!

Soweit ich erkennen konnte, führte mich Ria in fast kerzengerader Linie von den anderen fort. Ich durfte nicht mehr daran denken, wo ich mich befand, mich nur noch auf das konzentrieren, was ich suchte. Holz für den besten Bogen meines Lebens!

Den besten!

Davon würde abhängen, ob Stora Gley und meine Familie leben würden, und schlussendlich auch, ob die ganze Welt zu Asche würde oder nicht.

Jetzt endlich ergab Echanas Weissagung Sinn. Ich hatte im Süden mein altes Leben hinter mir gelassen, es *verloren*. Und wenn ich es nicht rechtzeitig zurück nach Hause schaffte, und zwar *mit* dem besten Bogen, dann würde Stora Gley verbrennen!

Bei den Göttern ... oder der Göttin ... was für ein Irrsinn. Ich würde den Verstand verlieren, wenn das so weiter ging.

Konzentrier dich Aran, rei dich zusammen. Je schneller du pas-

sendes Holz findest, desto eher kannst du wieder zu Viroel und von hier verschwinden. Wie auch immer wir das machen sollen. Wahrscheinlich wieder mit den Schatten. Wo war der überhaupt?

Zu meinen Füßen entdeckte ich einen verwaschenen Schemen. Das Licht hier behagte ihm nicht, oder er hatte entschieden, sich zurückzuhalten, um die Hirschkuh nicht zu verschrecken.

Plötzlich stieß Ria einen Ruf aus, der beinahe menschlich klang, und scharrte mit den Hufen. Vor uns lag ein weites Tal voller junger Bäume. Verkohlte Stümpfe zeigten an, dass es vor einigen Jahren hier gebrannt haben musste.

Wollte sie mir das zeigen?

Bedeutete es etwa, dass Geedals vernichtende Flammen bereits vor Jahren in Elandajas Garten gewütet hatten? So lange schon drohte ihr Feuer, das Leben zu vernichten?

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Götter es noch nicht bemerkt hatten.

Die jungen Schösslinge waren sicher schon fünf bis zehn Jahre alt. Elandaja musste diese Narbe kennen. Sie musste!

Ria blieb stehen und sah mich erwartungsvoll an. Offensichtlich sollte ich genau hier das Holz für meinen Wunderbogen schneiden.

Junge Bäume waren in der Tat ideal dafür. Kurz ließ ich den Blick über die kreisrunde Brandnarbe schweifen. Etwas gefiel mir nicht. Es war, als starrten mich aus dem grünen Wall, den der unversehrte Wald um die Lichtung bildete, fremde Augen an.

Etwas fühlte sich von mir gestört. Eine Präsenz, die eine primitive Angst in mir erwachen ließ und den unsinnigen Wunsch weckte, in kopfloser Flucht davonzurennen. Ich ging angespannt weiter und versuchte, mich auf meine Aufgabe zu konzentrieren, doch die innere Unruhe blieb. Ich presste meine Rechte zur Faust und versuchte, meine unsinnige Nervosität auf diese Weise loszuwerden.

Mit der Linken strich ich vorsichtig über die Schösslinge und arbeitete mich dabei tiefer und tiefer in das kleine Tal vor.

Wie es schien, hatte das Feuer auf einen Schlag alles Leben verbrannt. Die Stümpfe der toten Riesen waren nur noch rundliche Vertiefungen im Boden. Selbst die Wurzeln – fort.

Die weiße Hirschkuh folgte mir aufmerksam, und auch sie sah sich hektisch um und drehte ihre großen Ohren nervös in verschiedene Richtungen.

Wieder suchte ich den Waldrand nach einer drohenden Gefahr ab, als ich etwas aus dem Augenwinkel entdeckte. Dort, wo das Feuer am heißesten gewesen sein musste, reckte sich ein kleines Wunder in die Höhe.

Ein einzelner Schössling spross aus einem verkohlten Stamm.

»Da! Das ist es!« Ich fühlte es so deutlich, als würde ich an einem Seil dorthin gezogen. Der junge Baum war dick wie mein Handgelenk. Fest, aber flexibel.

Ich ritzte die Rinde an und fand darunter ein rötliches Holz. Das Harz hingegen war weiß wie Milch.

»Du hast als Einziger Geedals Feuer widerstanden«, sagte ich ehrfürchtig. »Du bist es, der es mit ihr aufnehmen kann.« Ich öffnete meinen Beutel, nahm meine Säge heraus und setzte sie an. Doch dann kamen mir Zweifel. Daheim hätte ich auf dieses Gefühl gehört und einen anderen Schössling gewählt, hier aber gab es keine Alternative. Er würde wieder austreiben!

Mit zusammengebißenen Zähnen stach ich mir mit einem Zahn der Säge in den Finger und zog mit dem austretenden Blutstropfen einen Kreis um die Basis des Schösslings.

»Ich hoffe, du findest Kraft für ein weiteres Mal.«

Ria schlug mit dem Kopf und scharrte ungeduldig mit den Hufen. Ich brauchte keine zweite Aufforderung, mich zu beeilen, und begann zu sägen.

Das laute Geräusch brachte die Vögel zum Verstummen. Der gesamte Wald schien den Atem anzuhalten, während ich den Schössling fällte. Beging ich doch einen Fehler?

Nun war es zu spät. Wenn ich jetzt aufhörte, starb der junge Baum dennoch. Über mir raschelten die Blätter, vibrierten mit jeder Bewegung meiner Hand ... dann war es geschafft. Es fühlte sich an, als ob mir der gesamte Wald zürnte. Blitzschnell trennte ich vom oberen Ende Zweige und Blätter ab und brach die Spitze ab, weil es mir plötzlich nicht schnell genug gehen konnte.

»Weg hier«, fuhr ich Ria an, die erstarrt in eine Richtung blickte. Sie war wie in Trance, wie gefangen in einem bösen Zauber. »Komm!«

Vorsichtig berührte ich ihre Schulter. Das Fell war seidenweich und dicht, nicht wie sich Hirschfell üblicherweise anfühlte.

Ob sie wirklich Elandajas Tochter war? Als sie nun zu mir sah, meinte ich, in ihren bernsteinfarbenen Augen große Intelligenz zu sehen, und musste an unsere Märchen denken, in denen Mädchen und Jungen durch magische Sprüche in Tiere verwandelt wurden. Vielleicht besaßen sie einen wahren Kern und erzählten in Wirklichkeit von Elandajas Kindern, die von den Menschen unbemerkt die Erde durchstreiften.

Seite an Seite verließen wir den Talkessel. Sie nickte mir zu und hüpfte aufgeregt mit den Vorderbeinen auf und ab, als würde sie mich zu einem Spiel auffordern.

Erst später, in meiner Erinnerung, wurde mir bewusst, dass wir beide den Ruf des Hähers ebenso ignoriert hatten wie das Ende des Vogelgesangs.

Es war wie eine schlagartige Änderung der Luft, als wäre binnen eines Wimpernschlages aus Sommer Winter geworden.

Ich spürte die Gefahr, und im nächsten Augenblick tat Ria einen panischen Satz und stieß mich zu Boden. Sie rannte zwei Sprünge und schnellte dann mit gesenktem Kopf herum, als versuchte sie, einen Angreifer mit dem Geweih abzuwehren. Doch sie besaß kein Geweih, und auch das hätte gegen das Wesen, das nun aus dem Dickicht stürzte, keine Chance gehabt.

Wie erstarrt sah ich auf die gewaltige, samtgraue Katze, die auf Ria zuraste. Ich rappelte mich auf, fasste den Schössling wie einen Speer und rammte ihn dem Raubtier im selben Moment in den Leib, in dem es die weiße Hirschkuh packte und zu Boden riss. Doch die verwundete riesige Katze ließ nicht los, sondern drückte Ria mit den großen Pranken zu Boden und biss ihr in die Kehle.

»Lass sie los! Lass sie los, verdammt! Elandaja, hilf uns!«

Ich zerrte an dem Speer und wich einem Prankenhieb aus, während mein Schatten blitzschnell eine schützende Barriere formte. Schreiend stieß ich der Katze den Schössling noch zweimal in die Seite, bevor das Tier endgültig losließ.

Ihre Klauen rissen den Boden auf, während sich rasch eine große Blutlache bildete.

Ich stürzte neben Ria. Auf den ersten Blick sah sie kaum verletzt aus, doch ihr röchelnder Atem und das weit aufgerissene Maul sprachen eine andere Sprache.

Das Raubtier hatte ihre Luftröhre zerquetscht, und nun bekam sie nicht mehr genug Luft.

Ihr Röcheln war quälend. Ich legte ihr eine Hand auf die Seite, strich ihr mit der anderen über den Kopf und begann, ein beruhigendes Lied zu summen, weil mir einfach keine Worte über die Lippen kommen wollten.

Ich zog ihren Kopf in meinen Schoß und streichelte sie weiter, während ihre großen Augen langsam den Fokus verloren. Ich wünschte, es wäre schneller gegangen. Doch das war nur der bedeutungslose Wunsch eines einfachen Menschen.

Als sie schließlich den letzten, quälenden Atemzug tat und ihr Brustkorb sich noch einige wenige Male krampfend hob und senkte, kamen mir die Tränen.

Es war aus.

Nicht nur Rias Dasein, sondern womöglich alles. Der kurze Weg, den ich gemeinsam mit Viroel gegangen war, die Hoffnung, meine

Heimat vor der Vernichtung zu bewahren. Alles war mit Rias Tod dahin.

Elandaja hatte mir eine Aufgabe gegeben: mit ihrer Tochter das Holz für einen magischen Bogen zu besorgen. Und ich hatte Ria nicht beschützt.

Wie eine Göttin auf den Tod eines Kindes reagierte, mochte ich mir nicht ausmalen.

»Es tut mir leid, Ria«, sagte ich leise, während sich ein bleischweres Gewicht auf mich niedersenkte. »Es tut mir leid, ich habe versagt.«

Eine Weile noch saß ich mit ihr da und streichelte ihr seidiges Fell, dann erhob ich mich. Ich würde mich Elandajas Urteil stellen und sie um Verzeihung anflehen. Vielleicht würde sie mir gestatten, mich noch in Würde von Viroel zu verabschieden.

Die Hoffnung und das kurze, trügerische Glück, das ich seit unserem Aufbruch aus Nurban empfunden hatte, waren nur eine Illusion gewesen.

Die harsche Realität hatte mich wieder. Sie würden einen anderen Bogenbauer finden müssen, einen anderen Kämpfer an Viroels Seite. Vielleicht Baro? Womöglich war der Weg von vorneherein für ihn vorgesehen gewesen.

Als ich mich nun erhob, war mein Schatten in seiner Bärenge-
stalt an meiner Seite. Hier in Elandajas Garten wirkte er lebendiger. Ich streckte die Hand aus, um ihn zu berühren, und meinte, in der Schwärze Muskeln und zottiges Fell ertasten zu können. Sein Kopf pendelte unentschlossen hin und her, dann senkte er die Schnauze und stieß das Raubtier an, das Ria so schnell den Tod gebracht hatte.

Die riesige Katze war fast tot. Nur ihre Pfoten zuckten noch hin und wieder.

Mein improvisierter Speer stak noch in ihrer Seite. Bis zu dieser unheilvollen Begegnung hatte ich nicht von der Existenz dieser

Wesen gewusst. Und wenn da nicht dieses würgende Gefühl von Verlust und absolutem Versagen in mir gelauert hätte – ich hätte die Kreatur wunderschön gefunden.

Die Grundfarbe des Fells war dunkelgrau und getupft mit handtellergroßen Flecken in Schwarz und Beige, die besonders an den Flanken fast schon wie große Augen aussahen. Der Kopf war größer als meiner, die ausgeprägten Kiefermuskeln ließen ihn eckig aussehen. War das ein Wesen aus Neridin? Aus Abrelien womöglich?

Mein Schatten stieß die Katze erneut mit der Schnauze an. Sie regte sich nicht mehr. Fragend sah der Bär zu mir auf. Was nun?

Ich zerrte meine improvisierte Waffe aus dem Körper. Dort, wo das Blut der Katze auf das Holz geraten war, zeigte sich die Maserung weinrot verfärbt.

War da Magie in dem toten Wesen? Oder im Holz?

Den zukünftigen Bogen zu berühren, sandte ein merkwürdiges Kribbeln durch meinen Arm. Ich ließ ihn fallen, als hätte ich mich daran verbrannt.

Der Bogen war nicht mehr für mich. Ich hatte nur noch eine letzte Aufgabe in Elandajas Garten: der Göttin den Körper ihrer Tochter zu bringen und mich ihrem Richtspruch zu stellen. Zweifellos würde ich nicht mehr heimkehren.

Dennoch schwand meine Angst schleichend. Stattdessen füllte mich eine drückende Leere.

Ich war dankbar dafür, denn sie gab mir die Ruhe, die ich brauchen würde, um der Göttin des Lebens vom Tod zu berichten.

VIROEL

Die Luft war erfüllt vom Rascheln und Knistern Abertausender Flügel und Chitinpanzer.

Ich war leicht wie eine Feder. Flog, als wären mir selbst Flügel gewachsen. Zwar konnte ich Elandaja nicht sehen, doch ich spürte ihre Präsenz neben mir, während wir durch die Dunkelheit glitten.

Sie hatte mir zu schweigen geboten, während sie mich zu Geedals goldenem Käfig führte. *»Sie darf uns nicht bemerken, besonders dich nicht, denn sie verfolgt jeden Menschen mit dem unbändigen Hass eines Feuersturms. Schau dir an, was sie tut, um sich zu befreien, betrachte das Gewebe aus Schattenmagie, mit dem ihr Gefängnis erschaffen wurde. Du wirst die Ketten, die aus den Schatten der Dinge und Landschaften geschaffen wurden, nicht verändern können. Aber das Land selbst – das kannst du formen.«*

Ich war versucht, nach Flügeln Ausschau zu halten, die mich durch die Luft trugen, doch als das goldene Geflecht vor uns immer größer wurde, verging mir jeder andere Gedanke.

Es sah noch immer aus wie der Kokon einer riesigen Spinne. Fäden aus Schattengewebe liefen in alle Richtungen.

Der Kokon hatte Risse. Geedal gelang es, einzelne Funken hindurchzuschicken, die das Geflecht überzogen und scheinbar nach Schwachstellen suchten. Urplötzlich versammelten sie sich auf einem der Fäden und rasten daran hinab.

Ich spürte Elandaja nun ganz deutlich neben mir. Da war ein Vibrieren in der Luft, dann wurde ich plötzlich gepackt, und wir rasten den Funken hinterher wie zwei Greifvögel, die sich aus dem Himmel fallen ließen.

Wind brauste mir ins Gesicht. Ich hatte keine Zeit für Angst, denn unter mir wuchs nun eine Landschaft aus dem Nichts. Mehr und mehr Konturen kristallisierten sich heraus. Wolken fuhren wie Stoffbahnen auseinander, und wir schnellten hindurch.

Wir überholten die Funken und erreichten schließlich ein felsiges Eiland mitten in einem See.

»Sieh, Viroel, schau ganz genau hin!«, flüsterte mir Elandaja zu.

»Fels und Wasser! Nichts, was brennen kann.«

»Du schaust nicht richtig. Nutz deine Gabe, sieh durch deinen Schatten.«

Ein grüner Wirbel neben mir, dann stand Elandaja plötzlich an meiner Seite. Sofort zog es in meiner Brust, und dann sah ich auch, warum. Sie hielt meinen Schatten gepackt!

»Lass ihn!« Es tat mir weh.

Sie schüttelte den Kopf. »Sag ihm, er soll aufhören, sich zu widersetzen.«

Doch wie sollte ich das tun? Mein dunkler Begleiter wand sich, wechselte blitzschnell die Gestalt, wurde Schemen, dann Wüstenschlange, schließlich Wolke, doch noch immer hielt sie ihn.

Ein grünliches Schimmern zuckte über den Dunklen, und es fühlte sich an, als würden mir Fesseln angelegt. Seile, die enger und enger um meinen Körper geschlungen und dann langsam zugezogen wurden.

War es das, was mein Schatten empfand?

»Bitte nicht«, rutschte es mir heraus.

»Es muss sein! Kämpfe nicht dagegen an und sieh! Sieh durch deinen Schatten!«

Sie hielt uns nun beide gepackt und drückte uns gegeneinander, presste, bis etwas nachgab und alles, was ich sah, eingetrübt wurde, als sähe ich durch einen Schleier.

War das mein Schatten? Er zog nun nicht mehr von mir fort, sondern bedeckte mich wie eine zweite Haut. Elandajas Fesseln

lösten sich langsam. Vor mir war noch immer diese karge Insel, doch nun war auch hier eine Art Spinnennetz goldener Fäden. Es grub sich tief in den Fels, tauchte in das Meer und die Wogen. Und es pulsierte.

Es war wie ein Sog, der an den Schatten der Felsen und den wechselhaften Schatten des Wassers gebunden war und beständig deren Kraft an dem Spinnfaden hinauf zum Kokon lenkte.

»Ich sehe es«, sagte ich ehrfürchtig. »Stein und Wasser, um das Feuer zu halten. Das ist sehr schlau.«

»Und bislang hat es ausgereicht. Aber sieh genauer hin.«

In diesem Augenblick rasten die konzentrierten Funken den Schattenfaden hinab und schlugen mit einer gleißenden Explosion auf dem Fels auf. Ich wurde zurückgeworfen, keuchte geblendet, und als ich endlich wieder etwas sehen konnte, kochte das Wasser. Dampf vernebelte alles. Die Luft schmeckte nach Salz und verbranntem Tang und Moos. Es war widerlich.

Blinzelnd näherte ich mich erneut und musste zusehen, wie der Fels, der Teile des Ankerfadens hielt, langsam schmolz. Als er rot glühende Lava war, riss der Schattenfaden mit einem hellen Klirren. Rund herum nahm der Wasserdampf zu. Doch ich sah nur dieses plötzlich lose Ende, das aus dem Bündel des Hauptstrangs heraushing.

»Sie verbrennt das, was sie hält.«

»Ja. Es wird dauern, bis sie einen Ankerpunkt vollständig gelöst hat. Aber sie hat Zeit, sie ist die erste Göttin, und sie ist ewig. Mit jedem gelösten Strang aus Schattengewebe wird ihr Gefängnis durchlässiger, und sie gewinnt an Kraft.«

Ein kleiner Krebs flüchtete in diesem Moment aus dem Wasser an Land, blieb in glühender Lava stecken und ging einen Herzschlag später selbst in Flammen auf. Zischend platzte der Panzer.

Genau das stand auch den Menschen in Stora Gley bevor. Ich musste es verhindern! Nur wie?

»Was muss ich tun?«, fragte ich gefasst und fühlte eine Stärke in mir erwachen, die ich vorher nicht gekannt hatte.

»Du musst die Ankerpunkte vor Geedal erreichen und aus den Essenzen dieser Orte eine neue Schattentinte mischen. Für jeden dieser Orte erschaffst du eine Karte, und dann wird Aran sie im richtigen Augenblick in die Funken schießen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie würde verbrennen.«

»Ja, das wird sie, doch die Magie der Orte bleibt, und Geedal wird erfolglos eine Illusion in Flammen aufgehen lassen. Was nicht existiert, wird nicht zerstört.«

»Das bedeutet, sie vernichtet meine Karte und glaubt dann nur, dass sie den echten Ort samt Ankerpunkt zerstört hat?«

»So ist es. Denn sie muss sich auf ihre Funken verlassen und kann nicht aus ihrem Gefängnis hinausschauen. Unsere List wird allerdings nur funktionieren, weil du eine besondere Tinte anmischst. Doch dazu später mehr.«

»Dann bleibt sie eine Gefangene?«

»Vorerst, aber nicht für immer. Denn die Welt ist nur vollständig, wenn auch das Feuer seinen Platz hat. Alles muss im Gleichgewicht sein. Aber noch ist nicht Zeit dafür.«

Das Spektakel vor uns war nun beinahe zu seinem Ende gekommen. Ein weiterer Schattenfaden riss noch, doch mit dem Ozean selbst hatte Geedal sich einen zu großen Gegner vorgenommen. Ganz gleich, wie viel Wasser verdampfte, es kam immer welches nach. Aber ein kurzer Blick eröffnete, wie sie es doch schaffen konnte. Denn das verdampfte Wasser hinterließ eine krustige Salzsicht, die irgendwann wie eine Säule emporragen würde. Dann war auch der Schatten der Wogen besiegt.

Letzte Funken stiegen auf, trudelten durch die Luft. Es war schön. Schön wie ein Lagerfeuer, das seine feurigen Boten zum Sternenhimmel hinaufsandte, und genauso hypnotisch.

Ich merkte, wie meine Anspannung schwand, und es fehlte nicht

viel, da hätte ich mich mit einem Seufzen auf dem kleinen, verkohlten Eiland niedergelassen und dem Spiel der Funken zugeschaut.

»Viroel! Vorsicht! Geh ihr nicht in die Falle!« Elandaja zog mich zu sich, doch es war zu spät. Einer der Glutpunkte berührte mich, und der Schmerz war nicht von dieser Welt.

Ich krümmte mich zusammen, begann zu schreien, was nur dazu führte, dass weitere Funken auf mich aufmerksam wurden und wie ein Schwarm wütender Hornissen auf mich zurasten.

»Leise!«, drängte Elandaja. Sie packte mich, zog mich rückwärts.

Schnell! Schneller noch, bis alles unter uns verschwamm.

Für eine Weile folgte uns das magische Feuer und ganz deutlich spürbar auch Geedals Zorn ...

Ich schrie noch immer, als wir mit voller Wucht in der Lichtung aufschlugen. Ein Sturm brach los in Elandajas Welt. Tiere gerieten in Panik, und über uns rauschten die Bäume. Ein Wirbelwind, erfüllt von Blättern und Blüten, erschien über uns. Dann war der Wind genauso plötzlich fort, und was er bis dahin getragen hatte, segelte langsam auf uns nieder.

Die Blätter kühlten meinen Körper. Mir lief der Schweiß in Strömen über den Leib, und jedes bisschen Stoff klebte an mir. Und noch etwas war da: die untrügliche Angst einer Göttin. So intensiv, dass ich meinte, sie berühren zu können.

»Das war knapp«, sagte ich und sah an mir herab, um die Verbrennung zu untersuchen.

Alles war in Grau getaucht, meine Haut, die Kleidung, ja sogar der Wald.

»Ja, das war es«, erwiderte Elandaja und sah sich hektisch um. *»Sie kennt dich jetzt, Viroel. Das hätte nicht passieren sollen.«*

Ich biss die Zähne aufeinander. »Aber ändern lässt es sich nun wohl auch nicht mehr.«

»Nein, das nicht, aber sei auf der Hut.«

»Immer.«

»Es ist kein Spaß, Mädchen. Sie wird versuchen, dich zu töten.«

War das was Neues? »Sie versucht, die ganze Welt mit ihrem Feuer zu vernichten, da falle ich gar nicht mehr ins Gewicht«, erwiderte ich bockig. So war es leichter, der Angst keinen Raum zu lassen, denn die mochte es gar nicht, wenn man sie ansah und ihr direkt ins Gesicht lachte.

Elandaja ging nicht darauf ein. »Du kannst deinen Schatten jetzt verlassen«, sagte sie und streckte die Hand aus.

Erst unter ihrer Berührung erkannte ich den glatten Lindwurmleib. Ich steckte darin! Der Funke hatte ihn getroffen, nicht mich! Deshalb hatte ich überall Schmerzen?

»Und wie stelle ich das an?«

»Du kannst ihn fortschicken oder aus seinem Körper heraustreten.« Sie sorgte dafür, dass seine Umrissgrün zu schillern begannen und ich ihn so besser erkennen konnte.

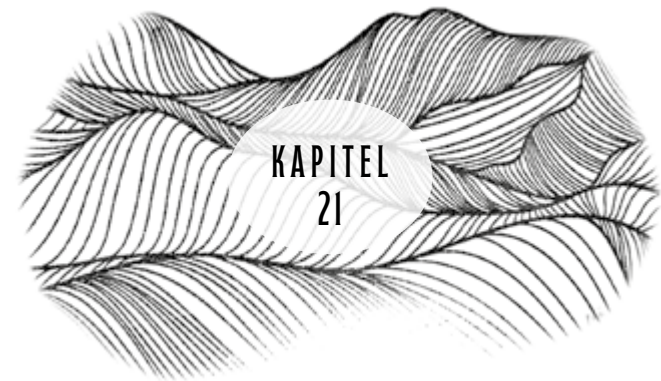
Ich konzentrierte mich und wünschte ihm an meine Seite, wie ich es als Kind früher unzählige Male getan hatte, um ihn zu mir zu rufen.

Dieses Mal aber war er wie eine zweite Haut, und es schien ihm zu widerstreben, meine Nähe aufzugeben.

Als er es schließlich tat, fühlte es sich merkwürdig an. »Als hätte ich etwas verloren«, sagte ich leise und strich über den glatten Echsenleib, der sich neben mir zusammenrollte.

Plötzlich ging eine Veränderung mit Elandaja vor, und sie richtete sich ruckartig auf. Ihre grünen Augen begannen zu schimmern, als wäre sie kurz davor zu weinen.

Dann machte sich in ihrem Gesicht eine plötzliche Härte breit. »Etwas ist geschehen!«



GEEDAL

Wer war sie?

Ihr Feuer brauste auf und erlosch, sobald es die Wände ihres Gefängnisses berührte. Sie vergeudete kostbare Kraft, doch Geedal konnte ihr Temperament genauso wenig zurückhalten wie Feuer, das genug Nahrung besaß und von einem plötzlichen Windstoß angefacht wurde.

Als das wilde Brennen vorüber war, streckte sie vorsichtig ihre Sinne aus. Schob sie an den Gittern aus Schattengewebe vorbei.

Der Funke ... Wo war der Funke, den sie der jungen Frau eingepflanzt hatte? Es war kein gewöhnlicher Glutflitter. Dieser hier enthielt einen winzigen Teil göttlicher Magie, denn nur damit war es möglich, die Ankerpunkte ihres Gefängnisses zu verbrennen.

Geedal spürte ihm nach und verlor seine Spur.

Konnte es wirklich sein, dass sie ihn im Dazwischen verschwinden sah? In dem nebeligen Nichts zwischen der Welt der Menschen und der göttlichen Sphäre? Kein lebender Mensch schaffte es dorthin, eine verirrte Seele womöglich oder ein Geist. Aber doch kein Mädchen, das lief und sprach und auf seinen eigenen Beinen stand.

Und doch ... Ihre Spur verschwand im Dazwischen.

Elandaja, ja, sie war auch dort gewesen.

Geedal wälzte sich herum. Diese junge, aufmüpfige Göttin! Vielleicht vermischte sich ihre Signatur mit einer menschlichen Seele und brachte Geedal so auf eine falsche Spur ... Aber was machte sie überhaupt an einem Ankerpunkt? War sie gekommen, um Geedal zu verspotten? Oder um zu schauen, ob sie bei ihren Befreiungsversuchen Fortschritte machte?

Sie würden noch alle sehen, wie ihre hübsche kleine Welt brannte. Ganz besonders Elandaja, die ihre Kreationen für so viel besser und wertvoller hielt als alles andere. Sie würde ein Zeitalter warten dürfen, bis sie wieder das erste Pflänzchen sah!

Aber ach, Geedals Gedanken flatterten unet wie Flammen, denen die Nahrung ausging. Sie hatte zu viel Kraft auf Unwichtiges verschwendet.

Schon wurde sie wieder von Mattigkeit überwältigt. Sie musste Kraft sammeln für den Angriff auf den nächsten Ankerpunkt. Er lag weit im Norden der Welt. Bei Vollmond wäre es so weit.

Das Mädchen mit dem Funken. Wenn sie sich dort zeigte, würde sie ihre Neugier bereuen ... und brennen ... Oh ja, brennen würde sie!

VIROEL

In Elandajas Garten, war es schlagartig still geworden. Jede Pflanze, jedes Lebewesen schien wie gebannt innezuhalten.

Die Göttin selbst saß mit geschlossenen Augen auf einem Stein, still wie eine Statue. Unter den Bögen ihrer dunklen Wimpern rollten Tränen hervor, während ihr Gesicht wächsern wirkte. Hatte sie zuvor womöglich versucht, für Aran und mich möglichst menschlich auszusehen, war davon nun nichts mehr geblieben.

Ich konnte meinen Blick nicht von ihr wenden. Etwas Schreckliches war geschehen, etwas, das ihre Welt wie Gift durchdrang und sie bis ins Mark erschütterte.

Also hielt ich meine Fragen zurück und wartete ab. Jeder verstreichende Herzschlag ließ den Druck in meiner Brust anschwellen. Als würde er Furcht hineinpumpen, die sich immer weiter steigerte.

Die unheimliche Stille wich schließlich einem rhythmischen Geräusch. Erst wusste ich nicht, was es war, dann schwoll der Klang an, und es waren eindeutig schwere Schritte und ein keuchender Atem zu hören, begleitet von einem Schleifen. Knackend und raschelnd bewegte sich etwas Großes durch das Unterholz.

Mein Schatten hob den dornengekrönten Kopf, Elandajas Schultern spannten sich.

Als sie sich in einer fließenden Bewegung erhob, sprang ich mit ihr auf und war sofort an ihrer Seite. Würden wir kämpfen müssen? Erwartete sie einen Angriff? Mein Schatten richtete sich zu seiner vollen Größe auf und pendelte mit dem stacheligen Kopf hin und her.

Plötzlich teilten sich die Büsche, ich hieß meinen dunklen Begleiter vorschnellen, doch er weigerte sich. Dann sah ich, warum.

Es war Aran, der sich durch das Unterholz kämpfte. Bis auf eine kurze Hose und Schuhe war er unbekleidet. Sein Haar hing ihm offen ins Gesicht, struppig und dunkel vor Schweiß. Mit aller Kraft warf er sich in eine Art Geschirr, das quer über seiner Brust lag und scheinbar aus den abgetrennten Hosenbeinen bestand. Es schnitt tief in die Haut. Überall waren oberflächliche Schrammen und Kratzer zu sehen, die vom Unterholz stammen mussten. Zuerst konnte ich mir keinen Reim darauf machen. Er hatte doch nur Holz für einen Bogen besorgen sollen. Wofür brauchte er dann ...?

Elandaja schrie markerschütternd.

In den Bäumen begannen Häher und andere Vögel, Warnrufe auszustoßen, und mir lief ein eisiger Schauer über die Haut.

Aran fiel mit gesenktem Kopf auf die Knie und breitete in einer Unterwerfungsgeste seine Arme aus. Erst da konnte ich die weißen Läufe erkennen, die unter den großen Blättern, mit denen er die Trage bedeckt hatte, hervorragten.

Kein Zweifel, Ria war nicht mehr.

»Ich ... Ich übergebe mich deinem Richtspruch«, sagte Aran leise und auf eine unheimliche Art feierlich.

Elandaja rührte sich nicht. Ich rührte mich nicht. Wir alle verharrten, wie plötzlich zu Stein geworden. Die Hirschkuh hatte ich nur wenige Augenblicke gesehen, doch unvergessen waren Elandajas Worte: *Meine Tochter Ria wird dich führen.*

Und nun war sie tot, und Aran gab sich die Schuld.

Ich kämpfte gegen meinen Schock an und stürzte zu ihm. Auf Knien versuchte ich, aus seinem Blick abzulesen, was geschehen war, doch er schien mich nicht einmal richtig wahrzunehmen.

Zögernd legte ich meine Hand an seine Wange und wisperte seinen Namen.

»Ich habe versagt, Viroel«, stöhnte er. Noch immer ging sein Atem rasend schnell. Wie weit er seine Last wohl geschleppt hatte? Der Riemen hatte sich tief in seine Brust geschnitten.

»Du? Versagt? Niemals.« Ich lächelte gequält. Was aufmunternd gemeint gewesen war, geriet zur Farce. Er glaubte mir nicht, und in Wahrheit wusste ich ja nicht einmal, was passiert war.

Da war eine unheimliche Leere in seinen Augen. Er sah aus, als hätte er bereits mit seinem Leben abgeschlossen.

»Wenigstens habe ich mein letztes Ziel erreicht. Mich von dir verabschieden zu können, Viroel, und meiner Herrin Elandaja zumindest den Leib ihrer Tochter zurückzubringen.«

Sobald sie ihren Namen hörte, kam schlagartig Bewegung in die Göttin, als erwachte sie aus einer Trance. Sie trat an die Bahre und schob die Blätter zurück, mit denen Aran die Tote behelfsmäßig abgedeckt hatte.

Mehr weißes Fell kam zum Vorschein, strahlend wie Schnee, den ich nur aus meinen Visionen kannte.

Mit einem schwachen Klagelaut begann sie, den leblosen Körper zu streicheln.

»Verzeih mir, edle Elandaja. Ich konnte es nicht aufhalten. Mach mit mir, was du für richtig hältst. Ich habe deine Gunst nicht verdient.«

»Nein!«, stieß ich hervor. »Sag so etwas nicht, Aran!«

Die Göttin sah sich nicht nach ihm um. Ich hoffte, sie hatte seine Worte überhört, doch so etwas taten Götter nicht.

Aran zuckte plötzlich, als würde ihm ein Dolch ins Herz gerammt, und sackte ein wenig nach vorn.

Ich griff nach seinen Händen. Sie waren heiß von der Anstrengung und wurden dann blitzschnell kalt, zugleich verloren sie an Substanz. Seine Haut wurde wächsern und begann zu schrumpeln. Es war gespenstisch.

Was geschah da?

Angst pochte mir bis in die Kehle hinauf. In meiner Brust wuchs ein verzweifelter Schrei, während ich untätig zusehen musste, wie sich tiefe Falten in Arans Wangen gruben und sein Kupferhaar

erst an den Schläfen und dann am Rest des Kopfes grau wurde. Es schien, als würden seine restlichen Lebensjahre blitzschnell vorüberziehen.

Als er schließlich meinen Blick suchte, trübten sich bereits seine Augen. »Viroel, verzage nicht. Ich habe das Bogenholz mitgebracht. Mein Bruder wird dir zur Seite stehen und deine Bestimmung erfüllen. Es war er, bestimmt war immer er gemeint.«

»Nein! Ich habe *dir* versprochen, diesen Weg zu gehen. Mit dir gemeinsam. Ohne dich schaffe ich es nicht. Baro macht mir Angst!«

Seine Mundwinkel zuckten nach oben. »Das muss er nicht. Er ist ... Er ist ein guter Kerl. Sag ihm ... ich warte in Orrothans Hallen. So leicht ... So leicht lasse ich ihn nicht vom Haken.«

»Nein!«, schrie ich. »Vergiss es, Aran!« In mir tobte ein Sturm. Ich würde ihn nicht verlieren! Nicht auf diese Weise.

Entschlossen sprang ich auf, fasste Elandaja am Arm, zerrte sie zu mir herum und fuhr erschrocken zurück. Bei Orrothans Krähen, was war das? Dort, wo ein Gesicht sein sollte, war nur ein wildes, grünes Wirbeln.

Abgestoßen ließ ich sie los, doch damit gab ich nicht auf. Sie hatte mich in meinen Träumen zum Kampf aufgefordert, und kämpfen würde ich – für sein Leben!

»Was tust du Aran an? Er ist nicht schuld an deinem Schmerz.« Ich drängte an ihr vorbei und fegte die Blätter von dem starren Körper. Rias Kehle war aufgerissen. »Glaubst du, das sei Aran gewesen? Hat er Reißzähne? Klauen? Sieh ihn dir an! Er ist ein Mensch! Ein Mensch!«

In meinem Kopf überlagerte sich Arans Bild mit dem eines pechschwarzen Bären. Und kaum war es gedacht, sah Elandaja es auch. »Er war es nicht!«, schrie ich dennoch. »Hör auf!«

Der grüne Wirbel richtete seine Aufmerksamkeit auf die zusammengekrümmte Gestalt neben der Trage. Arans Hände zuckten un-

kontrolliert, sie waren dürr wie Vogelkrallen. Wie lange hatte er noch? Eine Stunde? Nur Augenblicke?

Bis zu diesem Moment war mir nicht klar gewesen, wie viel von meinem Herzen ihm bereits gehörte. Aber allein der Gedanke, ihn zu verlieren, tat so weh, dass es kaum auszuhalten war.

»Kämpfe dagegen an, Aran. Bitte! Gib dich nicht auf! Ich brauche dich, ich ...« Meine Stimme versagte, während der Schmerz in mir weiter anschwell, weit wie die Wüste wurde und ebenso feindlich.

Sein Kopf sackte nach vorn, doch ich war da, um ihn zu halten. Drückte sein Kinn hoch und küsste seine eingefallenen Wangen, den faltigen Mund. »Aran! Lass mich nicht allein. Kämpfe dagegen an, für mich!«

Selbst seine blinden Augen vermochten für einen winzigen Moment zu strahlen, dann schlossen sie sich.

Er war schwer. Ich konnte ihn kaum halten. Arans Kinn auf meine Schulter gestützt, umklammerte ich seine Mitte. In meinen Ohren war ein seltsamer Druck. Ich schrie und konnte mich selbst nicht hören.

Als Elandajas Hand über meinen Kopf strich, drangen schließlich auch ihre Worte bis zu mir durch. »*Er ist nun bei Ria, sie werden gemeinsam weitergehen, bis du sie irgendwann wieder treffen wirst.*«

»Ich will aber *jetzt* mit ihm zusammen sein! Kapierst du das nicht? Ohne ihn brauche ich die Brände nicht aufhalten. Soll Geedal doch alles in Schutt und Asche legen, mir ist es gleich!«

»*Und deine Familie? ... Seine Familie? Die Blumen an der Küste, die dir so gefallen haben, und die Wälder und Tiere, die du nur aus deinen Träumen kennst?*«

»Du hast ihm das angetan, du! Weil dein Schmerz zu überwälti-

gend ist, um ihn allein zu ertragen! Du weißt, dass Aran unschuldig ist! Er hat dir sogar ihre Leiche gebracht! Und so dankst du es ihm?»

»Es reicht, Viroel!«

»Es reicht nicht! Du bist keine Göttin des Lebens, du bist genauso ungerecht wie Geedal und Orrothan!«

Meine Knie gaben nach. Aran entglitt mir, und gemeinsam stürzten wir zur Seite.

Ich sah ihm in die blinden, leblosen Augen und fühlte mich genauso blind und leblos. Alles um mich herum war vergessen. Es gab nur noch Aran und mich und all das, was wir nicht mehr teilen würden. »Schick mich heim. Ich begrabe ihn in Elaty.«

»Nein«, erwiderte sie ruhig.

»Nein? Nicht einmal das gewährst du uns?«

»Nein. Weil es noch nicht vorüber ist. Du hattest recht, ich unrecht.«

Weinend sah ich zu ihr auf. »Und was ändert das jetzt noch?«

»Alles ... und nichts, Viroel, Flammenträumerin.«

ARAN

Es war kühl und nebelig. Das Land ein Auf und Ab aus Moorflächen und glattem grauem Fels, der sich daraus erhob. Vom Frost rot gefärbte Gräser und trügerisches Wollgras teilten das Land in verschiedenfarbige Flächen auf.

Krüppelige, niedrige Birken wiegten gelbe Blätter in einem stetigen Wind aus Norden.

Ich wusste aus irgendeinem Grund, dass in diesem Land immer Spätherbst war. Denn ganz gleich, wie sehr es auch meiner Heimat glich, dies war Orrothans Reich und ich auf dem Weg in seine Halle.

Krähen, die aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmten,

wiesen mich weiter. Vor mir lag ein Pfad aus dunklem Basalt, abgewetzt von den Schritten zahlloser Männer und Frauen, die seit Anbeginn der Zeit hier entlanggekommen waren.

Vielleicht sollte ich Elandaja dankbar sein, dass es genau so gekommen war, wie ich erwartet hatte. Kein Gott und keine Göttin verziehen Fehler wie meinen. Mein Sterben hatte kaum wehgetan, zumindest erinnerte ich mich nicht an Schmerz.

Meine Schritte waren schwer, aber nicht kraftlos. Vor mir erschien ein weiteres stilles Moor, das Wasser schwarz wie ein gährender Abgrund. Steine führten hinüber. Es war leicht, keine großen Sprünge. Dennoch zögerte ich. Über mir stieß eine Krähe tiefe, kollernde Rufe aus.

Es klang nach einer Warnung.

Zögernd sah ich mich um. Mein Herz zog in eine andere Richtung. Das war der Rest von mir, der noch nicht mit dem Leben abgeschlossen hatte. Ich würde Viroel vermissen, ja sogar Baro, doch schon verschleierten sich diese Gefühle. In Orrothans Reich gab es keine Zeit und keinen Schmerz, zumindest nicht wie ich sie bislang gekannt hatte.

Während meine Familie und Freunde ihr Leben lebten und Jahrzehnte verstrichen, würde ich bis zu unserem Wiedersehen nicht lange warten müssen. Wir würden in Orrothans Halle erneut aufeinandertreffen und uns dann nie wieder trennen müssen.

Warum fiel es mir dann so schwer, weiterzugehen? Schon von Kind an lernten wir die alten Weisheiten. Wenn ich nicht zu einer verirrtten Seele werden wollte, musste ich die weiten Lande schnell durchqueren und an Orrothans Tor klopfen. Sonst würde ich für immer allein umherirren.

Vorsichtig trat ich auf den ersten Stein. Das schwarze Wasser regte sich nicht, keine Vibration, kein Lüftchen, das die Oberfläche kräuselte, nichts.

Noch ein Schritt und noch einer.

Es war leicht, und je weiter ich auf den teerscharzen See hinaus-
trat, desto weniger spürte ich die Fesseln, die mich an mein ver-
gangenes Leben ketteten. Es war, als würden Gewichte von meinen
Schultern fallen. Ich lief schneller, begann zu rennen. Lief der Erin-
nerung davon, dem Schmerz und der Enttäuschung ...

Dort war schon das Ufer und dort ein großes, schlichtes Tor. Ich
sah nicht mehr, wohin ich trat, schenkte den Libellen und Fliegen
keine Beachtung, die mich plötzlich umschwirrten. Gleich wäre
ich da, gleich ...

Dann änderte sich plötzlich etwas, wie ein anhaltender Misston
in einer ansonsten perfekten Melodie. Über mir schien der blei-
graue Himmel Risse zu bekommen und gebär Hunderte Vögel.
Sumpfdrosseln, Schwalben, winzige Schilfsänger. Binnen eines Au-
genblicks sammelten sie sich zu einem Schwarm gewaltiger Größe,
vereinigen sich mit den Insekten, stürmten gemeinsam auf mich zu.

Im Rennen hob ich abwehrend die Hände, doch die Adler ... sie
waren einfach zu groß. Ihr Aufprall riss mich von den Beinen, und
ich fiel. Orrothans Tor verschwand hinter einer Wand aus Federn und
Flügeln. Eiskaltes, schwarzes Moorwasser schlug über mir zusam-
men, verschlang meinen Körper, drang durch Nase und Mund ...

Ich versuchte zu schreien, doch es kam kein Ton heraus, wie vor
der Küste Neridins, als mein Rettungsboot zerschellte.

Verloren!

Verloren im Jenseits. Nun wurde ich nicht einmal mehr in Or-
rothans Halle eingeladen. Elandajas Rache hatte gerade erst begon-
nen, wurde mir mit den letzten Gedanken bewusst. Ich kam nicht
mit einem schmerzlosen Tod davon. Meine Seele war von einer
Göttin verflucht worden.

Einsam.

Für immer allein. Auf ewig.

Die Adler schrien nicht mehr, und das Wasser ... es war wie durch
Zauberhand aus meiner Lunge geschwunden, brannte nicht mehr
wie Säure, und langsam, ganz langsam lernte ich wieder zu atmen.

Gras raschelte, als wäre nie etwas geschehen.

War alles nur ein Albtraum gewesen?

Unter meiner Wange flüsterte weicher Stoff. Da war ein vertrau-
ter Duft, von dem ich geglaubt hatte, ihn nie wieder riechen zu
dürfen.

Verschwommenes Grün nahm schleichend Konturen an, wurde
zu Gras, das vor meinem Gesicht sacht auf und ab wippte.

»Du lebst«, sagte Viroel mit belegter Stimme und strich mir das
Haar aus der Stirn.

»Ich *lebe*?« Ich konnte es kaum fassen.

»*Er war nie tot, zumindest nicht ganz. Sein Herz schlug die ganze
Zeit.*«

Ich wollte fragen, was geschehen war, vor allem aber, *warum* es
geschehen war. Doch das Einzige, woran ich denken konnte, war,
dass ich in Viroels Schoß lag.

Sie sah mit Tränen in den Augen zu mir hinab und streichelte
meine Wange, dabei strahlte sie, schön wie der Morgenstern, und
ich fragte mich, womit ich so viel Glück verdient hatte.

»Wie geht es dir? Kannst du aufstehen?«

Ich horchte in mich hinein. »Ja, ich denke schon.«

Sie beugte sich vor, gab mir einen zärtlichen Kuss auf die Wange
und sah mich dann erwartungsvoll an.

Nun gab es kein Herausögern mehr. Ich setzte mich auf und
erhob mich schwankend. »Alles fühlt sich schwer an, als wöge ich
doppelt so viel.«

Als ich nun Elandaja erblickte, kehrten die Erinnerungen blitz-
artig zurück. Der Angriff der Bestie, Rias Tod, meine Bestrafung.
Warum war ich trotzdem hier?

Ria lag noch immer tot auf der Bahre. Elandaja stand daneben,

das blasse Gesicht zur Maske erstarrt, eine Hand auf der weiß befellten Stirn ihrer Tochter.

»Wie?«, fragte sie kalt.

»Ein Raubtier, eine Katze. Sie kam wie aus dem Nichts. Es ging schnell, ich konnte nichts mehr tun. Sie starb so schnell, obwohl ich ...«

»Du hast es getötet?«

»Ja. Mit dem Schössling, den ich geschnitten hatte.« Ich ging zur Bahre und löste den zukünftigen Bogen von der Seite. Das Blut des Tieres hatte sich tief ins Holz eingegraben und es auf ganzer Länge verfärbt. Elandaja ließ ihre Hand dicht über der Oberfläche schweben. Ihr Blick verfinsterte sich. »In meinem Garten?«

»Bei der Brandnarbe, ja.«

»Er wagt es ...«

Wind kam auf. Es rauschte in den Baumkronen, als würde jeden Moment ein Gewitter losbrechen.

»Wer? Von wem sprichst du?«, fragte Viroel nun.

Elandaja spie den Namen aus wie bitteres Gift. »Orrothan!«

Ich scheute den Blick auf Rias Leiche, auf ihr leuchtend weißes Fell, und beugte mich ans hintere Ende der Trage, dorthin, wo ich, eingewickelt in Farn, den Kopf der Bestie festgebunden hatte.

Blutgeruch. Darunter, schärfer ... der eines Raubtiers. Ich zerrte den verflochtenen Farn auseinander. Die aufgerissenen Augen waren stumpf, doch das aschfarbene Fell glänzte noch immer samtig. Erneut verblüfften mich Größe und Gewicht des Kopfes. »Ich habe ein solches Wesen noch nie gesehen.«

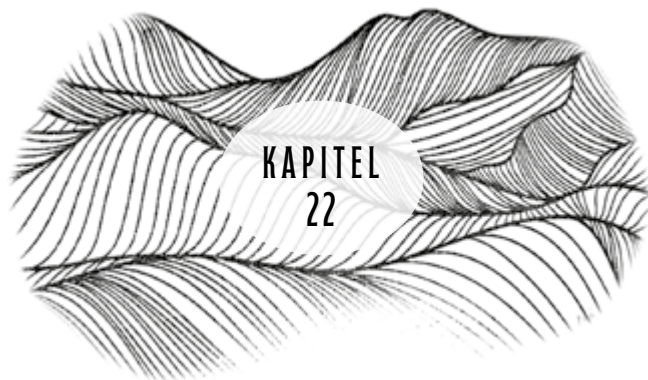
»Das kannst du auch nicht. Es ist eine Schattenkatze. Wesen wie dieses gibt es auf der Erde nicht. Sie bewachen das Dazwischen. Und alle, jede einzelne dieser Bestien, gehorcht Orrothan.«

Viroel reckte zögernd eine Hand vor und strich mit zwei Fingern über die augenförmigen Flecken auf dem Fell. »Unheimlich. Was bezweckt er damit, so eine Kreatur in deinen Garten zu schicken?«

»Das werde ich herausfinden.«

»Ich ... Ich habe noch etwas von ihr«, gestand ich. »Ich brauche Sehnen für den Bogen. Ich habe sie von dieser Kreatur genommen.«

In Elandajas Augen blitzte es unheilvoll. »Dann hast du nun alles, was ihr braucht. Geht! Lasst mich allein!«



BARO

Es war schwer, nicht die Hoffnung zu verlieren. Vier Tage waren vergangen, seit Aran und Viroel verschwunden waren, als hätte sie der Himmel verschluckt.

Vier Tage, in denen sie so viel Strecke machten wie sonst in sieben. Sie segelten in drei Schichten. Tag und Nacht. Kein einziges Mal hatte der Anker in dieser Zeit Meerwasser gekostet.

Der Wind blies so ausdauernd und gleichmäßig, als ob die Götter ihn lenkten. Das gab Baro ein wenig von dem Vertrauen zurück, das er für immer verloren geglaubt hatte. Marenn war vielleicht doch noch bei ihnen, auch wenn er sich nicht traute, es laut auszusprechen.

Im Osten zeigte sich nun deutlich die lange Gebirgskette von Grahli's Zinnen. Wieder einmal hatte er sein Fernrohr zur Hand genommen, um die Formation genau zu studieren, die wie der zackige Rückenrücken eines schlafenden Drachen aus dem Meer tauchte. Die Küste davor war nicht mehr als ein schmaler, grüner Streifen mit wenigen, vorgelagerten Inseln.

Der rundliche Berg dort, gefolgt von zwei Kegeln, den kannte er von seiner Karte. Es bedeutete, dass sie in drei Tagen in heimische Gewässer gelangen würden.

Und dann würde er den Eltern und Schwestern erklären müssen, wie sein Bruder und ein Mädchen in ihren eigenen Schatten verschwunden waren.

Seine Hoffnung, Aran bald wiederzusehen, schrumpfte mit jedem verstreichenden Tag.

»Suchst du nach ihnen?«

Er zuckte zusammen. Hatte nicht bemerkt, wie sich Irín genähert hatte. Sie war die Einzige, die es wagte, solche Fragen zu stellen.

»Nein, hab nur unsere Position bestimmt. In spätestens vier Tagen hat Darrah uns wieder.«

»Gut.« Sie nahm ihm das Fernrohr aus der Hand und studierte die Bergkette im Osten. »Abrelien. Es sind unsere Nachbarn, und doch ... Da ist kein größeres Schiff unterwegs, allenfalls ein paar Fischer.«

»So grün wie das Land dort ist, sind sie womöglich nicht darauf angewiesen, Handel zu treiben oder Fische zu fangen.«

»Mag sein.« Sie schwenkte das Fernrohr weiter, hinaus auf den offenen Ozean hinter ihnen, und hielt plötzlich inne. »Da ist doch etwas ... Nein, oder?« Sie schüttelte den Kopf. Setzte das Fernrohr ab, wischte die Linsen sauber und sah dann erneut hindurch.

»Was siehst du?«

»Nichts, aber eben habe ich geglaubt, im Süden wäre was Großes unterwegs. Ich dachte, ich sehe weiße Segel, war aber vielleicht nur der Blas von einem Wal.«

»Lass sehen.« Angestrengt musterte Baro den Horizont im Süden, doch er war an keiner Stelle unterbrochen. Er zuckte mit den Schultern. »Behalten wir im Blick.«

Irín legte ihm eine Hand auf die Schulter. Der Druck ihrer Finger war wie ein Versprechen: Sie waren Freunde, und sie war für ihn da. Vor Irín musste er nicht verbergen, wie er fühlte. Wenn er Schwäche zeigte, verachtete sie ihn nicht dafür.

Und doch war er nicht bereit, seinen Schutzpanzer durchbrechen zu lassen. Noch nicht.

»Danke«, murmelte er und drehte ihr den Rücken zu.

Die Nacht kam nun wieder früher als in Neridin, und sie war empfindlich kalt. Dennoch schliefen alle an Deck, solange es nicht aus Kübeln schüttete, und das hatte es seit ihrem Aufbruch aus Nurban kein einziges Mal.

Baro saß beim Steuer und blickte zu den Sternen hinauf. Die beiden Linien aus Abertausenden funkelnden Punkten strahlten in dieser Nacht besonders schön. Neltor hatte sein Auge weit aufgerissen und starrte auf die Welt herunter. Noch ein paar Nächte, und sie hätten Vollmond.

Siehst du uns?, dachte Baro und fühlte sich innerlich schrumpfen. Wie er von da oben aussehen musste ... Nur ein Pünktchen auf einem riesigen Ozean. *Wie soll ich mich mit meinem Bruder aussöhnen, wenn er verschwunden ist?*

Keine Antwort, natürlich nicht. Nur die Sterne schienen ein wenig mehr zu schimmern, als wäre da etwas in der Luft.

Die Nächte auf der *Illuvar* waren einsam. Nur drei Leute waren nötig, um den Kurs zu halten, und unter das Rauschen des Wassers mischte sich Schnarchen.

Doch da war noch etwas. Ein geheimnisvolles Knistern in der Luft. Fahlblaue Elmsfeuer huschten über die Reling und die Takelage hinauf zur Mastspitze wie bei einem Gewitter.

Baro merkte, wie sich alles in ihm anspannte.

Dann wurde gleich neben ihm das Deck von Dunkelheit ver-

schluckt, als wäre ein Tintenfasschen ausgeschüttet worden. Sein eigener Schatten war das nicht. Der hatte sich noch nie sonderlich lebendig gezeigt. Nein, das hier war eindeutig Magie.

Ihm standen die Haare zu Berge.

Was war das? Seine Hand schnellte zum Gürtel, hin zu dem kleinen Messer. Er riss es heraus und sprang auf, als die Ränder der Schwärze zu zerfasern begannen und sich langsam auflösten.

Es war ein Schatten! Arans Schatten!

Baro stand da wie angewurzelt.

Er ließ von seinem Plan ab, nach Verstärkung zu rufen, stattdessen sank er langsam zurück auf seinen Platz neben dem Steuer.

Besser, er störte den Vorgang nicht.

Seine Kehle war eng, als hätte er Steine geschluckt.

Er bekam Aran zurück! Das war unglaublich. Vielleicht sollte er den göttlichen Geschwistern Neltor und Neljanna von nun an mehr Respekt zollen.

Schleichend zog sich der schwarze Schleier zurück.

»Alles gut bei dir?«, hörte er Aran leise fragen.

»Ja, so weit schon, denke ich. Wir sind wieder auf dem Schiff, oder?«, flüsterte Viroel.

Baro hielt es nicht länger. Er sprang auf. »Ja, das seid ihr! Ihr seid zurück auf der *Illuvar*, den Göttern sei Dank!«

Als er sie erreichte, sank der Schatten soeben zu Boden und blieb wie eine Pfütze auf den blank geschrubhten Planken zurück. Aran und Viroel hielten sich in den Armen. Sein Bruder sah aus, als wäre er gerade eben mit dem Leben davongekommen. Müde, erschlagen und mit dem Blick eines alten Kriegers in den Augen. Vor ihm lagen eine Holzstange und der abgetrennte Kopf einer Bestie.

»Das ... Das musst du mir erklären«, keuchte Baro.

»Das kann ich nicht, Bruder.«

VIROEL

Es war merkwürdig, wieder zurück an Bord zu sein. Alle hatten uns mitten in der Nacht begrüßt und mit Fragen überhäuft, die wir nur einsilbig beantwortet hatten.

Aran war noch schweigsamer als ich. Wir beide waren von unserer seltsamen Reise müde und vernarbt zurückgekommen. In mir brannte Geedals Funke, als hätte ich ein winziges Stückchen glühender Kohle verschluckt, das nun langsam durch meinen Körper wanderte und, wo es hinkam, Schaden anrichtete. Es tat weh, es tat immerzu weh!

Ich versuchte, es mir nicht anmerken zu lassen, und war dennoch ein wenig enttäuscht, dass Aran es mir nicht ansah.

Zum Vorwurf machte ich es ihm nicht. Er hatte selbst zu kämpfen, war dem Tod so nahe gewesen, dass er das Erlebnis nun deutlich sichtbar an sich trug. Seine Augen waren tiefer, wirkten älter. Und dann war da noch die graue Strähne in seinem Haar, die sich nicht wieder zurückgefärbt hatte, nachdem Elandaja ihm sein Leben wiederschenkte.

Angeblich waren wir vier Tage lang verschollen gewesen. Dass wir in der Zeit nicht geschlafen hatten, fühlte ich nun.

Wir hatten uns wieder unter Deck zurückgezogen, waren endlich nicht mehr der Neugier der anderen ausgesetzt.

»Legst du dich zu mir?«, fragte Aran weich und hob die Decke an.

Was für eine Frage. Wahrscheinlich machte es nichts, dass ich mich nicht sauber fühlte. Wir hatten uns mit Meerwasser gewaschen, und es machte die Haut salzig und ein wenig klebrig.

»Willst du reden?«, fragte er leise.

Ich kuschelte mich in seine Arme und presste meinen Rücken an seine Brust. »Heute nicht mehr ... morgen, ja?«

»M-hm.«

»Wie fühlst du dich?«

Er räusperte sich und zog mich etwas fester an sich. Es tat so wohl, dass ich keine Worte dafür hatte. »Wie ein Fremder in meinem eigenen Körper. Ich war fast in Orrothans Halle, Viroel, hab das Tor schon vor mir gesehen.«

Ich legte meine Hände auf seine. »Aber du bist es nicht. Du bist hier. Du weißt gar nicht, wie glücklich mich das macht.«

Er schmiegte sein Gesicht in meinen Nacken, und mit seinem warmen Atem, der meine Haut streichelte, fühlte ich mich so sicher wie seit meinem Aufbruch aus Elaty nicht mehr. Aran war bei mir, er wachte über mich, und wir würden einander nicht mehr allein lassen.

Aran gähnte und ließ ein Seufzen folgen, das bis in meinen Körper vibrierte. Seine Arme fest um mich geschlungen und in den Muskeln eine bleierne Schwere, schlief ich ein.

* * *

Zweimal erwachte ich in der Nacht und glaubte zu spüren, wie sich Geedals Feuer durch meinen Körper fraß, doch jedes Mal war es Arans Nähe, die mich aus dem Albtraum befreite. Die sanften Bewegungen der *Illuvar* und das Gluckern der See sogen mich wieder in den Schlaf.

Schließlich war es Aran, der mich weckte.

Er zuckte, stöhnte gequält und war im nächsten Moment hellwach.

»Was ist?« Ich drehte mich zu ihm um. Er sah völlig verknittert aus, und an die graue Strähne musste ich mich wirklich noch gewöhnen.

Ihm entfuhr eine Reihe von Flüchen, dann küsste er mich auf den Mund und setzte sich auf. »Nur noch drei Tage. Drei Tage, um den besten Bogen meines Lebens zu bauen. Und das hier, auf einem schwankenden Schiff.«

»Du schaffst das!« Blinzeln rieb ich mir den Schlaf aus den Augen und musste angesichts unserer verzweifelten Lage grinsen, dabei hätte ich viel lieber geschrien. Denn vor mir lag eine ähnliche Herausforderung. Karten anfertigen, während alles um mich her stieg und kippte.

ARAN

Dünn wie eine Geistererscheinung, so fühlte ich mich. Und auch Viroel verlor kaum ein Wort. Gemeinsam mit Jarre hatte ich ihr einen behelfsmäßigen Tisch aus Kisten und einem Brett zusammengezimmert, auf dem sie nun zeichnete. Sie versuchte, die Karte, die sie im Tempel zurückgelassen hatte, zu duplizieren. Eine unmögliche Aufgabe, aber sie beklagte sich nicht.

Und das würde ich auch nicht. Wechselnd arbeitete ich daran, dem Bogen seine Grundform zu geben und das Tintengefäß zu erschaffen. Meine Hände schmerzten. Lange hatte ich nicht mehr so intensiv gearbeitet, und das Schnitzen war vollkommen ungewohnt.

Wir werkten nebeneinander unter Deck, sodass wir den anderen nicht im Weg waren. Meistens schweigend, und dennoch genoss ich jeden Moment. Die Sorgen, die mir auf der Seele brannten, waren zu groß und allumfassend, um sich beiläufig darüber zu unterhalten. Hin und wieder trafen sich unsere Blicke, das reichte, um zu wissen, was wir beide fühlten und dass wir mit aller

Kraft kämpfen würden, um erst Stora Gley zu retten und dann die anderen Ankerpunkte.

Als ich nun endlich mit dem Tintengefäß fertig war, trat ich zu Viroel an den Tisch. »Hier, denkst du, das reicht vorerst? Wir könnten es mit einem Stück Kork verschließen.«

Sie nahm mein krudes Werkstück und drehte es vorsichtig in der Hand. Es war mir unangenehm, eine solche Arbeit abzugeben. »Ich werde es nacharbeiten, aber hier habe ich nicht das richtige Werkzeug, ich ...«

Sie stellte das Gefäß zur Seite und nahm meine Hand. »Es ist gut, Aran. Gut genug. Wichtig ist die Magie darin, nicht die Form. Aber schau mal, bei mir sieht es ähnlich aus. Wir sollten uns trotzdem beide nicht schämen müssen.«

Sie zog mich zu ihrem Tisch. Die Karte, die dort entstand, war nicht zu vergleichen mit denen, die ich bislang von ihr gesehen hatte. Da waren sogar Fehler, wo ihr bei einer heftigen Welle die Feder verrutscht war.

»Wir machen es, so gut wir können. Ich glaube, es kommt nicht auf Perfektion an, sondern auf das Material, aus dem es geschaffen wurde. Meine Karte ist nicht viel mehr als eine Skizze, aber mehr brauchen wir auch nicht. Wir müssen nur herausfinden, wie wir Geedal aufhalten.«

»Mit allem, was wir geben können«, erwiderte ich feierlich.

»Ja.«

»Kann ich dir bei dem Bogen irgendwie helfen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vielleicht später, bei der Sehne, aber sie muss noch trocknen.«

Ich hatte die Beinsehnen, die ich Orrothans Bestie entnommen hatte, gleich nach unserer Rückkehr in den trockenen Seewind gehängt. Sie waren nicht länger als eine Elle, und ich würde sie verflechten müssen, um daraus eine fast mannslange Schnur herzustellen.

Ich spürte Viroels Blick gleich einer sachten Berührung und wünschte, wir wären allein und hätten schon alles hinter uns. Alles in mir zog zu ihr hin. Ich wollte sie halten, ihren Körper mit Küssen bedecken und an nichts anderes mehr denken als an sie und mich und wie ich sie glücklich machen könnte.

Gedankenverloren strich ich mit dem Finger über ihren Arm und wandte mich dann beschämt ab.

Wie konnte ich so glücklich in ihrer Nähe sein, wenn meine Familie und meine Heimat in höchster Gefahr schwebten? Ja, es stimmte, nichts konnte dafür sorgen, dass wir eher dort ankamen. Die *Illuvar* nutzte den Wind perfekt, und wir würden nicht mehr Anker werfen, bis wir in den Hafen Stora Gleys einliefen. Und doch ...

Mich meinen wachsenden Gefühlen hinzugeben, kam mir vor wie Frevel. Ich durfte es nicht. Viroel schien es ähnlich zu ergehen, denn sie hielt mich nicht auf, als ich mich wieder meiner Arbeit zuwandte. Sie sah mir nur nach und senkte den Blick, als ich mich ein letztes Mal umdrehte.

Sofort sehnte ich mich zu ihr zurück, doch so, wie sie ihre Feder wieder in die Tinte tauchte, so nahm ich mein Werkstück in die Hand.

Elandaja, Jägerin, Mutter des Lebens, hilf mir, das richtige Maß zu finden, betete ich aus reiner Gewohnheit, wie ich es bisher noch bei jedem Bogen gemacht hatte.

Nun war es anders, nun hatte ich die Göttin getroffen und sie mir beinahe das Leben genommen, indem sie es einfach aus mir herauszog. Dennoch fühlte ich mich besser mit dem Gebet. Sie hatte mir verziehen, und das sollte ich andersherum wohl besser ebenfalls tun.

Ich griff das Holz, wiegte es in der Hand, ließ es auf dem Zeigefinger balancieren und markierte die Mitte mit einer Farbe Viroels. Normalerweise benutzte ich Holzkohle. Doch nichts, was irgendwie

mit Geedal oder ihrem Feuer in Verbindung stand, sollte diesen Bogen berühren.

Einige der tätowierten Linien auf meinen Händen stellten Maße dar, die einem Bogen entsprachen, der genau für mich geschaffen wurde. Andere riefen Elandaja an, damit sie mich mit der Waffe verband und mir guten Wind und eine sichere Hand schenkte. Als ich nun die blutgefärbte Maserung auf meinem zukünftigen Bogen betrachtete, wusste ich mit plötzlicher Gewissheit, dass ich die Linien und Runen auf das Holz übertragen musste.

Nachdem ich noch weitere Markierungen angebracht hatte, begann ich mit der schwierigen Arbeit, aus einem groben Stamm einen Bogen zu formen. Mit dem Hobel entfernte ich hauchfeine Schichten, maß, prüfte, wog ihn in der Hand und hobelte weiter.

Er musste vollkommen werden. Ich hatte keinen Ersatz, nur dieses eine Stück, das Geedals Feuer getrotzt hatte und damit etwas ganz Besonderes war.

Soeben kerbte ich die Bogenenden ein, damit die Sehne eine Führung bekäme, als jemand über das Deck rannte. Es war Jarre. »Baro, da ist es wieder, dieses verdammte Schiff! Es holt auf!«

Ich sah zu Viroel. Wir brauchten kein Wort der Verständigung. Gleichzeitig eilten wir zur Leitertreppe und waren im Nu die Stufen hinauf.

Baro stand am Heck und starrte durch ein Fernrohr, das Jarre ihm wohl eben gereicht hatte.

Wir traten zu ihm. »Seit wann?«, sagte ich nur.

»Es könnte Zufall sein. Vielleicht ist es nicht mal das gleiche Schiff.« Doch seine Worte klangen, als wäre er selbst nicht von ihnen überzeugt.

Er reichte mir das Fernrohr und wies dann auf den weißen Fleck, der im Süden die Horizontlinie brach.

Ich fand es schnell. Es war größer als die *Illuvar*, und auch die Fläche der Segel überragte unsere, was entweder für ein großes

Handelsschiff sprach, das schwere Lasten bewegen musste, oder ein Kriegsschiff. Da es scheinbar schnell genug war, um uns auf den Fersen zu bleiben, schloss ich Ersteres aus.

»Ist es aus Nurban?«, fragte Viroel.

Ich wollte eben mit den Schultern zucken, als eine seitliche Bö eine Fahne sichtbar machte. Sofort sank mir das Herz. »Huril«, knurrte ich und reichte das Fernrohr an Viroel weiter. »Sieh dir die Fahne an. Wenn ich mich nicht irre, ist das eine schwarze Frauengestalt vor Flammen.«

Alle schwiegen, während Viroel angestrengt durch das Fernrohr sah.

Als sie schließlich zurückzuckte, als hätte sie sich verbrannt, wusste ich mit Gewissheit, dass ich mich nicht geirrt hatte. »Er wird uns wohl kaum folgen, um dich freundlich zu bitten, mit ihm zu kommen.«

»Kann dein Schiff noch schneller fahren, Baro?«, fragte Viroel.

Sie sah aus, als wären all ihre Albträume wahr geworden.

Mein Bruder wurde blass. »Nur, wenn wir Ballast abwerfen.«

Ballast war gleichbedeutend mit Handelsgütern.

»Mach es«, sagte Jarre. »Mein Zeug geht über Bord. Was nutzt es mir, wenn ich meine Familie nicht wiedersehe?«

»Ich ... Ich kann das nicht allein entscheiden«, stotterte Baro, und ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen.

In mir zog sich alles zusammen, als hätte ich ein Knäuel Schlangen im Magen. »Ich hätte nicht geglaubt, dass du in meinen Augen noch tiefer sinken könntest«, spie ich ihm angewidert entgegen. »Kapiertest du es nicht? Wenn die uns einholen und es Huril gelingt, uns aufzuhalten, wird Stora Gley brennen!«

Viroel versuchte noch, mich am Arm festzuhalten, doch ich hielt es nicht mehr länger in Baros Nähe aus.

Erst betrog er mich, und dann war er auch noch bereit, unsere Familie zu riskieren? Alles nur, um seinen Reichtum und seinen Ruf

als erfolgreicher Fernhändler zu retten? Dabei konnte er doch sogar einen Teil behalten! Es ging nur um das schwere Zeug! All die Münzen, Gewürze und Edelsteine konnten bleiben.

Ich rannte bis zum Bug und starrte auf das Meer hinab. Vor meinen Augen verschwamm das glitzernde, tiefdunkle Blau. Bei den Göttern, was war ich wütend!

Dann spürte ich, wie Viroel zu mir trat. Wie stets war sie so leise gelaufen, als wöge sie nichts.

»Er macht es«, sagte sie nur und legte mir eine Hand auf die Schulter. Eine Berührung von ihr reichte, und ich hatte das Gefühl, wieder atmen zu können.

Mit einem Seufzen drehte ich mich zu ihr um und sah in ihre schönen grünbraunen Augen. »Gut.«

»Wir schaffen das, Aran. Wir retten deine Familie.«

»Es ist ... Ich ... Hier auf dem Schiff fühle ich mich so verdammt hilflos. Die Zeit verstreicht nicht, und zugleich haben wir viel zu wenig davon.«

»Bekommst du den Bogen rechtzeitig fertig?«

Ich nickte. »Ja.«

Sie sah zum Heck zurück, wo soeben unsere Trinkwasservorräte über Bord gingen. Hurils Schiff war mittlerweile mit dem bloßen Auge zu erkennen.

»Wir werden kämpfen müssen.«

Sie wandte sich mit gehetztem Blick zu mir. »Dann musst du es mir beibringen.«

»Ich kann dir nicht in drei Tagen den Kampf mit Bogen und Axt ...«

Auf ihrer Stirn zeigte sich eine scharfe Falte. Ernst und offensichtlich wild entschlossen tippte sie mir auf die Brust. »Schattenkampf! Wie verschmilzt du mit deinem Schatten? Bring es mir bei!«

»Bei den Göttern«, murmelte ich. Doch sie hatte recht. Es war unsere einzige Chance.

BARO

Kein einziges Wort mehr war zwischen ihnen gefallen.

Im Nachhinein war Baro bewusst, dass er im ersten Moment falsch reagiert hatte, doch nicht einmal dieses Eingeständnis konnte er Aran machen. Da war ein Graben zwischen ihnen, der immer weiter aufbrach.

Baro fühlte sich wie erschlagen. Müde, weil er kaum schlief.

Sie flohen über das Meer wie ein Hirsch, der von Wölfen zu Tode gehetzt wurde. Nutzten jedes Quäntchen Wind aus, doch es half alles nichts. Diese Ritter der Flamme blieben ihnen auf den Fersen.

Jeder an Bord schien am Rande seiner Kräfte, und doch war ihm keine Klage zu Ohren gekommen.

Wann immer Baro konnte, studierte er die Karten. Die Hauptinseln von Darca Aben waren von Scharen kleiner unbewohnter Felseilande umgeben. Vor Darrah gab es zahlreiche Untiefen, und er zerbrach sich den Kopf, wo sie ihre Verfolger abhängen und sie womöglich auf Grund laufen lassen konnten. Doch das alles waren Umwege, die sie mehrere Stunden bis hin zu einem halben Tag kosteten konnten, und das war Zeit, die sie nicht hatten.

Er würde seine Entscheidung im letzten Augenblick fällen müssen. Je nachdem, wie nah ihre Verfolger der *Illuvar* bis dahin gekommen waren, wenn sie in den Schärenzügel der Bleichen Nixen eintauchten.

Sobald sie im Hafen wären, würden Aran und Viroel an Land gehen und versuchen, die Pläne der Feuergöttin zu durchkreuzen. Und auch Baros Aufgabe war klar. Huril und seine Ritter aufhalten oder in die Irre führen. Doch einen richtigen Plan hatte er auch dafür noch nicht.

Er korrigierte den Kurs ein klein wenig und spürte, wie der Wind die *Illuvar* vorwärtsdrückte.

Aran kam die Leitertreppe hoch und würdigte ihn keines Blickes. Wie ein Schlafwandler ging er zu seiner Bogensehne, die er am Vorabend fertig geflochten und auf Spannung an Deck befestigt hatte, damit sie perfekt trocknen konnte, nahm sie ab und rollte sie auf. Dann verschwand er wieder unter Deck.

Augenblicke später kam er mit Viroel wieder hinauf. Sie hatten etwas vor, das merkte er direkt. Eine merkwürdige Spannung lag in der Luft.

Baro rieb sich die Augen.

Sein Bruder stand mit ausgebreiteten Armen da, während sich zu seinen Füßen eine brodelnde, schwarze Masse in alle Richtungen streckte. Sofort brach Baro kalter Schweiß aus.

Es würde jetzt doch nicht wieder passieren und die beiden für unbestimmte Zeit im Reich der Götter verschwinden? Hatten sie das überhaupt unter Kontrolle?

Schon stieg seinem Bruder die Schwärze bis zu den Knien hinauf.

»Aran!«

Viroels Kopf schnellte herum, und sie schoss ihm einen vernichtenden Blick zu. Oder kam es ihm nur so vor, weil er ihr auch nicht sonderlich wohlgesonnen war? Was sie ihm zurief, passte nicht zu seinem ersten Eindruck.

»Er zeigt mir nur, wie es geht, Baro. Wir müssen uns auf einen Kampf vorbereiten.«

Sie sah so zart und harmlos aus. Solche Worte aus ihrem Mund zu hören ... Doch er hatte ihren Schatten gesehen, und der war weder das eine noch das andere.

Sie trat näher zu Aran, während der seinen dunklen Begleiter kontrolliert höher steigen ließ. Schon war an seinen Beinen zottiges Bärenfell zu erkennen, und seine Füße wurden zu Pranken mit langen Klauen.

Wie beim Kampf mit den Rittern der Flamme, so war es auch dieses Mal beeindruckend anzusehen. Nie hätte er für möglich gehalten, dass sein kleiner Bruder solche Fähigkeiten besaß. Insofern machte Baro das nicht nur Sorgen, sondern auch ein wenig Angst.

Viroel schien nichts dergleichen zu verspüren, nein, ganz im Gegenteil. Sie untersuchte das Bärenfell, ließ ihre flache Hand darübergleiten, berührte wechselnd Arans Haut und dann wieder die schwärzliche Oberfläche.

Als sie dann an sich hinabsah, wusste Baro plötzlich, was die beiden vorhatten.

Sie wollte ebenfalls mit ihrem Schatten verschmelzen, und Aran brachte ihr bei, wie es ging! Warum war er selbst nicht darauf gekommen? Seine Hände krampften sich um das Steuer, während er auf seinen eigenen dunklen Begleiter hinabsah.

Baro konnte ihn bewegen und wie einen Fetzen Nebel aufsteigen lassen. Aber was, wenn mehr möglich war? So viel wie in den alten Legenden?

Dann müssten sie sich keine Gedanken mehr darüber machen, wie sie gegen Hurils Ritter bestehen könnten!

Indes veränderte sich nun auch Viroels Schatten. Es sah aus, als würde eine Wolke mit einer Schlange ringen, während das Mädchen eine noch andere Gestalt anstrebte.

Er konnte nicht hören, was sie sagte, sah nur, dass sich ihr Mund bewegte und sie ungeduldig war.

Hübsch war sie. Eher auf den zweiten Blick, aber er verstand, warum es Aran so schwerfiel, sich ihrem Zauber zu entziehen.

Noch immer wollte es nicht ganz in seinen Verstand, dass die Götter ausgerechnet diese beiden auserwählt hatten.

Arans Schatten bedeckte nun seinen ganzen Körper. Er war fast um eine halbe Mannslänge gewachsen und ungeheuer massig. Schlank für einen Bären, aber mit Aran hatte dieses teerschwarte Monstrum nichts mehr gemein.

Viroel hatte sich nicht verwandelt. Ihr Schatten behielt seine Lindwurmgestalt, doch statt sie zu bedecken, rollte er sich um das zarte Mädchen wie eine Schlange, die versuchte, ihre Beute zu erdrücken.

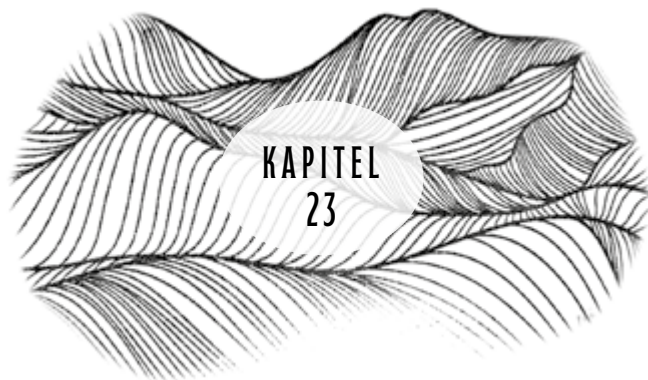
Viroel fluchte, reckte ihre Hände nach Arans schweren Pranken, hielt sie, und dann, als hätte ihr Schatten plötzlich verstanden, verschwand sie fast vollständig in dem Lindwurm. Als sie dann noch die Arme zurückzog, war sie fort.

Jemand begann zu klatschen. Es war Irín. Sorren fiel mit ein, dann brandeten Applaus und Jubelschreie über die *Illuvar*.

Baro gab sich einen Ruck und fiel als Letzter mit ein.

Der Bär wurde kurz durchscheinend und rief: »Kann jemand von euch versuchen, uns anzugreifen?«

»Ich! Ich mache es!«, erklärte sich Irín sofort bereit. Hoffentlich ging das gut.



HURIL

Der Bär und der schlangenhafte Lindwurm kämpften gegen die Mannschaft der *Illuvar*.

»Ich fasse es nicht«, sagte Huril und setzte das Fernrohr ab. Nach einem ersten Schreck war ihm bewusst geworden, dass die Prophetin und ihr Beschützer nur ihre Fähigkeiten verfeinerten. Dennoch war es beeindruckend. Er würde eine Lösung für die starke Schattenmagie der beiden finden müssen. Er hatte von Kristallen gehört, mit denen die Verbindung zwischen Mensch und dunklem Begleiter gestört werden könnte, doch er besaß keinen. Am besten wäre es wohl, Viroel zu betäuben und diesen Nordling gefangen zu nehmen. Huril lag nichts an dem Bürschchen, doch die Flammen-träumende schien ihn zu mögen. Deshalb hatte er beschlossen, ihn nicht zu beseitigen, sondern zu einem Pfand für ihren Gehorsam zu machen.

Geedals Auserwählte würde er nicht anrühren, ihn aber konnte er nach Lust und Laune foltern. Es war ein eleganter Weg, die Prophetin auf seine Seite zu bekommen.

Auch jetzt schon leitete ihn Viroel auf seinem Pfad. Sie mochte es nicht wollen, tat es aber dennoch.

Nur so hatte Huril herausfinden können, welches der erste Ort war, den Geedal brennen sehen wollte. Anders konnte er sich nicht erklären, warum sie in den Norden reiste. Für eine Flucht hätte es gereicht, eine Tagesreise nördlich von Nurban anzulanden. Er hätte sie in den Weiten der Berge von Alameré verloren, nie gesehen, wo sie an Land gegangen war.

Aber so? So war er sich sicher.

Es würde im Norden brennen. Der rothaarige bärtige Koloss hatte es regelrecht herausgefordert, als er sagte, Geedal solle es doch versuchen, der Norden könne gar nicht brennen.

Die Allesverzehrende würde ihm sein überhebliches Maul schon noch stopfen.

Huril setzte das Fernrohr erneut an, ignorierte die tobende Schwärze auf der *Illuvar* und musterte, was vor ihm lag. Weiße Gischt kündigte an, dass sich etwas änderte.

In der Ferne zeichneten sich gräuliche Erhebungen ab, über denen sich Wolken ballten. Land. Bald wäre es so weit.

Der Wind war empfindlich kalt geworden.

Mehrfach war Regen in kurzen Schauern heruntergekommen und hätte beinahe die flachen Felsen verborgen, die nun hier und da aus dem Wasser ragten. Gefährliche Untiefen lagen vor ihnen, und die Nordleute segelten mitten hinein.

Huril konnte nichts anderes tun, als zu fluchen und die Göttin um Beistand anzuflehen.

Segel wurden gerafft, und der Kapitän ließ einen Mann ständig loten, während ein anderer auf einem Mast ausharren musste, um sie durch dieses Felsenlabyrinth zu lotsen.

»Verdammt, wir verlieren sie noch!«, grollte Huril. »Geht das nicht schneller?«

Der Kapitän schwieg. Sein Blick war Antwort genug. Nicht, wenn sie nicht den Rest des Weges schwimmen wollten, schien das zu heißen, und vom Schwimmen hatte Huril genug.

Keiner seiner Männer hatte je ein Wort darüber verloren, doch vergessen war seine Demütigung durch die Nordlinge nicht.

Widerwillig ließ er das Fernrohr sinken und trat zu seinen Rittern, die mit warmen Decken über den Schultern dasaßen und sich die Zeit mit Würfeln vertrieben.

»Macht euch bereit, Männer. Es wird nicht mehr lange dauern. Vielleicht ehren wir die Göttin schon heute.«

»Feuer und Blut«, sagte einer und ballte die Hand zur Faust.

»Feuer und Blut«, stimmten die anderen ein.

Dass niemand von ihnen Geedals Schlachtruf schrie, verlieh ihm seltsamerweise noch mehr Kraft. Ruhig ausgesprochen, wirkten die Worte ehrlicher.

Huril kam es vor, als würde ihm das Herz in der Brust wachsen. Geedal war mit ihnen – ganz sicher!

VIROEL

Darca Aben war eisig, aber wunderschön. Wenn die Gefahr uns nicht auf den Fersen gewesen wäre wie geifernde Bluthunde, hätte ich die Fahrt zwischen den felsigen Eilanden genießen können.

Doch nun sah ich den Regen zwar, der wie schwere Stoffstreifen über Inseln und Ozean zog, und fühlte die Tropfen auf der Haut, die einen Teil von mir in Verzücken versetzten – aber vor allem war da eine wachsende Unruhe, die jeden Gedanken zerfasern ließ. Ich versuchte, Pläne zu machen, ohne zu wissen, was mich an Land erwartete.

Die Göttin hatte mir alles genau erklärt. Ich sollte das sammeln, was den Charakter des Ankerpunktes ausmachte, und es zu Tinte mischen. Wenn Geedal die daraus geschaffene Karte dann ver-

brannte, würde sie glauben, den echten Ort getroffen zu haben, während der in Wahrheit unbeschadet weiter existierte und dem magischen Gewebe ihres Gefängnisses Energie spendete. Doch ich wusste nicht, was Stora Gley ausmachte. Und solange ich mich auf dem Schiff befand, waren mir die Hände gebunden.

Aran half seit einer Weile den anderen. Die wechselnden Winde zwischen den Inseln machten es wohl erforderlich, dass die Segel ständig angepasst wurden. Ich hatte keine genaue Vorstellung davon, was die Nordländer da taten, doch es hatte mit viel Rennerei und Seile-Einholen oder -Losmachen zu tun. Dazwischen schlugen die Segel so plötzlich und heftig um, dass sie einen Menschen von den Beinen holen konnten.

Die anderen schienen die Bewegungen zu erwarten und tauchten mühelos darunter hinweg, doch mir waren die Handgriffe auf dem Schiff ein einziges Rätsel.

»Am besten gehst du aus dem Weg«, hatte mir Irín gesagt, auch wenn ihr dabei deutlich ins Gesicht geschrieben gestanden hatte, dass es ihr nicht behagte, mich wegzuschicken.

Am Bug war ich lange allein gewesen mit dem Meer, meinen Sorgen und dem Regen, doch nun spürte ich ihn. Aran. Er hatte eine Art, leise zu gehen, ohne sich bewusst anzuschleichen. Aber mich führte er nicht in die Irre, denn ich brauchte ihn nicht zu hören, um zu wissen, dass er sich näherte.

Es war wie eine Berührung aus der Ferne. Ein Wispern in der Luft, das mein Herz schneller schlagen ließ und eine unvernünftige Begeisterung in mir weckte, nur weil er zu mir kam.

»Wir sind bald da«, sagte er und stützte seine Arme neben meinen auf die Reling. Nur einen Fingerbreit entfernt, und doch fühlte es sich an, als wäre es viel zu viel.

Ich schob meine Hand auf seinen Unterarm, und er seufzte. Schon seit einer Weile war er unruhig. Er wusste genauso wenig, was er mit sich anstellen sollte, wie ich.

»Wir werden schnell genug sein«, sagte ich und brauchte alle Kraft, um mich nicht doch umzudrehen und zu sehen, wie Huril wieder ein Stückchen aufgeholt hatte.

Aran trug nun dessen Kettenhemd. Jarre passte es nicht, und alle waren sich einig gewesen, dass mein Schutz an oberster Stelle stand, damit ich Stora Gley retten konnte. Aran war derjenige, der mich gegen die Ritter der Flamme verteidigen musste, wenn sie die Linie der anderen durchbrachen, und der meine magische Zeichnung in Geedals Funken schießen musste.

»Ich wünschte, Elandaja wäre nun bei uns«, sagte Aran.

»Sie sieht uns.«

»Weißt du die Rezeptur für die Tinte noch?«

»Aran ...«

Er verdrehte die Augen. »Ja, ja.«

Erst jetzt sah ich, dass er seinen Bogen bei sich hatte und einen gut gefüllten Pfeilköcher über der Schulter trug. Er war mit dem Kopffell der Schattenkatze bezogen. Womöglich verstärkte es die Wirkung der Geschosse, weil die Kreatur aus dem Reich des Totengottes kam.

Die *Illuvar* schlüpfte zwischen zwei weiteren Inseln hindurch – und dann lag plötzlich der Geruch von Kochfeuern in der Luft.

Eine steinige, große Insel erhob sich aus dem Meer. Erhaben wirkte sie mit schneebedeckten Bergen in der Mitte und einem dichten Wald, in dem hier und da gelbe Herbstblätter schimmerten. In einer natürlichen Bucht und scheinbar der einzigen relativ ebenen Stelle erstreckte sich ein Dorf.

»Ist es das?«

»Ja! Auf Arans Gesicht machte sich Erleichterung breit, wohl weil Geedal uns nicht zugekommen war. »Stora Gley kommt mir plötzlich so winzig vor.«

»Weil Nurban so groß ist.« Mein Blick schnellte von einem Haus zum nächsten. Bislang hatte ich gehofft, mich zu irren und dass es ein ganz anderes Dorf treffen würde. Doch Stora Gley ...

»Es sieht aus wie in meiner Vision ... Es tut mir leid«, sagte ich und drückte Arans Hand.

Danach schwiegen wir beide.

»Alles bereit machen!«, rief Baro wenig später. »Wir verteidigen den Hafen! Niemand kommt an uns vorbei. Marcor, du gibst allen Bescheid, dass wir angegriffen werden. Jeder Mann und jede Frau, die kämpfen können, sollen sich uns anschließen, der Rest bereitet sich auf einen Brand vor.«

Marcor, ein sehniger Kerl, dem man auf den ersten Blick ansah, dass er der schnellste Läufer an Bord war, stand an der Reling bereit. Als Einziger war er nur in dünnes Leinen gekleidet und kaum bewaffnet. Alles, was ihn beim Laufen stören könnte, ließ er zurück.

Aran und ich würden gleich hinter ihm sein. Schon jetzt klopfte mir das Herz bis in die Kehle hinauf. Meine Knie fühlten sich weich an. Die Vorstellung, damit von Bord zu klettern, gar zu rennen – absurd.

Baro trat zu uns. »Bruder?«

Aran sah ihn schweigend an. In seinen blauen Augen schwammen so viele unterschiedliche Gefühle. Er wollte Baro nicht sehen lassen, dass er ihn trotz allem liebte. Er kämpfte mit sich, versuchte, kalt und distanziert zu wirken, und versagte.

Sein Bruder sah es ebenso wie ich, klug genug, nicht darauf einzugehen. Auch in ihm stritten Schuld und Liebe miteinander, gemischt mit etwas, das auf mich wie Neid wirkte.

Für eine Umarmung war der Graben zwischen ihnen zu tief, aber er streckte Aran die Rechte hin. »Wir sehen uns in Orrothans Halle!«, sagte er feierlich, und mir lief es kalt den Rücken runter. Glaubte er so wenig daran, diesen Kampf gewinnen zu können?

Oder war es eine formelle Verabschiedung unter Kriegern Darrahs, von der ich nichts wusste?

Ich hatte Huril kämpfen sehen, und das machte mir Angst. Er würde mich am Leben halten wollen, aber alle anderen waren in seinen Augen ohne Bedeutung.

Aran umfasste Baros Unterarm. »Marenn sei mit dir, Bruder!«

»Und mit dir.«

»Viel Glück, Viroel.«

»Dir auch, Baro.«

In Stora Gley war die Rückkehr des Schiffs nicht unbemerkt geblieben. Am Ufer und dem kleinen Hafen liefen Menschen zusammen. Kinder winkten, Erwachsene beschatteten ihre Augen, um an Bord der *Illuvar* Partner oder Brüder und Schwestern zu entdecken.

»Warum bläst denn keiner das Horn?«, fragte Aran, drehte sich nach den Kriegern um, doch schon im gleichen Moment ertönte ein schrilles Tröten, von dem mir niemand erklären musste, was es bedeutete.

Die Menschen am Ufer hielten inne. Dann wies jemand an der *Illuvar* vorbei aufs Meer, wo nun sicher die Silhouette von Hurils Kriegsschiff zu sehen war.

Noch einmal wurde das Horn geblasen, und nun zweifelte keiner mehr.

Die Kinder, die am Strand gespielt hatten, rannten davon.

»Mein Vater wird einer der Ersten sein«, sagte Aran grinsend, doch seine Augen blieben ernst. Dann ging alles ganz schnell. Die *Illuvar* näherte sich dem Steg, hatte aber immer noch so viel Fahrt, dass sie vermutlich Schaden nehmen würde. Bündel aus Stroh und alten Seilen würden den Aufprall zum Glück ein wenig dämpfen.

»Halt dich fest!«

Ich klammerte mich keinen Augenblick zu früh an die Reling. Die *Illuvar* prallte gegen den Steg, schwankte. Da war Sorren schon über Bord und machte Halteleinen an hölzernen Pollern fest. Ein fast menschliches Ächzen ging durch das Schiff, dann kam unsere Fahrt zu einem abrupten Halt, und Aran war blitzschnell auf dem Steg und streckte mir die Hand hin.

Ehe ich Zeit bekam, über den breiten Spalt nachzudenken, der zwischen Schiffswand und Planken klaffte, zog mich Aran von Bord.

Marcor, der Läufer, hetzte an uns vorbei, blieb kurz bei zwei Männern stehen und rannte gleich darauf weiter.

»Und jetzt, Viroel?«

»Brauche ich Erde und anderes Material von den Stellen und Dingen, die Stora Gley und dieses Land ausmachen«, erwiderte ich und brach einen kleinen Holzspan vom Steg.

»Strand?«, fragte er.

»Ja, los.« Im Rennen verstaute ich den Splitter in einem kleinen Beutel an meinem Gürtel.

»Aran? Aran, was ist passiert?«, rief ein Fischer, der seine Netze ausbesserte.

»Uns bleibt keine Zeit für Erklärungen ... Wir werden angegriffen, mach dich bereit!«

Ich folgte ihm vom Steg herunter, an einem Lagerhaus vorbei und in den Fels geschlagene Stufen hinab, hin zu einem kleinen Strand mit bräunlichem Sand. Ich nahm, was zwischen drei Finger passte, und weiter ging es.

Im Dauerlauf querten wir das Dorf. Ich hatte kaum einen Blick für seine Eigenheiten, die bescheidene Schönheit der reetgedeckten oder mit Gras bewachsenen Häuser. Stattdessen puhlte ich hier Lehm aus der Wand, nahm dort etwas Wasser aus dem Brunnen, klaubte einen Halm auf, der aus einem Dach gerutscht war.

Indes sprach Aran mit den Leuten, warnte sie vor einem Angriff

durch Ritter aus dem Süden und sagte, dass sie sich auf ein Feuer vorbereiten sollten.

Meist waren wir fort, bevor sie Fragen stellen konnten.

»Da, meine Mutter!«, sagte er plötzlich, und ich sah gerade noch eine blonde Frau in einem Kettenhemd und mit Axt, Schild und zwei Speeren bewaffnet Richtung Wasser eilen.

Wie erstarrt sah er ihr nach.

»Komm, Aran, du hilfst ihnen mehr, wenn du Geedal aufhältst.«

»Ja, ja, ich weiß«, erwiderte er mit gequältem Gesichtsausdruck.

»Stora Gley habe ich, jetzt fehlt noch das Land.«

»Birke, Eiseibe, Granit und Moor«, erwiderte er schnell. Im gleichen Moment erklang ein unheimliches Donnern, das mir bis in die Knochen fuhr.

Es kam vom Hafen.

Dann zischte etwas durch die Luft.

Aran duckte sich erschrocken, dann landete eine Schwalbe auf seiner Schulter. Der kleine, windschnelle Vogel blutete an der Brust. Rot tropfte es an den Federn herunter.

Beeilt euch!, zwitscherte sie. Beeilt euch!

Dann konnte sie sich nicht länger auf Aran halten, fiel auf den Boden und lag still.

BARO

Blitzschnell waren Kisten und Fässer als Barriere aufgestapelt worden, um die Flammenritter noch auf dem Steg aufzuhalten und ihnen den Zugang nach Stora Gley zu verwehren. Zugleich harrten nun vier Bogenschützen in Marenns Tempel aus, von wo sie die Angreifer von der Flanke aus unter Feuer nehmen konnten.

Richtung Dorf wurden Wagen, Karren und Kisten zusammengeschoben, und dahinter versammelte sich jeder Einwohner und jede Einwohnerin Stora Gleys, solange sie nur kräftig genug waren, eine Waffe zu halten.

Schon näherte sich das mächtige Schiff dem Steg. Sie manövierten vorsichtig.

Baro frohlockte. Sie hatten noch mehr Tiefgang als die *Illuvar* und waren daher auf den Steg angewiesen. Ein einfaches Anlanden gab es daher nicht.

»Keinen Fuß werden sie von Bord bekommen!«, rief er den anderen zu und reckte seinen Speer. »Im Namen Marenns! Der Norden duldet kein Feuer!«

Die Krieger und Kriegerinnen jubelten, und auch Baro sang das Herz. Es schien ein wenig gewachsen zu sein und kräftiger zu schlagen als je zuvor. Dies war sein Moment! Dieser! Nicht die Fahrt nach Neridin!

Er hatte die Zeichen falsch gelesen. War nicht alles so gekommen, weil er Marenn gehorcht und Aran mit in den Süden genommen hatte? Nur dass es nie um seinen Ruhm als Händler und Seefahrer gegangen war. Sondern um den als Krieger, als Verteidiger seiner Heimat!

Er sah über die Schulter in entschlossene Gesichter. Niemand stellte auch nur infrage, dass er die Verteidiger anführte.

Das Kriegsschiff stieß sacht gegen den hölzernen Steg, und Baro spürte die Erschütterung dennoch bis in die Sohlen.

Hinter einem Wall aus Schilden blitzten die Rüstungen der Flammenritter, doch da waren auch einfache Krieger, Söldner womöglich, denen es nun oblag, zuerst an Land zu gehen.

Eine Planke wurde rausgeschoben, und es schien fast zu einfach. Baro hatte alle Zeit, die er zum Zielen brauchte, und wog seinen Speer in der Hand.

Marenn, steh mir bei!

Zwei Mann rannten fast gleichzeitig von Bord, ihre länglichen Schilde vor den Körper haltend. Doch sie konnten sich nicht in zwei Richtungen zugleich schützen. Als nun vom Tempel aus Pfeile abgeschossen wurden, machte einer den Fehler, seinen Schild hochzureißen.

Baro warf. »Für Marenn!«

Der Speer traf den Mann in der Brust. Wie von einer gewaltigen Faust getroffen, taumelte er rückwärts und stürzte ins Wasser.

Die Besatzung der *Illuvar* jubelte. Jarre reichte ihm einen zweiten Speer. »Noch mal!«

Nun drängten die Söldner vom Schiff. Mehr und mehr erreichten die Sicherheit überlappender Schilde, mit denen sie sich auf dem Steg schützten. Kurz wünschte sich Baro Aran an seine Seite. Er würde auf die Beine und Füße der Neridier zielen und Lücken in ihre Formation reißen.

Baro winkte den Schützen im Tempel und machte ihnen mit Handzeichen klar, wohin sie ihre Pfeile konzentrieren sollten.

Alle vier Schützen sandten schnelle Serien gegen die Füße der Söldner und trafen. Schreie hallten über die Bucht. Taumelnde Männer rissen Lücken in den Schildwall, und Baro warf ein weiteres Mal.

Doch er hatte keine Zeit, sich über den Treffer zu freuen, denn nun wurde auch vom Schiff aus geschossen. Pfeile blieben zitternd in Kisten stecken, zischten harmlos vorbei. Baro duckte sich und lugte zwischen zwei Fässern hindurch. Die kurze Salve hatte den Flammenrittern kostbare Zeit geschenkt. Die Angreifer rannten über den Steg, verloren noch zwei Mann durch Beschuss aus dem Tempel und standen plötzlich vor den Barrikaden.

Was nun folgte, war ein wildes Hauen und Stechen. Baro konnte nicht mehr klar denken, nur noch reagieren. Die Lücken zwischen den Kisten und Fässern mit dem Schild schließend, stach er mit seinem letzten Speer nach jeder Öffnung, die sich in der Verteidigung

ihrer Gegner bot. Neben ihm hakten und stachen Sorren, Jarre und Irín auf die Neridier ein, während die versuchten, die Barrikade einzureißen. Bootshaken wurden hinter Kisten verkeilt, an den Seiten vorbeigeführt und noch abgewehrt. Aber für wie lange?

Kurz sah er Hurils Gesicht zwischen den gegnerischen Reihen. Angetan mit einer neuen, glänzenden Rüstung und der altbekannten Arroganz ließ er die anderen die Drecksarbeit machen.

Doch das änderte sich, sobald er Baro ausmachte. Er stürmte los und schien es plötzlich kaum erwarten zu können, mit ihm die Waffen zu kreuzen – nur um kurz vor der Barriere zwischen den anderen Kriegerern stecken zu bleiben, die von ihren eigenen Toten und Verletzten zusätzlich behindert wurden.

»Vorwärts, vorwärts, drückt!«, rief er, und die Ritter begannen, die Söldner in den ersten Reihen mit ihren Schilden vorwärtszupressen. Die Männer hatten keine andere Wahl, als die Bewegung mitzumachen, und obwohl es ein verlustreicher Einsatz war, begann die improvisierte Barrikade plötzlich zu wanken.

Von Baros Hoffnung auf ein Duell und darauf, diesen Angriff auf seinen Geburtsort mit einem Schwertstreich zu beenden, war plötzlich nicht mehr viel über.

Sie verloren Boden.

Und das Einzige, was plötzlich noch zählte, war, die Barrikade zu halten!

Noch konnten die Neridier ihre eigentliche Schlagkraft nicht einsetzen. Die Männer behinderten sich auf dem schmalen Steg gegenseitig, doch sobald sie auf dem Vorplatz Stora Gleys ankämen, wäre es damit vorbei.

»Halten! Halten! Bei den Göttern!«, brüllte er, als ein Schlag von oben auf ihn hinabsauste. Er sah das Schwert kommen und wusste im gleichen Moment, dass er nicht schnell genug war.

Erneut war Marenn nicht mehr mit ihm.

ARAN

Ich war mit Viroel durch Stora Gley gehetzt wie ein Fremder. Ohne meine Eltern zu suchen, ohne die kleinen Schwestern oder meine Freunde zu warnen ... Die Schuldgefühle folgten mir so unausweichlich wie mein eigener Schatten. Aber zerreißen konnte ich mich nicht, und Geedals Plan zu vereiteln, war gleichbedeutend mit einer Rettung meiner Familie. Also biss ich die Zähne zusammen und erfüllte mein Schicksal.

Aus meiner Werkstatt holte ich ein Stück Eiseibenholz, und nun stiegen wir eine Kuppe hinauf. Natürliche Stufen im Fels erleichterten das Vorankommen. Doch Viroel war dieses Land nicht gewohnt, sie rutschte auf abgewetzten, glitschigen Wurzeln und schwindelte, wenn die Stufen schmal wurden und es nichts gab, woran sie sich festhalten konnte.

»Das verdammte Meer steckt mir noch immer in den Beinen, ich schwanke, selbst wenn ich still stehe«, sagte sie und rang um Atem.

Sie sah blass aus. Ihr Blick flackerte, als würde sie wieder beginnen, an sich zu zweifeln.

»Du hast es fast geschafft, da vorn schon ist die Kuppe.«

Viroel hatte sie in ihren Albträumen gesehen. In ihrem Fels war die Kette verankert, die zu Geedals Gefängnis führte. Wenn es klappen sollte, musste unsere letzte Zutat für die magische Tinte von dort stammen, das spürten wir beide mit letzter Gewissheit.

»Der Mond! Siehst du den Mond schon?«

»Er ist gerade erst aufgegangen, wir haben noch ein wenig Zeit«, beruhigte ich sie und versuchte, mir selbst einzureden, dass es die Wahrheit war. Dass wir alles rechtzeitig schaffen würden. »Komm.«

Ich streckte die Hand nach ihr aus, um ihr über die nächsten Hürden zu helfen.

Sobald wir die Köpfe über die Kuppe streckten, schlug uns ein heftiger Wind entgegen, der hier oben ungebrems vom Ozean kommend über das Land fegte.

Verkrüppelte Birken drückten ihre weißen Stämme dicht an den Fels. Sofort zupfte ich ein Stückchen papierdünner Rinde ab. »Das noch. Und schau, dort in der kleinen Mulde steht mooriges Wasser.«

Ein Lächeln huschte über Viroels vor Anstrengung gerötetes Gesicht. Geduckt rannten wir über die Kuppe, bis wir hinter einigen großen Findlingen Deckung fanden. Wir kauerten uns hin und gaben vorsichtig alles in Elandajas Schale, was wir in der kurzen Zeit an Land gesammelt hatten.

Sie füllte sich schnell. Sand und Holz, Reet, Pflanzenteile, einige Beeren ...

»Das dunkle Wasser noch, Aran.«

»Ja, sofort.« Ich eilte zu dem kleinen Tümpel und musterte die teerige Flüssigkeit. Schlieren zogen sich über die Oberfläche. Nur das Wasser oder auch etwas von dem Schlamm?

Wie oft hatte ich mich über den Morast geärgert, wenn ein Tritt fehlging und ich bis zur Wade feststeckte oder wir im Winter neue Stege durch das Moor im Osten anlegten, die einzige Zeit, in der man dort überhaupt abseits von Stegen vorankam.

Da hatte ich meine Antwort. Der Moorschamm gehörte zu Stora Gley. Und wie ein Mensch nicht nur gute Seiten haben konnte, so gehörte auch Unangenehmes zum Charakter einer Landschaft.

Ich schöpfte mit beiden Händen und rannte mit meiner tropfenden, müffelnden Fracht zurück zu Viroel, die indes schon begonnen hatte, die trockenen Zutaten mit dem Stößel zu zerkleinern und zu vermischen.

Natürlich würde sie den Sand nie mit einem beinernen Stößel

zerrieben bekommen. Doch was sie hier unternahm, war Magie, und die richtete sich nicht nach solch banalen Gedankengängen.

»Gib es hinein, ganz vorsichtig«, sagte Viroel und sah dabei nur ganz kurz auf.

Ich tröpfelte so lange etwas dazu, bis sie nickte, dann lief ich zurück, um mich kurz zu waschen.

Schimmerte da der Vollmond im Tümpel? O nein.

Als ich wieder bei Viroel war, lag ein geheimnisvoller Schimmer über dem Gefäß, und es sah beinahe aus, als wäre der Glanz von Neltors Auge darauf übergegangen. Feine, kaum sichtbare Fäden stiegen aus der dunklen Brühe auf, zu der alles geworden war.

»Ist das Magie?«, fragte ich andächtig und hatte für einen Augenblick alles andere vergessen. Den Wind, der über die Kuppe brauste, die Zeit, die uns davonrannte, und dass mein Bruder, meine Eltern und meine Freunde nur wenige Hundert Schritte entfernt um ihr Leben kämpften.

Die schimmernden Silberfäden krochen über Viroels Hand.

»Fehlt nur noch mein Schatten«, sagte sie leise.

Aus dem leblosen Fleck neben ihr wuchs der vertraute Lindwurm Kopf empor. Viroel strich darüber, und wie schwarze Perlen blieben Tropfen einer geheimnisvollen Flüssigkeit an ihrer Haut haften.

»Was ist das?«

»Die geheime Zutat magischer Schattentinte«, erwiderte sie stolz.

»Es war das Letzte, was meine Meisterin mir beigebracht hat.« Sie strich die Tropfen ganz vorsichtig in die Schale und verrührte alles. Die feinen magischen Fäden verschwanden, und plötzlich pulsierte in der Flüssigkeit ein bläuliches Leuchten, als würde sie atmen. »Ich denke, es ist fertig«, sagte Viroel andächtig, dann ging ihr besorgter Blick zum Himmel hinauf.

Der Mond stand fast an seiner Position. Sie schluckte. »Wie lange noch?«

»Eine halbe Stunde, wahrscheinlich weniger«, erwiderte ich, und in meinem Bauch machte sich ein flaues Gefühl breit. »Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Ist dein Bogen bereit?«

Ich hatte ihn bereits an Bord gespannt. Zur Antwort erhob ich mich und zog ihn. Alles fühlte sich genau richtig an.

»Ich werde ein paar Probeschüsse machen«, sagte ich, als ich merkte, dass sie für den letzten Schritt ihrer Arbeit lieber allein sein wollte.

Viroel hatte das Papier in einer Lederrolle verstaut und breitete es nun vor sich aus. Die Zeichnung würde klein sein müssen – winzig, wenn sie die Flugbahn des Pfeils nicht beeinträchtigen sollte.

Ich schritt über die Kuppe und prüfte den Wind. Er blies stetig aus Westen, war gut zu berechnen. Aber ich hatte nur einen Schuss, und es würde schnell gehen müssen.

Schon jetzt sandte die Vorstellung ein leichtes Zittern durch meine Hände.

»Nicht ablenken lassen«, flüsterte ich, griff blitzschnell in den Köcher und sandte dann, so schnell ich konnte, zwei Pfeile in rascher Folge von der Sehne.

Noch zwei, und in einem kleinen Wurzelknick, der auf der benachbarten Kuppe aus dem Fels ragte, steckten drei Pfeile in einer dichten Gruppierung.

Drei! Einer war fehlgegangen. So etwas durfte nicht passieren. Ich ging auf und ab, versuchte, mich zu beruhigen, um noch einmal zu schießen und es dieses Mal besser zu machen. Aber wie sollte ich?

Dort unten kämpften fast alle Menschen, die mir etwas bedeuteten, gegen eine Gefahr, die ich hierhergeführt hatte. Selbst wenn wir Geedal aufhielten – mit dieser Schuld würde ich leben müssen.

Nein, es gelang mir nicht, es länger zu verdrängen. Ich musste es sehen. Mit wenigen Schritten war ich am Rand und konnte Bucht und Ort überblicken.

Die Neridier waren nicht mehr auf dem Steg. Auch die erste Barrikade hatten sie durchbrochen, die, an der Baro seine Mannschaft gegen sie anführte.

Vor der zweiten Absperrung war ihr Vormarsch nun zum Halt gekommen. Stora Gley verteidigte sich tapfer. Noch immer kamen einzelne Männer und Frauen hinzu, um die Reihen zu verstärken. Das machte mir Mut. Sie würden den Ort so sicher halten, wie ich verdammt noch mal mein Ziel treffen würde!

Beinahe sah es so aus, als wollten sich die Südländer zurückziehen. Sie ließen sich zurückfallen, schienen vorerst am Ende.

Doch was war das?

Auf zwei Schilde gebettet wurde ein großer Mann von vier Kriegern aus dem Kampfgeschehen geschleppt. Sein Haar, der üppige Bart – beides war feuerrot!

In mir setzte etwas aus. Dort, wo Schmerz brennen sollte, klappte etwas auf und hinterließ eine riesige Lücke.

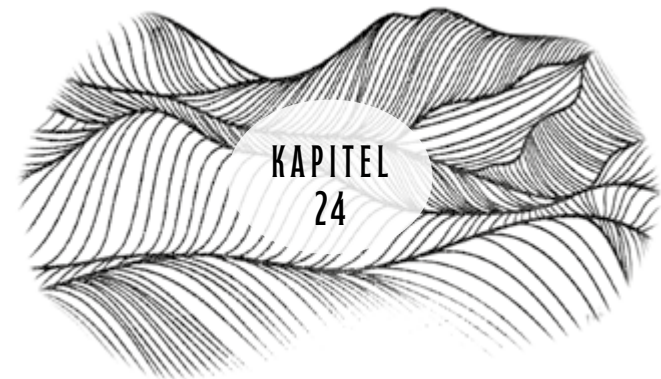
Wie benommen drehte ich mich um und kehrte zu Viroel zurück. Sah nicht, wie weit sie war, sah gar nichts mehr, während vor meinem inneren Auge mein Bruder vorbeizog. Als Krieger gefallen, von seinen Kameraden und Freunden auf ihren Schilden getragen.

»Was ist? Aran? Aran, ich habe dir eine Frage gestellt!«

Nur langsam drang Viroels Stimme zu mir durch. »Was?«

»Wie steht es da unten?«, fragte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Blitzschnell entstand auf dem Papier ein Abbild Stora Gleys.

»Gut. Die zweite Barrikade hält«, sagte ich mit hohler Stimme. »Sieht aus, als würde Huril die Puste ausgehen. Aber Baro ... Baro ist tot.«



VIROEL

Tot?«, fragte ich ungläubig. »Wie kannst du ...«

Das Schimmern in seinen Augen war Antwort genug. Er war sich sicher, musste es beim Blick ins Dorf gesehen haben. Doch so weh mir sein Schmerz tat, er musste die Fassung bewahren. Deshalb gab ich auch meinem ersten Impuls nicht nach. Wenn ich ihn jetzt umarmte, würde er seine mühsam bewahrte Fassung verlieren.

Also stand ich auf und legte ihm nur eine Hand auf den Arm, während der Wind so heftig wehte, als würde er versuchen, uns von der Kuppe zu reißen. Fest sah ich ihm in die Augen. »Später.« Nur das eine Wort.

Er nickte mit zusammengebißenem Zähn.

Gleichzeitig sahen wir zu dem kegelförmigen Berg aus meiner Vision. Der Mond stand nun fast genau über der Spitze. Dünne, fädige Wolken ließen ihn unheilvoll schimmern. Es war so weit.

Ich faltete meine Zeichnung zu einem schmalen Streifen. Sie war miserabel. Aber hier ging es nicht um saubere Linien und exakte Darstellung, sondern um Magie. Selbst mit mehr Zeit hätte ich mit einer Tinte, die voller Sand und Pflanzenfasern war, nicht schöner zeichnen können.

»Ich fühle es«, sagte Aran, sobald er die Karte entgegennahm.
»Die Magie, sie ist wirklich darin.«

»Du spürst es tatsächlich auch?«

Ich war mir nicht sicher gewesen. Aber Aran war es, ich sah es ihm an. Er zog einen Pfeil aus seinem Köcher, überprüfte die Spitze, strich die Federn glatt. Langsam und sorgfältig. Dann legte er die Karte stramm um den Schaft, und ich wickelte einen hauchfeinen Faden darum. Dabei schwiegen wir beide, Aran mit seiner Trauer kämpfend und ich mit meinen Zweifeln, ob ausgerechnet wir zwei es mit einer wütenden Feuergöttin aufnehmen konnten.

»Elandaja, steh uns bei«, murmelte Aran und trennte mit einem kleinen Messer die überstehenden Fadenenden ab.

Dann legte er den Pfeil auf die Sehne – und das Warten begann.

Mein Herz schlug so hart und fest, als würde es gegen einen Widerstand arbeiten. Es tat weh, und ich hatte Angst.

Schleichend kroch die Abenddämmerung über das Land, und mit ihr kam eine seltsame Ruhe. Eine Anspannung, als würde die Welt auf etwas warten.

Ich dachte an daheim. An meine Großeltern, denen Nelya wahrscheinlich irgendeine harmlose Lüge aufgetischt hatte. Sie ahnten nicht einmal, dass etwas geschehen war, das mich für immer verändern würde ... vorausgesetzt, ich überlebte Geedals Zorn.

Aran war seiner Familie viel näher, aber machte es das besser? Nein, denn sie waren auch der Gefahr näher, Baro womöglich bereits tot.

Von Stora Gley drang kein Ton herauf. Nur das Meeresrauschen, das sich mit den Gesängen des Windes mischte.

»Es ist so weit«, flüsterte Aran.

Nun stand der Mond genau über dem schneebedeckten Berg, als würde er auf dessen Spitze balancieren.

Ein goldenes Schimmern überzog Neltors Auge, wie ein Spiegel, der einen fernen Feuerschein reflektierte.

Aran kniff kurz die Augen zusammen. Eine einzelne Träne blieb an seinen Wimpern hängen, zitterte und fiel hinab.

Er war wie erstarrt.

Plötzlich wurde die Luft von einem unheilvollen Knistern erfüllt. Im gleichen Moment schnellte mein Schatten hervor und wurde zum Lindwurm. Drohend richtete er den dornigen Kopf gen Himmel und riss das Maul auf, wo es nun aussah, als würden sich einzelne Sterne aus dem erwachenden Firmament lösen und zur Erde trudeln.

»Viroel, hilf mir. Ich ... Ich weiß nicht, auf welchen ich zielen soll!« Aran schwenkte den Pfeil von einem Funken zum anderen, bis ich meine Hand auf seine Schulter legte.

»Warte noch.« Ich dachte an meine Vision, wo ein Feuerball den Funken gefolgt war und danach Baum und Haus, Stein und Kraut in Brand gerieten.

Arans gepresster Atem übertönte das wilde Hämmern, das bis in meine Ohren pochte.

Die Funken irrten durch den dunkler werdenden Nachthimmel, als würden sie etwas suchen. Dann fanden sie sich nach und nach zusammen, gleich Perlen an einer Schnur. Die Linie führte genau ins Herz von Stora Gley. Aran schwenkte auf sein neues Ziel ein und fuhr daran hinauf. Der Pfeil zitterte. Zitterte und zitterte.

Aran brach der Schweiß aus. Ich wollte etwas sagen, doch es gab kein Wort, das ihm das Gewicht von den Schultern nehmen konnte.

Dann ging alles blitzschnell. Ein Licht erschien am Himmel und überstrahlte die Sterne mühelos, sank der Spur der Funken nach, verschlang einen nach dem anderen und schien bei jeder Etappe zu wachsen.

Ein unheilvolles Summen begleitete seinen Fall wie ein Schwarm wütender Bienen.

Aran richtete seinen Bogen aus und zog, bis die Sehne seine Wange berührte. Dann atmete er ganz langsam aus ...

GEEDAL

Ihre Funken hatten diesen Ort erkundet. Den Geschmack seiner Erde, den Klang des Ozeans, die jämmerlich krummen Bäume, die Pflanzen und die ärmlichen Behausungen der Menschen. Dies waren die Elemente, aus denen der Ankerpunkt gewebt worden war. Alterslose Schattenmagie sog Kraft aus diesem Ort und stärkte damit die Gitter ihres Gefängnisses.

Aber nicht mehr lange!

Sie konnte es spüren.

Dieser Ort würde fallen, die Magie erlöschen. Ein kleiner Schritt auf dem Weg ihrer Freiheit, dem noch viele weitere folgen würden.

Die Flamme huschte zwischen den Gittern aus Eis, Wasser, Stein und Magie hin und her. Geedal war zu einem Fünkchen ihrer Selbst geschrumpft, um alle Kraft in den Norden auf die Erde zu senden.

Das Dazwischen vibrierte von ihrer Magie. Die davonziehende Feuerkugel nahm ihre Wärme mit sich und ließ Geedal flackernd und frierend zurück. Doch all das war es wert. Sie würde ihrer Freiheit ein Stück näher sein, und die ersten Menschen würden ihren Verrat mit dem Leben bezahlen.

Ah, da!

Geedal schloss die Augen. Sie fühlte die Explosion wie einen gewaltigen, belebenden Herzschlag. Stein, Baum, Haus und Strauch, alles brannte, und der Geschmack ihrer Vernichtung war das Beste, was sie seit ewiger Zeit gekostet hatte.

Die Verbindung riss ab, bevor sie auch die Menschen und das Moor schmecken konnte.

Knisternd rann das Glücksgefühl des Triumphs über ihren kohlschwar-

zen Körper und zauberte ein Netz orangefarbener Glut auf ihre Haut. Dies war das erste Feuer von vielen!

Freiheit! Sie war so nah.

Rache! Sie war so nah!

HURIL

Die feurige Kugel explodierte in einem Funkenregen, der den Himmel für die Dauer eines Augenblicks taghell erstrahlen ließ.

Bis zu diesem Zeitpunkt war ein Rest von Zweifel in ihm gewesen. Von Geedals Prophetin fehlte jede Spur, und diese sturen Nordlinge kämpften so tapfer und verbissen, wie er es noch nie erlebt hatte. Obwohl ihr jämmerliches Dorf nicht einmal über einen anständigen Wall, Graben oder eine Mauer verfügte, war es ihnen gelungen, seine Ritter zurückzudrängen.

Jeder, der eine Waffe halten konnte, schien bereit, dieses dreckige Fleckchen Erde mit seinem Leben zu verteidigen. Selbst Frauen und Kinder schossen Pfeile von den Dächern der Häuser.

Hurils Söldner waren fast allesamt gefallen oder zu stark verwundet, um weiterzukämpfen. Die zweite Barrikade der Nordlinge hielt noch immer.

Er musste nachdenken. Sie brauchten eine neue Strategie.

Zähneknirschend ließ Huril zum Rückzug blasen – als Geedal plötzlich sein Flehen erhörte und ihr Zeichen sandte.

Eine Kugel aus Flammen! Schön und strahlend, als ob die Sonne erneut am Himmel erschienen wäre und nun rasend schnell auf die Erde hinabstürzte.

Alle hielten geblendet inne. Freund und Feind sahen ungläubig zu dem Schauspiel hinauf, dass sich am Firmament bot. Die Lichtkugel folgte wie an einer Schnur feinen Glutfunken hinab in Richtung Erde. Genau auf das Dorf zu. Hinab zu ihm und seinen Streitern, die hergekommen waren, um ihre Prophetin zurückzuholen.

Huril sang das Herz. Er hatte Geedals Wünsche also richtig interpretiert.

Doch, ach, was war das?

Ein Schemen raste der Kugel entgegen, traf sie in der Mitte, und mit einem hässlichen Geräusch zerplatzte sie in Abertausend Funken. Alles wurde strahlend hell erleuchtet, und er bemerkte die Umrisse zweier Menschen auf einer Kuppe. Einen Bogenschützen und ... und die Prophetin!

Indes waren die Funken erloschen und fielen als Asche herab. Sie rieselten wie winzige tote Insekten hernieder. Lauwarm berührten sie seine Haut.

Einer seiner Kameraden stieß einen gequälten Schrei aus und fing einige Flocken mit der Hand auf. Ihnen allen war schlagartig klar geworden, dass Geedal ihre Flamme erfolglos zur Erde gesandt hatte!

Ausgerechnet ihre eigene Prophetin hatte sie aufgehalten und damit alles zerstört!

Ein Verbrechen!

Die Dörfler wussten es nicht besser, doch Viroel aus Elaty, sie wusste, was sie da tat! Gemeinsam mit ihrem Leibwächter hatte sie eine große Sünde begangen. Schande! Welch abgrundtiefer Frevel!

Sehnsüchtig hielt Huril nach einem weiteren Zeichen der Ewigen Flamme Ausschau, doch der Himmel blieb dunkel und schweigend.

Nur Neltors Auge starrte weiterhin teilnahmslos zu ihnen hinab und verbreitete sein kaltes, bläuliches Licht.

»Rückzug!«, hörte Huril es aus seinem eigenen Mund schallen.
»Wir ziehen uns zurück!«

Nach dem Erscheinen des Feuerballs waren die Kämpfe unterbrochen worden. Nun lösten sich die Reihen voneinander, und jede Seite schleppte ihre Verwundeten mit sich.

Es waren viele. Huril musterte die Männer. Nur jeder dritte, vielleicht auch weniger, war noch voll kampffähig.

Sie würden dieses Dorf nicht auf diesem Weg einnehmen, musste er sich zähneknirschend eingestehen. Nicht, indem sie ein weiteres Mal gegen die Barrikaden anrannten.

Er wusste selbst nicht, was er erwartet hatte. Vielleicht ein wenig Widerstand – aber nicht, so viele Männer im Kampf gegen Seeleute und Bauern zu verlieren.

Manche Ritter waren regelrecht von Pfeilen gespickt, schienen es aber kaum zu merken, weil die Spitzen nur in den Platten steckten, aber nicht durch den Gambeson darunter gedrungen waren. Die schlechter gerüsteten Söldner hatte es übler erwischt. Von ihnen standen nur noch drei auf ihren eigenen Beinen.

Huril kommandierte einige Mann ab, die eingerissene Barrikade am Steg wieder aufzurichten und sich dann auf das Schiff zurückzuziehen. Sollten ihre Feinde doch ruhig glauben, sie leckten ihre Wunden und hätten vorerst aufgegeben. Ein wenig stimmte es sogar.

Doch die Ritter der Flamme hatten sich ihrer Göttin verschrieben. Mit Blut und Herz und Leben! Den Anker zu lichten und davonzusegeln, kam nicht infrage.

All sein Geld steckte in dieser Unternehmung. Es gab nur noch diesen Weg, um sein verlorenes Ansehen wiederherzustellen und seinen Posten als Hauptmann der Flammenritter zu sichern.

Geedal sollte von ihrem himmlischen Feuer auf ihn hinabsehen und stolz auf ihren ergebenen Diener sein.

Es brannte in ihm. Viroel würde ihren Verrat bereuen! Und das sehr bald. Er hatte auch schon einen Plan. Die Göttin würde ihm beistehen.

»Bereitet ein Opfer vor!«, rief Huril, so laut, dass es über die ganze Bucht hallte. »Die Flamme stehe uns bei!«

ARAN

Viroel presste sich an ihn. Es war allein ihre Umarmung, die dafür sorgte, dass er auf seinen Beinen blieb und nicht zusammenbrach.

Wir hatten es geschafft, ja. Die Feuerkugel war zersprungen und erloschen, Stora Gley gerettet, und Geedal hatte hoffentlich nicht gemerkt, dass ihr Feuer nicht den Ort, sondern nur einen Schatten davon getroffen hatte. Vorerst war es vorbei.

Doch nun mussten wir von unserem Felseneiland wieder herunter, und ich würde dem Verlust in sein hässliches Gesicht starren müssen.

Viroel mied es, mir in die Augen zu sehen. Sie hatte das magische Tintengefäß schweigend eingepackt und stieg nun hinter mir den Fels hinunter.

Der Klang ihre Schritte und die leisen Flüche, wenn sie auf dem losen Geröll ins Rutschen kam, hielten mich davon ab, die Fassung zu verlieren. Mit schlafwandlerischer Sicherheit fand ich Tritt um Tritt. Ich war in meinem Leben öfter hier oben gewesen, als ich zählen konnte.

In Stora Gley war es zu einem Patt gekommen, und die Flammenritter zogen sich zurück. Für den Moment herrschte Waffenruhe, und wir waren sicher. Die Leute hatten gejubelt, als die Feuerkugel zerplatzte, und nun erwarteten sie uns, als wären wir Helden.

Ein halbes Dutzend hatte sich bereits am Fuß des Felsens versammelt, und mir wurde schlecht bei der Vorstellung, sie würden uns beglückwünschen. Das ertrug ich nicht. Ich wollte nur noch zu Baro und mich versichern, dass ich zwar meinen großen Bruder verloren hatte, aber zumindest meine Eltern und Schwestern noch lebten.

»Ist es vorbei?«, rief die alte Cara und wies mit ihrem Stock gen Himmel.

Das war eine Frage, auf die sich leicht eine Antwort finden ließ, für die es nicht einmal Worte brauchte. Also nickte ich.

»Ja, für Stora Gley ist es vorüber«, sagte Viroel.

Die Leute begannen zu reden. Die meisten begegneten ihrer Retterin zum ersten Mal, und niemand hier hatte zuvor einen Menschen mit sandbrauner Haut und langer, seidiger Tunika gesehen. Sie war fremd und schön wie ein Wesen aus einem Märchen, und die Leute betrachteten sie mit kindlichem Staunen.

Viroel war die Aufmerksamkeit unangenehm. Sie schob ihre Hand in meine. Bis zu diesem Moment hatte ich vergessen, wie sehr ich dieses Gefühl gerade brauchte. Sie gab mir Kraft. Genug, um den anderen auszuweichen und immer schneller zu gehen.

Bald rannten wir, ich zog Viroel hinter mir her, der Köcher schlug gegen meinen Oberschenkel, und vor meinen Augen verschwamm alles. Doch ich hätte mich auch im Stockfinstern zu rechtgefunden. Häuser huschten wie Schemen vorüber. Jemand rief meinen Namen, doch nur meine engste Familie hätte es geschafft, zu mir durchzudringen.

Mit der Schulter warf ich mich gegen die Haustür, taumelte in unsere Stube hinein und ... blieb im Gedränge stecken.

Die kleine Enora entdeckte mich zuerst und stieß einen spitzen Schrei aus. Einen Herzschlag später war sie auf meinem Arm, und ich drückte sie an mich. Der vertraute Geruch von Familie holte mich aus meinem Tunnel aus Angst zurück, und dann klammerte sich auch schon Uria an mir fest und skandierte meinen Namen. »Du bist zurück, zu bist zurück!«

Viroel stand neben mir, in den Augen ein glückliches Schimmern. Dann tat sie, wozu mir die Kraft fehlte, und trat an den Tisch, an dem meine Familie, seitdem ich denken konnte, jede Mahlzeit eingenommen hatte.

Baro lag dort und rührte sich nicht.

Neben ihm standen Arm in Arm Vater und Mutter.

Doch auch die Heilerin war da.

Viroel legte meinem Bruder wie zum stillen Abschied die Hand auf den Arm.

»Baro will nicht wach werden«, flüsterte mir Enora ins Ohr. »Versuchst du es, Aran?«

Ich küsste ihr seidiges Haar und würgte an der Antwort. »Er hört nicht auf mich, das hat er noch nie, Maus.«

Würde ausgerechnet ich ihr erklären müssen, dass er nie wieder wach werden würde?

Ich zwang meine Füße voran, die Schwestern noch immer bei mir, und sah auf Baro hinab.

Seine Stirn war bandagiert, doch durch den Stoff rann Blut, als wäre er kein Hindernis. Stetig tropfte es vom Tisch auf den Boden. Baros Augen standen weit geöffnet, als könnte er schon Orrothans Halle sehen. Vielleicht betrat seine Seele ja in diesem Moment den Pfad im Sumpf.

Die Vorstellung ließ in mir eine innere Ruhe wachsen. Ich war schon dort gewesen. Es war ein friedlicher Ort in einem Land ohne Schmerz. Das Schlimmste hatte mein Bruder hinter sich.

Die Heilerin bemerkte mich, und ihr Gesicht war starr wie eine Maske. Warum blieb sie hier, wenn es nach dem Kampf sicher noch viel mehr Verwundete gab?

Aus Respekt vor unserer Familie? Ja, die Claavis waren angesehen, aber niemand sollte leiden oder sterben müssen, nur weil sie bei Baro blieb, obwohl eine Rettung aussichtslos war.

Dennoch konnte ich mich nicht überwinden, sie fortzuschicken. Baro blinzelte.

Er blinzelte! Alles in mir setzte für einen Moment aus, und im nächsten stürzte ich zu ihm. »Bruder? Bruder, hörst du mich? Wir haben es geschafft. Du und ich und Viroel!«

»Aran?« Vater war plötzlich an meiner Seite, legte mir eine Hand auf die Schulter.

»Er hat geblinzelt, ich habe es gesehen.«

»Ja, das macht er hin und wieder. Aber wir wissen noch nicht ... Er hat einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen. Die Heilerin sagt, wenn es unter dem Knochen anschwillt ...«

Er brauchte nicht weiterzureden.

»Marenn stehe ihm bei«, murmelte ich und musste sofort an Elandaja denken. Hörte sie es überhaupt, wenn jemand um ihre Hilfe flehte?

Erst jetzt sah ich Vater an. Er hatte oberflächliche Wunden, denn natürlich hatte auch er Stora Gley in vorderster Reihe verteidigt. Mutter wirkte blass, aber ansonsten unverletzt. Das Blut an ihrer Kleidung schien nicht ihres. Ihr Blick wirkte fahrig. Sie strich mir über den Kopf, wie sie es früher getan hatte, als ich noch ein kleiner Junge gewesen war.

Ich riss mich zusammen, um nicht mit ihr gemeinsam in einen Tunnel aus Erinnerungen zu stürzen.

»Baro ist stark und noch ein größerer Sturkopf als du«, meldete sich plötzlich Viroel, die ich beinahe vergessen hätte. »Er schafft das. Ich glaube, die Göttin hat noch eine Aufgabe für ihn.«

»Meinst du wirklich?« Ich sah ihr in die Augen.

Nein, sie log mich nicht an, nur damit es mir besser ging.

»Mutter, Vater, ich möchte euch Viroel vorstellen. Ihr gehört mein Leben ... und ... und mein Herz. Die Neridier nennen sie die Flammenträumende.«

»Aran«, zischte sie mit plötzlich geröteten Wangen und deutete dann eine leichte Verbeugung an.

»Du also hast das Leben meines Jungen in der Hand«, sagte Mutter nüchtern. Sie musterte Viroel von oben bis unten. Doch auf ihre Feststellung folgte nichts.

Vater nickte knapp. »All das also für dieses Mädchen.«

»Sie hat den Angriff vorausgesehen«, versicherte ich hastig.

»Sie hat auch die Männer hergebracht, die womöglich deinen Bruder auf dem Gewissen haben werden.«

»Baro lebt«, erwiderte ich stur. »Außerdem habt ihr mit ihm zusammen erst dafür gesorgt, dass ich auf das Schiff kam. Also fangt erst gar nicht an mit Schuldzuweisungen.«

Mutter nickte betrübt. Uns allen waren die Worte ausgegangen.

Schließlich berührte mich Viroel flüchtig an der Hand und riss mich aus der Abwärtsspirale. Ich gab mir einen Ruck. Hier konnte ich nichts ausrichten.

»Komm, sehen wir nach, wie es am Hafen steht.«

Und mit diesen Worten verließen wir die stickige Enge des Hauses. Sobald mir der Seewind wieder um die Nase strich, ging es mir besser.

Es war stockfinster geworden. Eine dicke Wolkenbank erstickte das Licht von Mond und Sternen. Eine Nacht, wie geschaffen für einen zweiten Angriff.

»Es ist noch nicht vorbei«, sagte ich, und gemeinsam eilten wir immer schneller auf den Hafen zu. Viroels Füße platschten durch Pfützen, die ich mit schlafwandlerischer Sicherheit mied. Im Hafen brannten Feuer.

»Leichtsinnige Dummköpfe«, fluchte Viroel.

»Glaubst du, dass die Göttin nach dir sucht?«

»Ich weiß es nicht. Überhaupt weiß ich viel zu wenig, Aran. Aber da ist der Funke in mir, der nie erlischt.«

»Hast du Schmerzen?«

»Kaum. Ich glaube, sie hat fast all ihre Kraft auf den einen Angriff verwendet.«

Als wir die Barrikade und die Krieger dahinter bereits im Flammenschein erkennen konnten, fasste sie plötzlich meinen Arm.

»Warte.«

»Was denn?« Goldener Schimmer hob die perfekten Konturen ihrer Wangen hervor und ließen ihr Haar zu einer glänzenden Flut werden.

»Was du dadrin eben gesagt hast ...«

»War ein Haufen Unsinn«, erwiderte ich schnell, auch wenn ich mich kaum noch erinnern konnte, was genau mir über die Lippen gekommen war.

»Auch, dass mir dein Herz gehört? War das ebenfalls Unsinn?«

Zum Glück war es so dunkel, dass sie nicht sehen konnte, wie mir das Blut in die Wangen schoss. »Nein ... Nein, das nicht.«

Besagtes Herz schien wie auf Kommando zu wachsen und versetzte meine Brust und den ganzen Bauch in kribbelnde Schwingungen. Ich wusste, dass ich mich stattdessen um Baro sorgen oder den nächsten Angriff erwarten sollte, doch tatsächlich gab es in diesem Moment nur einen Gedanken.

Viroel. Einzig Viroel.

»Es ist gut, dass dein Herz mir gehört«, flüsterte sie mit einem Lächeln in der Stimme. »Sonst hätte ich keins mehr, denn meins ist bei dir.« Sie strich mir über die Wange und stellte sich auf die Zehenspitzen, und dann war ihr Mund meinem auch schon so nah, dass ich alles andere vergaß.

HURIL

Ein schwarzer Schleier bedeckte Neltors Auge. Es war so dunkel, dass sie kaum die eigene Hand vor Augen sehen konnten.

Huril legte seine Rüstung ab und sah sich nach den sieben Männern um, die mit ihm gehen würden. Sie waren die besten, die treuesten. So fest im Glauben wie er selbst.

»Ich will euch nichts Falsches versprechen, das wisst ihr«, sagte er leise und sah einem nach dem anderen fest in die Augen. Zwischen ihnen flackerte eine gesegnete Kerze, und er hoffte, dass die Göttin ihnen nun zusah.

»Wir lassen die heilige Flamme nicht im Stich. Ihr alle habt das Zeichen gesehen, das so schändlich vernichtet wurde. Es ist Jahrzehnte her, seit Geedal den Menschen ihr letztes Wunder offenbart hat. Niemand, der in unserer Zeit geboren wurde, hatte solch ein Glück wie wir.«

Die Männer nickten, einer legte als Zeichen für die Flamme in seinem Herzen die gespreizte Hand auf die Brust.

»Wir werden es sein, die ihren Wunsch erfüllen – und wenn wir dabei unser Leben lassen. Ihr Licht soll unser Leitstern sein!«

»Ihr Licht soll unser Leitstern sein«, wiederholten die anderen im Chor. Dann entledigten sich auch die letzten ihrer Rüstungen. Dort, wo sie hingen, war ein Metallpanzer nur unnützer Ballast.

Huril überprüfte ein letztes Mal die Verpackung ihres kleinen Floßes. Gewachstes Tuch würde die Feuchtigkeit fernhalten. Das Tongefäß mit einer Mischung aus Pech und dem Harz der Fackelzeder war mit einem Korken verschlossen. Der Zunderstab ließe sich leicht trocknen, doch auch der war sicher verkorkt. Beide Gefäße waren doppelt und dreifach gesichert. Huril verteilte ein Töpfchen mit öligem Ruß.

»Schmiert Gesicht, Hals und Hände damit ein, so entdecken uns ihre Wachposten nicht.«

»Ja, Hauptmann.«

Der Geruch war rauchig und ein wenig beißend, doch für Huril war es der Duft einer zweiten Chance. Als alle so weit vorbereitet waren, gab er den verbliebenen Männern ein Zeichen. Sie begannen sofort mit ihren Trauergesängen und setzten kleine Flöße ins Wasser, auf denen Harze qualmend verbrannten. Die Nordlinge

würden glauben, es seien die laut angekündigten Opfergaben, doch in Wahrheit war es eine Scharade. Der Rauch sollte ihre wahren Pläne verbergen.

Auf der Rückseite des Schiffs wurde indes eine Strickleiter herabgelassen, an der sie nun einer nach dem anderen ins Wasser stiegen.

Huril übernahm das Seil, mit dem sie ihr kleines Floß hinterherzogen. »Denkt daran, bewegt euch leise, rührt kein Wasser auf. Wir haben die ganze Nacht, das Einzige, was zählt, ist, nicht zu früh entdeckt zu werden!«

Die anderen nickten. Es war so dunkel, dass er in den geschwärzten Gesichtern nur die Augen erkennen konnte, schimmernd wie polierte Knöpfe.

Dann trieb Rauch in ihre Richtung und verbarg auch sie.

Er war so dicht, dass sie leicht die Orientierung verlieren konnten, doch der Klang der Brandung wies den Weg zum Strand.

Sie schwammen langsam und so, dass wirklich nur ein Teil des Kopfes über Wasser blieb. Hinter ihnen schrumpften Schiff und Steg und der Rauch der Harzfeuer.

Es fühlte sich seltsam an, dass der Weg der Flamme ausgerechnet durchs Wasser führte, und eisiges obendrein.

Nie zuvor hatte Huril so gefroren wie jetzt, und er hätte es auch niemals für möglich gehalten, dass etwas so kalt sein konnte wie das Nordmeer. Schon spürte er seine Zehen und die Finger nicht mehr, seine Haut schien sich zusammenzuziehen, und selbst die Lunge fühlte sich kleiner an und machte jeden Atemzug zur Anstrengung.

Weißer Schaum.

Wellen brachen direkt vor ihnen. Ein Schwimmer stöhnte, als er gegen einen Felsen stieß.

Hurils Füße erreichten plötzlich wieder den Boden.

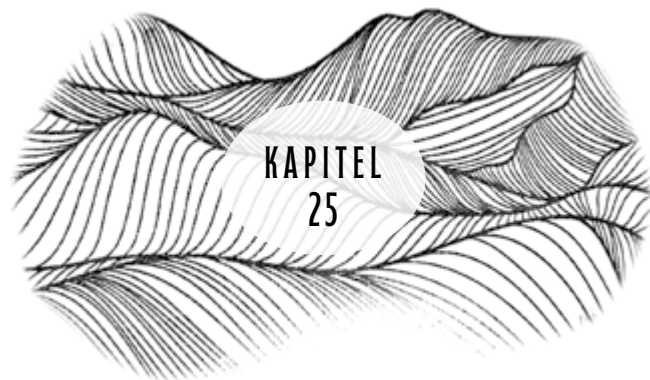
Sobald alle Mann stehen konnten, ging ihr erwartungsvoller

Blick zurück zum Schiff, wo in diesem Moment ein Befehl gebellt wurde. Die Ritter stürmten über mehrere Planken vom Schiff.

Vom Dorf her klangen Warnrufe.

Menschen begannen zu rennen.

»Sie sind abgelenkt«, sagte Huril. »Jetzt gilt es. Geedal sei mit uns!«



VIROEL

Die Rufe waren unmissverständlich. Der zweite Angriff hatte begonnen. Unser kurzer zärtlicher Moment war so abrupt vorüber, als hätten wir beide einen Schlag in den Magen bekommen. In mir zog sich alles zusammen.

Wir rannten auf die Barrikaden zu. Von allen Seiten eilten nun Menschen heran. Müde, teils verwundet und doch wild entschlossen, ihr Heim zu verteidigen.

Ich hatte nur mein Messer und meinen Schatten. Aran zog im Rennen zwei Pfeile aus dem Köcher. »Komm mit!«, rief er, und wir hetzten an der Barrikade vorüber, wo Irín nun die Verteidigung organisierte.

Blitzschnell stieg Aran freihändig eine Leiter hinauf, die an ein Haus gelehnt war. Ich folgte ihm, so schnell ich konnte, hinauf und von der Leiter weiter auf ein Dach. Reetbündel wurden von Leisten festgehalten, die es uns ermöglichten, dass wir in Windeseile den Giebel erreichten, von dem aus Aran seine Pfeile verschießen konnte.

Die Dunkelheit der Nacht war zuckendem Flammenschein gewichen, Freund und Feind nur noch schwarze Silhouetten. Erneut gab es ein wildes Hauen und Stechen über die Barrikaden hinweg.

Hurils Söldner brachten lange Stöcke mit Haken an den Enden zum Einsatz, um die aufgetürmten Kisten aus dem Weg zu zerren und so eine Bresche zu schlagen.

Es durfte ihnen nicht gelingen.

»Dort, Aran! Dort!«

Er richtete sich auf und schoss blitzschnell zwei Pfeile hintereinander ab. Beide fanden ins Ziel, doch jetzt waren wir von der gegnerischen Seite bemerkt worden. Mehrere Schützen richteten ihre Bögen nun auf uns. Pfeile blieben zitternd im Reet stecken, einer nur eine Handbreit von meinem Gesicht entfernt.

Mein Schatten schnellte im nächsten Moment hervor und baute sich wie eine schwarze Wand vor uns auf.

»Ich sehe nichts, verdammt«, fluchte Aran, und es verstrichen kostbare Augenblicke, bis ich meinen dunklen Begleiter dazu gebracht hatte, uns zwar zu schützen, aber eine Lücke für Aran zu lassen.

Unten waren mittlerweile fast alle Einwohner Stora Gleys zusammengekommen und drängten die Angreifer ein weiteres Mal zurück.

Arans Pfeilköcher leerte sich in Windeseile.

Die Flammenritter waren nicht durchgebrochen. Zwar hatten sie eine kleine Lücke in die Barrikade gerissen, doch die wurde nun von drei Reihen Krieger mit großen Schilden geschlossen.

»Feuer!«

Der Ruf brachte mein Herz aus dem Takt. »Das kann doch nicht ...« Wir wirbelten gleichzeitig herum, und im selben Moment breitete sich auch schon heller Feuerschein hinter uns aus.

Ein Dach war in Brand geraten, und nun fraßen sich die Flammen in Windeseile durch die grasartigen Bündel, aus denen es bestand. »Huril, dieser verdammte Mistkerl!«

»Das ist gleich neben unserem Haus!« In Arans Augen stand blanke Panik. Baro war nicht bei Sinnen, und seine kleinen Schwes-

tern würden ihn unmöglich retten können. Und Arans Eltern waren sicherlich bereits wieder in den Kampf verstrickt.

So schnell wir konnten, verließen wir das Dach und rannten los.

»Feuer! Feuer, es brennt!«, rief es von überall her.

Alte und Kinder eilten mit Eimern bewaffnet herbei, doch da zischten schon an zwei weiteren Stellen Flammen in die Höhe.

Wo sollte zuerst gelöscht werden? Und wo waren womöglich noch Leute eingeschlossen?

»Da!« Aran fasste mich am Arm und zog mich mit sich. Im gleichen Moment sah ich sie auch. Dunkel gekleidete Gestalten, die zwischen den Häusern umherhuschten. Sie trugen Fackeln und ein Gefäß.

Ich fragte mich nicht wie, wusste nur, dass wir sie aufhalten mussten, bevor ganz Stora Gley in Flammen stand.

»Elandaja, steh uns bei«, keuchte Aran und rief seinen Schatten hervor.

»Huril!« brüllend stürmten Bär und Mann auf die Ritter zu.

Doch ich war fast genauso schnell. Mein Schatten raste in Lindwurmgestalt an den anderen vorbei und riss einen der Fackelträger von den Beinen. Der Mann stürzte, fiel auf das pechgetränkte Holz und begann, fürchterlich zu schreien.

In diesem Moment war mir sein Schmerz egal. Ich entdeckte eine Sense, die mit anderen neben einem Schleifrad lehnte, und fasste sie mit beiden Händen. Es war ein vertrautes Gefühl wie daheim bei der Ernte.

Ich hob sie über den Kopf und sah mich nach einem weiteren Gegner um. Aran kämpfte mit zwei Rittern zugleich. Während er einen in Schach hielt, wich der andere vor seinem bärenhaften Schatten zurück und warf seine Fackel auf das nächste Dach.

Ich schrie und stürmte auf ihn zu. In weiten Schwüngen trieb ich ihn mit der Sense vor mir her, während sich das Feuer ins Reetdach fraß. Schwerer, beißender Qualm drückte zu mir herab.

»Für die Göttin!«, brüllte der Ritter, zog sein Schwert und stürmte auf mich zu. Ich holte erneut aus, doch etwas in mir sträubte sich dagegen, ihm die Sense ins Fleisch zu rammen. Der Mann sah es. Sah mein Zögern, sah meine Zweifel und nutzte es aus.

Er duckte sich unter meinem halbherzigen Angriff weg und hob das Schwert, als mein Schatten plötzlich vorschnellte, ihn von den Beinen riss und in die Sense stieß. Sie blieb stecken.

Erschrocken ließ ich die Waffe los. Der Ritter riss die Augen auf und starrte mich ungläubig an, dann ließ er sein Schwert fallen. Ich hob es auf und sah mich nach meinem nächsten Gegner um.

Arans Bär hatte einen Ritter zu Boden gestoßen und fuhr nun wieder und wieder mit den Pranken herab, als würde er versuchen, ihm die Brust zu zerquetschen.

Aran selbst stand keuchend daneben, die Hände auf die Knie gestützt. Da stimmte etwas nicht.

»Bist du verletzt?« Besorgt rannte ich zu ihm.

»Nein ... alles, alles ... gut«, keuchte er und richtete sich auf. Gemeinsam mit seinem Schatten hatte er zwei Gegner erledigt. Von dem letzten ließ der Bär nun ab und zerfloss zu einem grauschwarzen Fetzen.

Zwischen den Häusern hing Rauch. Man konnte kaum noch etwas sehen, und die Schreie und Rufe der Menschen gingen im zunehmenden Lärm der Brände unter. Aran riss mich zur Seite, als ein dichter Funkenregen vom Dach herunterwehte und gleich darauf große Brocken brennenden Reets zu Boden rutschten, genau dort, wo ich eben noch gestanden hatte.

Seine Lebensschuld war getilgt! Doch in diesem Moment bedeutete es nichts.

Wir sahen uns an, wussten auch ohne Worte, wo wir hinmussten: zurück zu Arans Elternhaus. Wenn die Funken übersprangen ... Baro lag noch immer schwer verwundet in der Stube und würde es nicht allein hinausschaffen.

Hustend und mit tränenden Augen kämpften wir uns durch den Rauch. Das Schwert wog schwer in meiner Hand und schien mir wie eine Mahnung. Ich hatte ein Leben beendet. Einem Mann eine Sichel in den Bauch gestoßen. Zweifellos, um mein eigenes zu retten – dennoch war es ein Schritt, den ich nicht umkehren konnte. An meinen Händen klebte Blut, und es fühlte sich schrecklich an.

Unbewusst hatte ich erwartet, dass Aran mich verteidigte, während ich mich meiner Bestimmung verschrieb. Aber das war nicht richtig. Ab dem heutigen Tag würde ich mich selbst verteidigen.

Ja, Aran mochte sich zu meinem Beschützer erklärt haben, aber das reichte nicht, und ich wollte diese Last auch nicht auf ihn abwälzen. Wir waren gemeinsam in diesem Abenteuer gefangen, und wir würden es auch gemeinsam bestehen.

»Vorsicht! Schnell! Schneller!«, schrie Aran in diesem Moment und kämpfte sich durch den Rauch.

Ich sah nichts. Verlor die Orientierung. Flammen rauschten.

Die plötzliche Hitzewelle traf mich wie ein Schlag.

Neben mir stürzte ein Haus in sich zusammen und setzte unheimliche Kräfte frei. Ich wurde von kochendem Wind zu Boden gestoßen. Vor mir fielen Trümmer auf die Straße. Dachbalken, aus denen hüfthoch gelbe Flammen schlugen.

»Viroel? Viroel, wo bist du?« Aran war nur noch ein Umriss.

»Geh! Los, mir ist nichts passiert! Ich suche mir einen anderen Weg.«

Ich sah ihn zögern. »Rette deinen Bruder, du verdammter Sturkopf!«, brüllte ich, verschluckte mich am Rauch und musste husten. Keuchend rappelte ich mich wieder auf, benutzte das Schwert wie einen Gehstock, bis ich wieder genug Luft bekam, dann lief ich in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren.

Irgendwie musste ich das zusammengestürzte Haus umgehen. Ich fand einen schmalen Laufgang, der an Gärten und Schuppen vorbeiführte, und ließ mich dann vom Flammenschein lenken.

Am Hafen wurde unvermindert heftig gekämpft. Die Menschen mussten sich entscheiden, weiterzukämpfen und ihr Hab und Gut zu riskieren oder in der Hoffnung, verschont zu werden, die Waffen zu strecken.

Niemand schien Zweiteres überhaupt in Erwägung zu ziehen. Und auch für mich kam es nicht infrage. Huril würde sich an Stora Gley seine verdammten Zähne ausbeißen.

Endlich erreichte ich das Haus der Claavis, doch ach, all unsere Befürchtungen waren wahr geworden. Das Gebäude nebenan war nur noch eine lodernde Ruine, und die Flammen waren längst auf das Haus überggesprungen. Die Tür stand sperrangelweit geöffnet. War Aran dadrin? Oder hatte er es nicht bis hierher geschafft?

»Aran?« Ich lugte hinein.

»Bleib draußen! Ich komme!«, schrie er. Ein Schemen in der Dunkelheit.

Sein Bruder war doppelt so groß wie er, das schaffte er niemals allein! Ich zog mir meinen Schal über Mund und Nase und hatte gerade einen Schritt über die Schwelle gemacht, als mich etwas zurückriss. Es war mein Schatten. Zu zornigem Leben erwacht, schnellte er von mir davon.

Huril! Wie hatte er es ins Dorf geschafft?

Nur wenige Schritte von mir entfernt rang er mit meinem dunklen Begleiter. Und er war nicht allein gekommen.

Sofort hob ich mein Schwert. »Bei Orrothans Krähen!«, fluchte ich und versuchte, meinen Schatten so zu beeinflussen, dass er mich im Kampf unterstützte.

Huril trug seine Rüstung nicht. Dunkle, leichte Kleidung hing nass von seinem Körper. Trotz des geschwärzten Gesichtes erkannte ich ihn an seinem Blick. Überheblich, gierig.

»Ergib dich«, sagte er, während er meine Schwertangriffe mühe-los mit einer erloschenen Fackel abwehrte.

Mich mochte er so besiegen können, nicht aber meinen dunklen

Begleiter. Der dornige Echsenkopf schnellte vor, wich blitzschnell aus und verpasste ihm Schlag um Schlag. Doch lenken ließ er sich kaum. Mir pochte das Herz wie verrückt. Ich würde mich nie ergeben, genauso wenig wie Aran oder Stora Gley.

Als mein Schatten von links angriff, machte ich mich bereit. Huril rammte seine Fackel ins Maul des Echsenkopfs, schwarze Zähne packten zu und hielten sie fest. Blitzschnell und erfüllt von all dem Zorn, der sich in mir aufgestaut hatte, schlug ich zu.

Huril versuchte auszuweichen, doch er war nicht flink genug. Die Klinge traf ihn an der Hüfte. Keuchend taumelte er rückwärts.

»Das Netz, das Netz, jetzt!«, schrie jemand.

Zwei Männer tauchten wie verfluchte Seelen aus einer Wand schwarzen Qualms. Mein Schatten baute sich schützend vor mir auf, doch es war zu spät. Sie warfen ein Fischernetz, dass sie irgendwo im Dorf gestohlen hatten.

Ich hieb mit dem Schwert danach, durchtrennte ein Stück, doch es reichte nicht. Im nächsten Moment wurde die Waffe an meinen Körper gepresst. Mein Schatten drückte sich gegen mich, und wie zwei Fliegen im Netz einer Spinne verhedderten wir uns mehr und mehr in den nach Fisch stinkenden Maschen.

Dann trat mir Huril in die Kniekehlen, und der Boden raste auf mich zu.

ARAN

Viroel zurückzulassen, fühlte sich an wie Verrat. Und doch waren ihre Worte wie eine Befreiung gewesen. Der Weg heim dauerte nur Augenblicke, doch Geedals Fluch war bereits vor mir da. Das Dach, das ich noch letztes Jahr gemeinsam mit Baro und Vater erneuert hatte, stand in Flammen.

Ich stieß mit der Schulter gegen die Tür und wurde zurückgeworfen. Sie war verriegelt – von innen heraus! Wohl aus Sorge vor Plünderung, falls die Ritter durchbrachen.

Ich bollerte mit der Faust gegen die Tür. »Aufmachen, sofort aufmachen, das Dach brennt!«, brüllte ich.

»Nein!«, schrillte eine Kinderstimme von drinnen, und meine Panik steigerte sich ins Unermessliche. »Enora? Uria? Ich bin es, Aran. Macht auf!«

»Aran?«

»Schnell! Schnell, jetzt.«

»Bist du das wirklich?« Die Stimme wurde immer höher.

»Uria, bitte, Baro braucht unsere Hilfe.«

Das Feuer rauschte und brüllte, als wäre es ein Lebewesen mit eigenem Willen, das sich rasend vor Hunger über das Haus hermachte. Funken regneten von oben auf mich herab, während drinnen quälend langsam der große Riegel zurückgeschoben wurde.

Ich stieß die Tür auf und sah in zwei verängstigte Gesichter. Auch drinnen fiel brennendes Stroh herab, und unter der Balkendecke hing dicker Rauch, wolkig und samten wie Eiderdaunen.

»Raus mit euch, ich helfe Baro.«

»Lass uns nicht allein«, wimmerte Uria.

»Ihr seid nicht allein, ihr habt einander.«

Uria schüttelte stur den Kopf, und die ältere Enora ließ ihre Hand los und lief zu Baro, der noch immer reglos auf dem Tisch lag. »Wir helfen.«

»Gut, dann eben so.« Es war keine Zeit, sich zu streiten, und wahrscheinlich würde ich ihre Hilfe sogar brauchen. »Ich nehme die Schultern, ihr die Beine.«

Jedes der Mädchen griff nun einen Fuß und ein Stück von dem Laken, auf dem er lag. Ich flehte sämtliche Götter um Schutz und Kraft an, die nicht Geedal hießen, fasste Baro unter den Schultern und versuchte dabei, irgendwie mit der Brust seinen bandagierten Kopf zu stützen. »Los, los, wir müssen hier raus!«

Mit einem Ruck hoben wir ihn vom Tisch, doch dann rutschten den Mädchen die schweren Beine aus den Händen.

»Haltet mir die Tür auf!«

Ich stolperte rückwärts und zerrte Baro mit mir. Ließ die Beine schleifen. »Wie kann ein Kerl nur so viel wiegen, du störrisches Maultier ...!«

Mit einem lauten Krachen kam ein Teil der Decke herunter. Staub, Rauch und Glut rasten wie eine Walze auf uns zu. Ich ließ Baro unsanft herunter und schützte sein Gesicht, während Geedals Zorn über uns hinwegrollte.

Gluthitze fuhr mir in die Lunge und schien alles zu verbrennen. Mein Körper wollte sich krümmen, doch ich ließ es nicht zu. Wir mussten ins Freie, bevor alles einstürzte.

Rückwärts zerrte ich Baro weiter, Stück um Stück, bis ich endlich durch die Tür kam und seine Füße über die Schwelle rutschten. Keinen Augenblick zu spät, denn drinnen fielen nun brennende Bretter hinab, und der Qualm sank tiefer und tiefer, sodass wir innerhalb kürzester Zeit erstickt wären.

Noch einmal nahm ich alle Kraft zusammen. Zerrte Baro noch ein Stück weiter und richtete mich schließlich keuchend auf, während Uria sich an mein Bein klammerte und Enora neben Baro in

die Knie ging und sich über sein Gesicht beugte, als versuchte sie, in all dem Feuergetöse auf seinen Atem zu lauschen.

Plötzlich bekam ich einen Schlag in den Rücken. Ein Schemen huschte vor meiner Brust vorbei, dann blieb ein Pfeil im Türbalken stecken. Er zitterte und war vollständig rot. Von den Federn am Ende tropfte Blut. *Mein Blut.*

Aber warum spürte ich nichts?

Ich presste mir eine Hand auf die Brust und fühlte sie feucht werden.

Jemand schrie meinen Namen. Es war Viroel. Ich sah mich nach ihr um. Da stand Huril mit geschwärztem Gesicht. Zu seinen Füßen lag Viroel, eingeschnürt in ein Fischernetz. Ihr Schatten zischte als halb durchsichtige Schlange um sie herum und konnte doch nichts ausrichten.

Einer von Hurils Schergen stand mit Pfeil und Bogen daneben. »Noch einmal, Hauptmann?«

»Nein, bei den Göttern, du Dummkopf«, erwiderte Huril wütend.

Ich sah auf meine Hand, auf der das Blut im Flammenschein schimmerte wie Rubin. Es floss meinen Körper hinunter, ich sah der Spur nach, die es über meine Tunika zog, beugte mich vor, um zu sehen, ob es auch die Hose hinunterfloss ... und kippte ...

VIROEL

Sie trugen Aran zwischen sich, und ich trottete hinterher wie ein Lamm auf dem Weg zur Schlachtbank.

»Wenn du etwas versuchst, schneide ich ihm die Kehle durch«, hatte Huril gedroht.

Seitdem war sämtlicher Widerstand aus mir gewichen. Wir würden später einen Weg finden, wenn es Aran wieder besser ging. Bis dahin war die Zeit angehalten.

Unbehelligt von den Menschen Stora Gleys, die versuchten zu löschen, was sich retten ließ, fanden wir unseren Weg zu einem kleinen Ruderboot. Mir klangen noch immer die Schreie von Arans kleinen Schwestern in den Ohren, als Hurils Männer ihren schwer verwundeten Bruder mitnahmen, während meine Kehle so staubtrocken und zugeschnürt war, als ob ich nie wieder einen Ton herausbringen könnte.

Alles umsonst.

Unsere Flucht aus Nurban, der verzweifelte Kampf um das Dorf, die Abwehr von Geedals Feuer. Es hatte nichts gebracht. Dutzende hatten ihr Leben verloren, und Stora Gley brannte soeben bis auf die Grundfeste nieder.

Ich musste an Arans eigene Prophezeiung denken. An seinen Tod, sollte er in den Süden aufbrechen, und das Ende von Stora Gley, falls er nicht hierblieb. Würde es nun passieren? Würde ich ihn tatsächlich verlieren?

Das konnte, durfte nicht wahr sein! Wir hatten so wenig Zeit miteinander gehabt, und doch konnte ich mir eine Welt ohne ihn nicht mehr vorstellen. Ohne seine blauen Augen, ohne sein Schweigen, das Bände sprach. Ohne die Blicke, die er mir schenkte, wenn er glaubte, ich merkte es nicht, und die mir das Herz in der Brust springen ließen.

Vor wenigen Augenblicken noch hatte er mir das Leben gerettet und sich damit befreit. Wir konnten endlich ohne die Fesseln der Lebensschuld zusammen sein – und nun sollte es so enden? Das konnte Elandaja doch nicht zulassen!

Hilf uns! Elandaja, hilf uns bitte!, flehte ich still und hielt nach ihren Boten Ausschau. Nach Käfern, einer weiteren blutenden Schwalbe, irgendetwas!

Aber es geschah nichts. Als hätte sie uns bereits vergessen, weil wir schon beim ersten Ankerpunkt versagt hatten.

Ich hararte neben Huril aus, während die anderen beiden Männer Aran an Bord wuchteten. Sein Körper war leblos und schien zu beweglich für einen lebendigen Menschen.

»Jetzt du.« Huril versetzte mir einen Stoß, und ich kletterte in die kleine Nussschale, strauchelte, konnte mich nicht abfangen, weil das Netz meine Arme an den Körper zwängte, und fiel mit der Schulter gegen eine Ruderbank, direkt neben Aran. Sein Mund stand auf, die Augen blickten ins Nichts.

Während Huril das Boot abstieß, lauschte ich auf Arans rasseln-den Atem.

»Ich bin hier, Aran, hörst du? Ich lasse dich nicht allein. Elandaja sieht dich«, wisperte ich mit brechender Stimme und schmiegte meine Wange an sein Gesicht. Er reagierte nicht, doch er atmete. Und das war das Einzige, worum sich meine Gedanken drehten. Solange er atmete, gab es Hoffnung.

Rhythmisch wurden die Ruder ins Wasser gestoßen, und Stora Gley blieb im Feuerschein zurück.

Arans Atem strich langsam und gleichmäßig über meine Haut. Und dann ... hörte er auf.

Von Rebekka Pax sind bei KARIBU bislang erschienen:

Whispers of Shadow and Silk - Die Prophezeiung (Band 1)

Whispers of Shadow and Silk - Die Erfüllung (Band 2)

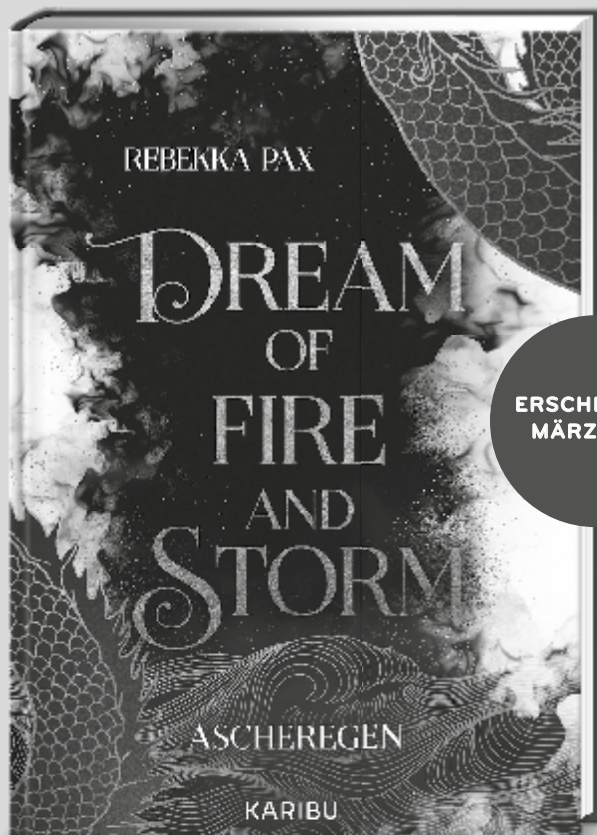
© Angela Kaufmann



Rebekka Pax wurde 1978 in Mülheim an der Ruhr geboren. Nach Abschluss ihres Studiums der Skandinavistik, Mittelalterlichen Geschichte und Archäologie absolvierte sie mehrere Praktika in Los Angeles als Drehbuchlektorin. In den folgenden Jahren arbeitete sie für die Kölner Produktionsfirma Zeitsprung Entertainment im Bereich Story Development und Lektorat. Unter dem Pseudonym Rebecca Maly schreibt sie erfolgreich historische Romane, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts spielen.

#SLOWBURN #FATEDMATES
#EMOTIONALSCARS
#CHOSENONE

DER PACKENDE ABSCHLUSS DER EPISCHEN
HIGH FANTASY-DILOGIE



REBEKKA PAX / **DREAM OF FIRE AND STORM – ASCHEREGEN**
ISBN 978-3-96129-611-8

WWW.KARIBUBUECHER.DE

#FORBIDDENLOVE
#MISUNDERSTOODVILLAIN

EIN VERBORGENES ERBE ENTFESSELT
NORÉYS WAHRES POTENTIAL

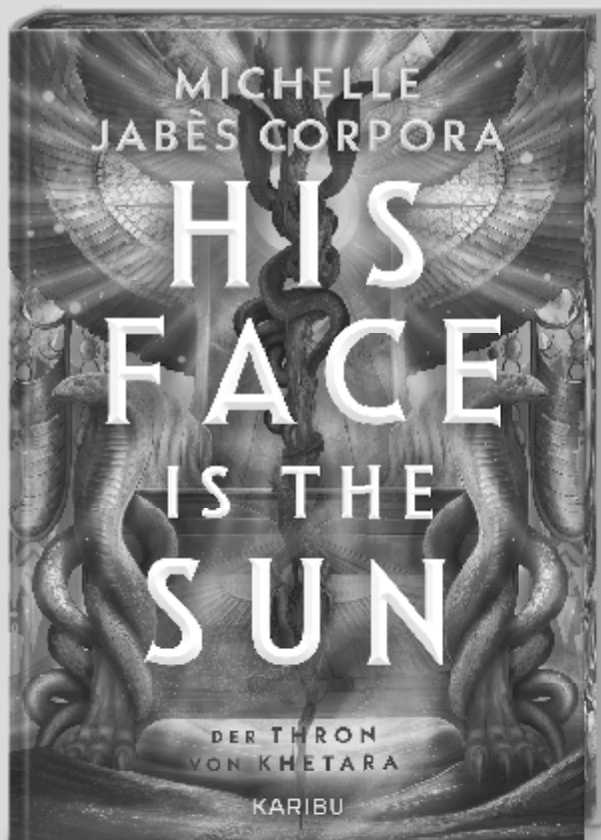


REBEKKA PAX / **WHISPERS OF SHADOW AND SILK (BAND 1)**
ISBN 978-3-96129-450-3 / AB 16 JAHREN

WWW.KARIBUBUECHER.DE

**#FOUNDFAMILY,
#SAVETHEWORLD,
#STRONGFEMALECHARACTERS**

ÜBER EIN URALTES ORAKEL, INTRIGEN AM HOF
UND LEIDENSCHAFTLICHES KNISTERN

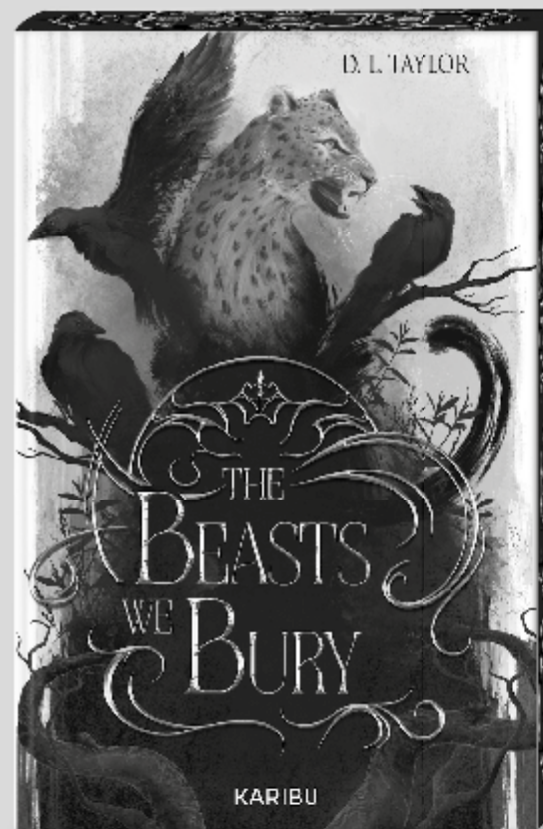


MICHELLE JABÈS CORPORA / **HIS FACE IS THE SUN**
ISBN 978-3-96129-501-2

WWW.KARIBUBUECHER.DE

**#ENEMIESTOLOVERS
#ONEBED #SLOWBURN**

EIN ABSOLUTES MUSS FÜR FANS VON
„POWERLESS“ UND „THRONE OF GLASS“



D. L. TAYLOR / **THE BEASTS WE BURY (BAND 1)**
ISBN 978-3-96129-480-0 / AB 14 JAHREN

WWW.KARIBUBUECHER.DE

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2026

© 2026 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2026 by Rebekka Pax

Copyright Deutsche Erstausgabe © 2026 by Edel Verlagsgruppe GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen,

insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß

§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«), zu gewinnen, ist untersagt.

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Marie Graßhof

Landkarten: Markus Weber, Guter Punkt GmbH & Co. KG, München

Layout & Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Lektorat: Sarah Heidelberger (www.sarah-heidelberger.de)

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-557-9

Printed in Germany

www.karibubuecher.de

Redaktionsanschrift:

Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14b, 80801 München

www.edelverlagsgruppe.de/kontakt

www.karibubuecher.de/kontakt

The background is a deep red with a black, smoky or flame-like texture. In the top left corner, there is a large, stylized flower with green and yellow outlines. In the bottom right corner, there is another similar flower. On the right side, a woman's face is partially visible, looking upwards with a serene expression. The title is written in a gold, serif font.

WENN DIE SCHATTEN BRENNEN, ERWACHT DAS SCHICKSAL

Von düsteren Visionen geplagt und entsetzt, als plötzlich ihr eigener Schatten in Flammen aufgeht, sucht die begabte Kartenzeichnerin Viroel den Tempel der Feuergöttin auf. Doch als man sie dort für die langersehnte Prophetin hält, gerät sie in große Gefahr. Ihr bleibt nur die Flucht, auf der sie auf den geheimnisvollen Aran trifft und ihn vor dem sicheren Tod rettet. Um seine Schuld zu begleichen, bleibt der attraktive Fremde widerwillig an ihrer Seite. Gejagt von Mächten, die ihre Gabe für eigene Zwecke missbrauchen wollen, muss Viroel sich entscheiden, wem sie vertrauen kann. Denn wenn ihre Visionen wahr werden, steht nicht nur die Welt in Flammen – sondern auch ihr eigenes Herz ...

Der Auftakt der atemberaubenden
High Fantasy-Dilogie
gezeichnet aus Feuer und Asche

ISBN 978-3-96129-557-9

WG: 1220



€ 19,99 (D)

www.karibubuecher.de

KARIBU